P.o. germ.
692 ug/
Fiche

Judas

84

150

<3662176258O012 S

<3662176258O012

Bayer. Staatsbibliothek

1733

Stoy Junker

Judas der Erzschelm.

Ein politischer Roman aus dem Reiche der Todten.

Straubingen und Amberg
1786.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Judas
der Erzschelm.

Ein politischer Roman
aus dem Reiche der Todten.

Erstes Kapitel.

Der Bücherbrand zu Wien.

Gleichwie unsere Erde, und alles, was darauf ist, nach der allgemeinen Lehre aus einem Chaos und Nichts hervorgegangen ist, so war ich auch entschlossen meinen Romanhelden aus dem Bücherbrande zu Wien, oder aus Staub und Asche zu schaffen, und denselben aus Nichts hervortreten zu lassen. Der Leser mag sich daher über die Aufschrift dieses Kapitels nicht befremden, sondern sich vielmehr durch den Gedanken beruhigen, daß zu jeder Meßzeit eben so gut ein Roman, als alle Jahre ein Almanach oder Schulprogramm entstehen müsse, man mag hernach den Stoff dazu nehmen, woher man wolle. Manchen Romanschreiber kömmt es ziemlich schwer an zu erfinden, durch welche Kulisse er seinen Helden auf die Bühne hinausstossen soll, und schon die Geburt desselben jagt ihm den Angstschweis ins Ge-

sicht; um mir diesen Kummer zu erspa-
ren, kam ich auf den Einfall meinen Ju-
das auf eine sonderbare Art, nämlich aus
Staub und Asche, zu schaffen, und ihn,
ohne vieles von seiner Geburt plaudern zu
dürfen, wie einen mannbaren Adam aufzu-
stellen. Es ist dieses freilich eine schrift-
stellerische Windbeutelei: aber warum soll
ich weniger Wind machen, als meine Kol-
legen, die manchmal viel schlechteres Zeug
geliefert, und doch ihre Schriften mit posau-
nenden Vorreden begleitet haben? Indeß
wünsche ich nicht, daß der Leser, ungeach-
tet dieses aufrichtigen Bekenntnisses meiner
Windbeutelei, die Wahrheit und Möglich-
keit meines Helden bezweifeln soll; ich könn-
te für die Authentizität desselben eben sowohl
einige Bürgen stellen, als man die Existenz
des **ewigen Juden** erprobt hat, dessen
wunderbare Historia zu **Augsburg** schon
über hundertmale eine neue, verbesserte und
vermehrte Auflage erlebte. Es braucht auch
nicht zu erklären, daß Judas der Erz-
schelm von jeher ein sonderbarer, und be-
rühmter Mann gewesen, dessen Eigenschaften
und rühmliche Thaten die Welt so sehr be-
zauberten, daß keine Nazion, und kein
Jahrhundert gewesen, die sich nicht eifrigst

bestrebten ihm nachzuahmen, und in seine Fußsteige zu treten.

Bevor ich nun die Geschichte meines Helden anfange, so halte ich es für nothwendig dem Leser zu sagen, woher ich all das Ding, das so bunt und quer unter einander liegt, erhalten habe, und auf welche Art ich dazu gekommen sei. Durch den Bücherbrand zu Wien, ist meine Antwort, und zwar durch eine wunderbare Schikkung. Mein seliger Vater war Radiermeister, das ist, ein Mann, der die Städte, Klöster, Stifte, und herrschaftlichen Schlösser durchreisete, die Bibliotheken und Archive durchwühlte, und die Kunst besaß, aus den Urkunden, Verträgen, Verbindungen u. s. f. ganze Stellen zu radiren, und dergestalt auszulöschen, daß es Niemand merken konnte, daß die Urkunde eine Veränderung gelitten habe. Mit dieser Kunst verdiente er sich schwer Geld, das mögen die Leser auf mein Ehrenwort glauben. Die Klöster, und besonders die Jesuiten, liessen sehr vieles, das nicht zu ihrem Vortheile diente, radiren; und es gab Herrschaften, welche meinen Vater auf ihre Güter kommen ließen, um ihren Familienangelegen-

heiten eine andere Gestalt zu geben. Ob aber mein Vater, oder Groß- oder Urgroßvater auch diejenige Urkunde ... habe, deren in den Sukzessionsschriften der baierischen Erbfolge von den Jahren 1779. u. f. f. gedacht wird, darüber kann ich keine hinlängliche Nachricht ertheilen. — Ich war schon zwölf Jahr alt, als mich mein Vater nach Wien brachte, wo er sein seliges Leben beschloß.

In dieser Stadt gab es um dieselbige Zeit eine grosse Menge Goldmacher, Geisterseher, Zeichendeuter, Quaksalber, und Priester; und diese giebt es, Dank den Göttern, in unserm aufgeklärten Deutschlande heut zu Tage noch. Dergleichen Herren besassen nun eine ungeheure Menge von Schriften, welche Geheimnisse, Erscheinungen und Beschwörungen enthielten, die sie als den kostbarsten Schaz aufbewahrten: selbst die großen Büchersääle zu Wien waren mit dergleichen Büchern von der Erde bis an die Dekke vollgestopft; und man kann aus diesem unermeßlichen Schaz, aus der Kostbarkeit und Seltenheit der Bücher auf die gründliche Gelehrsamkeit der dortmaligen Einwohner den Schluß machen, welche immer

in der Geisterwelt mit ihren Gedanken herumwandelten, während in der Körperwelt alles unter und über sich ging.

Da sich die hochstudirten Leute immer mit Geistersehen, Goldmachen, und Heiligsprechungen beschäftigten, trieben die Jesuiten mit der blinden Leichtgläubigkeit ihr Puppenspiel. Es ward nämlich zu Wien die kluge Anstalt getroffen, ein neues, prächtiges, akademisches Gebäude herzustellen, und an die Ausführung dieses Planes alle Kosten zu verwenden. Daß man allda zur Ausführung der Plane die größten Kosten niemals sparet, das kann das einzige folgende Beispiel beweisen: Im Jahr 1720. wurde von der kaiserlichen Regierung eine Kommission niedergesezt, welche die Steuertabellen in Schlesien untersuchen, und einen ordentlichen Steuerfuß einführen sollte. Diese Kommission hat an ihrem aufgetragenen Geschäfte ganze **zwanzig** Jahre lang gearbeitet, und dem Lande wirklich eine Million Kaisergulden gekostet, ohne daß dieselbe, als Karl VI. starb, weiter gekommen wäre, als wo sie angefangen hatte. Nach einiger Zeit (wie sich immer alles ändert) schikte Friedrich II. einige preußische

Domänenräte dahin, ein gleiches vorzunehmen, diese waren schon eher, als zwei Jahre verstrichen, mit der ganzen Arbeit fertig, und das ganze Geschäfte hatte nicht mehr, als 20,000 Thaler gekostet. — Zur Herstellung des akademischen Gebäudes wurden also vier grosse Häuser, welche zunächst an dem Jesuitenkollegium zu Wien standen, gekauft, und aus dem Grunde niedergerissen: alle sieben und zwänzig Familien, welche ihre bequemen Logis darin hatten, mußten auf der Stelle die Häuser räumen, um nur bald Hand an das Werk legen zu können.

Kaum hatten dieses die Jesuiten erfahren, so stekten sie sich hinter die Szene, und brachten unvermerkt ihre Klauen in das Vorhaben. Sie fanden Freunde, woran es ihnen nie gebricht, welche die Vorstellung machten, daß die Jesuiten zur Errichtung eines Lehrgebäudes die tauglichsten und geübtesten Männer seien. Dadurch erlangten sie, wie ganz natürlich, die völlige Aufsicht und Vollmacht über die Aufführung des Lehrgebäudes: und damit es ja das Ansehen hatte, als meinten es die Patres mit der ganzen Welt recht gut und aufrich-

tig, überreichten sie einen selbst hierzu entworfenen Plan und Zeichnung, die dann zur allgemeinen Zufriedenheit genehmiget wurden. Was konnte man von den Jesuiten, welche immer zum Wohl des Publikums all das Ihrige beitragen, anders erwarten, als daß ihre Bemühungen den weisesten Absichten der Regierung entsprechen würden? Nicht eine Seele zweifelte daran; das Publikum hielt sich an ihre Bruderschaften, Prozessionen und Seligsprechungen wie vormals, und man war unbekümmert, wie weit es die Patres mit dem Gebäude bringen würden. So grosses Zutrauen hatten zur selbigen Zeit die Jesuiten.

Endlich stand das majestätische Gebäude fertig; alle Zimmer und Hörsääle waren mit Lampriden und Marmor geziert, und der Hauptsaal, worin die Doktorwürden sollten ertheilt werden, war sogar zu Nuz und Frommen mit einem prächtigen Altar zum Messelesen versehen. Junge Stuzzer, Kavaliers, und eingebildete Gelehrte, von denen die Stadt wimmelt, begukten mit ihren Lunetten das vollbrachte Werk, belobten und beklatschten es, und machten den Jesuiten die tiefste Verbeugung für die ein-

richtsvolle Einrichtung. Nun sollten die Herren Professoren ihre neuen Wohnungen in diesem Gebäude beziehen, und die Hörsääle mit allen Feierlichkeiten eröfnet werden; die Professoren fanden aber die angewiesenen Pläzze so unschiklich angelegt, daß es ihnen unmöglich war mit ihren Familien darin zu logiren, und sie sich lieber für theures Geld ihre Wohnungen in der Stadt mietheten. Dieses erwekte natürlich ein grosses Aufsehen; alsogleich wurde der aufgeklärte und gelehrte Herr van Swieten beordert, das Gebäude in Augenschein zu nehmen, und die gehörigen Anstalten darüber zu treffen. Aber wie erstaunte und erschrak der liebe Mann, als er anstatt eines akademischen Gebäudes — ein neues Jesuitenkollegium vor sich sah! Wie, meine Herrn Patres, sagte van Swieten mit ergrimmten Blikken zu den umstehenden Jesuiten, wie können sie die Frechheit haben, die weisesten Absichten der Regierung zu täuschen, den Aufwand so ungeheurer Summen für das Wohl des Publikums zu vereiteln, und ihr eignes Vaterland zu betrügen? In unserer Karolina, fuhr er fort, wird der, welcher seinen Nächsten um einen Dukaten betrügt, mit dem Leben bestraft: und Sie,

meine hochwürdigen Patres, haben das Vaterland, neben den erstaunlichen Geldsummen sogar an der Verbreitung der Wissenschaften gehindert! Sie sind unwürdig der Gnaden, die man ihnen zufliessen läßt, und Sie verdienen nicht eine Minute in dieser Stadt Athem holen zu dürfen.

Zu dieser kurzen Strafpredigt sagten die Jesuiten kein Wort, sondern sie hörten dieselbe in geistlicher Demuth und mit der erforderlichen Gelassenheit an. **Van Swieten** begab sich aber von einem Zimmer ins andre, und fand überall, daß das ganze Werk nichts mehr und nichts weniger, als ein Jesuitenkollegium war. Endlich gerieth er auch in den grossen Hörsaal, und schon beim Eintritt in denselben fiel es ihm in die Augen, daß es vielmehr ein Kongregazionssaal, oder Kirche, als ein zur öffentlichen Prüfung bestimmter Ort wäre. Wozu der prächtige Altar, fragte er, war es die Absicht der Regierung ein Bethaus oder ein Erziehungshaus bauen zu lassen? Wollte Gott, wir hätten weniger Kirchen und mehrere Schulhäuser in unserer Stadt! Sogleich befahl er den Handwerksleuten, den Altar aus dem Saale zu reissen, und ihn zu verbren-

nen: ein übereilter Schritt, wodurch er Gelegenheit gab, von der hochwürdigen Geistlichkeit vor dem Volk verkezzert zu werden.

Van Swieten ging nach Hause, und dachte diesem Unfuge der Jesuiten noch länger nach. Ich sehe wohl, sagte er zu sich selbst, daß sich das Publikum so lange äffen läßt, so lange es von irrigen Grundsäzzen angestekt ist; vor allen muß man ihm die schädlichen Bücher aus den Händen nehmen, und bessere, brauchbarere dafür hingeben. Sogleich begab er sich in die Büchersääle, musterte alle Bücher durch, und was ihm zwekwidrig schien, darüber ließ er sein gutgemeintes Anathema ergehen, und verdammte es zum verzehrenden Feuer. Zu dieser Absicht wurden auf einem grossen Plaz ausserhalb der Stadt mehrere Scheiterhaufen errichtet, und es hatte das Ansehen, als wäre man Willens ein spanisches Auto da Fe mit allen Solemnitäten zu feiern: die größten Heuwagen voll Bücher wurden mit vier und sechs Pferden dahin geschleppt, und etliche Duzzend Kerls, gleichsam Diener des Großinquisitors, schmissen die Folianten, Quartanten, Oktavbände und Manuskripte in die lodernde Flammen. Was

da für ein Lärm, Geschrei und Getümmel unter den Zuschauern entstand, kann man sich wohl vorstellen. Alte Mütterchens, besoldete Bigotten, Mönchssklaven, und Jesuitenspionen schrien und heulten, indem sie vorgaben, man verbrenne mit den Skartecken die Religion: und die Geistlichen ermangelten nicht aus diesem Verfahren den nahen Krieg, Pest, Hunger und Theurung zu prophezeihen. Zu diesem sonderbaren Schauspiel führte mich auch mein seliger Vater, der sich bald darauf zu todt gekränkt hatte, am Arme hin, um auch unter dem ungeheuren Haufen der neugierigen Wiener zu sein, welche ihre Aemter und Werkstätte verlassen, so oft ein Affe oder eine Meerkazze durch die Stadtthore kömmt. Da es nun bei einer fast unzähligen Menge zum Feuer bestimmter Bücher nicht anders sein konnte, als daß hie und da eine Skarteke von den hochaufgethürmten Heuwagen herabfiel, oder daß die Heftigkeit der Flammen manches halb angebrannte Büchelgen wieder aus dem Feuer verdrang, so machte dieses den Gassenjungen ein solches Vergnügen, daß sie Haufenweise über einander hinpurzelten, und sich die zerstreuten Büchelgen zu erobern beeiferten. Ja sogar

die angesehensten Personen bemühten sich ein Partikelgen von diesem Bücherbrande zum ewigen Andenken sich zu erwerben. Da sah es dann wahrlich recht komisch her; der hatte ein halbes Buch, dieser etliche Bogen Manuskript, und jener ein halbverbranntes Stük, die wenigsten aber besassen etwas Ganzes.

Mein Vater, der immer mit alten Urkunden umzugehen seine Freude hatte, gab sich alle Mühe theils für Geld theils mit eigenen Bestreben die Ueberbleibsel dieses Bücherbrandes möglichst zu sammeln; er bewahrte sie sorgfältig als den kostbarsten Schaz auf, und hinterließ mir dieselbigen als den einzigen Nachlaß seines Vermögens. Als meine Vernunft mit den Jahren zunahm, und ich eben in dem Zeitpunkt in Wien noch war, da man Miene machte, aufgeklärt scheinen zu wollen, so erinnerte ich mich meiner väterlichen Erbschaft, und fieng die Skarteken zu durchmustern an. Ich fand verschiedene zerstreute Nachrichten von Judas dem Erzschelm, der weiland in Wien zu Pater Abrahams a sankta Klara Zeiten die drolligsten Auftritte auf der Kanzel gespielt hatte; ich ordnete sie, so viel

mir möglich war, zusammen, ergänzte zuweilen etwas, strich auch das Anstößige weg, und formte das Ganze zu einem Roman, wie der geneigte Leser bald sehen wird. Hier und da, das muß ich gestehen, gieng es mir ziemlich knapp; und der Leser wird es mir nicht verargen, wenn ich nicht so ganz seinen Sinn getroffen habe: oder wenn manches, vielleicht auch gar vieles, einer Verbesserung nöthig hätte.

Hiermit habe ich die Geburt und Entstehungsgeschichte meines Romanhelden dargethan; auch nach Autorssitte die geduldigen Leser um Vergebung meiner Versehen, Verirrungen, Geplauders und schläfrigen Vortrags gebeten, und folglich alles gethan, was ein vorsichtiger Romanschreiber zur Vermeidung einer scharfen Kritik für nothwendig erachtet. Nur muß ich noch einen Umstand, welcher mit dem Bücherbrande im Zusammenhange steht, nachholen.

Van Swieten hatte es sich in den Kopf gesezt, die Wiener vernünftiger zu machen, und sie vom Aberglauben, Mönchspossen, und von dem Pharisäismus der Jesuiten zu entfernen. Er glaubte durch den

erstaunlichen Bücherbrand schon viele Hindernisse weggeräumt, und einen mächtigen Schritt zur Aufklärung gethan zu haben: er erfuhr aber das Gegentheil. Die Mönche und Jesuiten, unterstüzt von Zeloten mit Ordensbändern, hatten auf der andern Seite alles wieder niedergestürzt, was er auf der einen Seite Gutes und Vernünftiges aufgebaut hatte. Denn gar bald wurde jene ungeheure Summe der verbrannten Bücher durch die von den Jesuiten und Mönchen zum Druk beförderten Bücher wieder überflüßig ersezt, und die ganze Stadt, so zu sagen, davon überschwemmt. Alle Familien und übrigen Privatleute würden mit Andachtsbüchern, Tagzeiten und Litaneien vom Herzen Jesu, vom heiligen Ignaz, Xavier, Aloys und Stanislaus versehen; die Bücherläden wimmelten von geistlichen Herzklopfern, andächtigen Seelenwekkern, christkatholischen Hosenträgern, Baumgärtleins, Mirthengärtleins, Blumengärtleins, und Rosengärtleins der andächtigen Braut Jesu, und des frommen Bräutigams Mariä: und die Bettelmönche vertheilten ganze Schnapsäkke voll Brüderschaftsbüchlein, neuer Offenbarungen, Erscheinungen, Mi-

rakel-

rakelbüchleins, Ablaßbüchleins, Porziunkula=büchleins, Jubiläum= und Sekulumbüchleins unter das Landvolk, um den Saamen des uralten, christkatholischen Glaubens wieder auszusäen, welchen der kezzerische **van Swieten** so jämmerlich und unbarmherzig verbrannt hatte. Man unterließ auch nicht frische Ablaßbullen, frische Seligsprechungen, und frische Knochen, oder Lappen, oder alte Pantoffel als eine heilige Reliquie von Rom spediren zu lassen, und diese dem bürgerlichen und adelichen Pöbel zum andächtigen Küssen darzureichen. Auf diese Art sah sich **van Swieten** gänzlich übermannt; es war ihm unmöglich so viele Gegner mit seiner einzigen Hand zu überwinden. Die Aussicht, auch seine Parthei zu verstärken, war ihm zu schwach; er hatte das Beispiel des Herrn Professor Riegers vor sich, der sich alle Mühe gab, durch sein neues Jus kanonikum vernünftige Lehrsäzze zu verbreiten, und der von seinen eigenen Schülern, welche ihm, wie Affen, nachbetheten, nach der Hand verachtet und verkezzert ward.

Nachdem nun **van Swieten** lange genug der Dummheit, dem Aberglauben und

den Mönchspossen rühmlichst entgegen gearbeitet hatte, so unterlag er endlich; er starb! Jezt sollte man sich den heimlichen Jubel der Jesuiten, Mönche und der gesammten hochwürdigen Geistlichkeit über den Tod ihres Antagonisten vorstellen! In den Kloster-Refektorien wurde halbe Nächte durch getrunken und geschwelgt, und sie stellten sogar unter sich Freudenfeste, und prächtige Tafeln an, um sich aus Herzenslust über den Tod des seligen und verdienstvollesten Mannes freuen zu können. Sie ermangelten nicht die schimpflichsten Anekdoten von ihm zu erdichten, und sein Andenken beim Volk verhaßt zu machen. Das erste, was sie unter dem Publikum verbreiteten, war, daß van Swieten als ein Verdammter in der Hölle sizze; bald wurde ein schwarzer Hund mit feurigen Augen in seinem Hause gesehen, bald ein Gepolter von eisernen Fesseln gehört, und bald verbrannte Merkmaale als ein Zeichen der Verdammniß gefunden; und so mußte sein Nachruhm unter den Bigotten und Fanatikern das nämliche Schiksal ausstehen, welches das Andenken des seligen Herrn von Osterwald in München gelitten hatte.

Nur die wenigen Edeln weihten der Asche des Seligen eine stille Thräne, und entschlossen sich ihm ein Denkmal der Dankbarkeit zu errichten. Zur Verewigung des Namens dieses aufgeklärten Mannes wurde sein Portrait von Bildhauerarbeit in dem medizinischen Hörsaale aufgestellt, und mit einer Inschrift von goldnen Buchstaben geziert. Welchen Schmerz mußten hierüber die Geistlichen empfinden, als sie dieses vernahmen, da man sonst nur bei den Festinen der Heiligen, der Brüderschaften und Abläße, oder bei einer Bischofsweihe und Prälatenwahl allein goldene Aufschriften zu machen pflegte! Ihr Murren war allgemein; und sie gewannen sogar die Studenten der medizinischen Fakultät auf ihre Seite, welche sich durch Wein und Kalbsbraten bereden liessen, bei der nächsten Eröfnung des medizinischen Hörsaals die goldnen Buchstaben wegzukappern, und die Statue ohne Namen und Inschrift dem Gespötte auszustellen. Wer immer also heut zu Tage nach Wien kömmt, der hat die Ehre, die Löcher von den Nägeln, womit die goldenen Buchstaben angeheftet waren, als ein Ueberbleibsel von der Sittlichkeit der dasigen Studenten, und von

dem Religionseifer der Herrn Jesuiten zu sehen und zu bewundern.

Dieses Kapitel wäre iezt also bis auf ein kurzes Postskript fertig; nur ist nachzuholen, daß sich die Verkezzerungs- und Verfolgungsseuche dermalen von Wien ziemlich weg und nach dem benachbarten Baiern gezogen habe, allwo sie besonders in den iezigen Tagen mit den heftigsten Ausbrüchen rumoret. Die daran stossenden Nürnbergischen und Bayreuthischen Lande halten zwar immer die strengste Kontumaze dagegen; der Himmel verhüte, daß dieses Uebel nicht weiter um sich greife!

Zweites Kapitel.

Enthält nichts Neues, oder: ein Adels-Diplom.

Zum Glükke hat man in den österreichischen sekularisirten Klöstern eine alte Chronika gefunden, welche deswegen so lange ungekannt blieb, weil die Mönche zu ihrem besten Wohlbehagen sehr viele Bücher ohne Erlaubniß des Pabstes nicht lesen dürfen, oder

manche historische Geheimnisse nicht publik machen wollen. In dieser Chronika wird auch meines Romanhelden, Judas des Erzschelms, gedacht, und bewiesen, daß sich dieses Geschlecht ungemein verbreitet habe, und daß schon vor uralten Zeiten unter allen Nazionen Erzschelme gewesen, welche auf die adeliche Herkunft einigen Anspruch gemacht hatten. Der erste aus dem Stammhause meines Helden, heißt es, war bei dem Residenzschlosse des Königs David Schuhepuzzer gewesen, welcher sich durch seine Talente so weit hinauf geschwungen, daß er zulezt in den Adelstand erhoben ward. Es war dortmals eben der Zeitpunkt, daß ein Schuhepuzzer, oder Friseur, oder Laquais mit verliebten Histörchen und Tyrolergrobheiten weit eher Gehör und Zutritt fand, als ein Unterthan, der mit blutigen Thränen über Bedrükkung und verweigerte Gerechtigkeit klagen wollte. Dieser Schalksnarr genoß die Gewogenheit einer Hofdame in solchem Maase, daß er von ihr vom Fuß bis zum Kopfe neu gekleidet wurde, während sie hundert der elendigsten Bettler mit den bittersten Schimpfworten von sich weisen ließ. In dieser Kleidung machte dann der Schuhepuzzer eine so herrliche Figur, daß selbst

David, als er einmal aus dem Audienzsaale trat, in höchsten Gnaden auf ihn zulächelte, ohne die dreihundert Bauern gewahr zu werden, welche auf der andern Seite mit einer Bittschrift in der Hand, über die Raubsucht der Priester und Leviten klagen wollten, und welche für die Erlaubniß, klagen zu dürfen, 2000 Reichsthaler schon baar erlegt hatten.

Es war dortmals schon die Verfassung so, daß ganze Haufen zerlumpter Unterthanen nichts Neues waren, und ein Hofnarr, oder Possenreisser alle Aufmerksamkeit an sich zog. Dadurch sah sich dann der Schuhepuzzer beim ganzen Hofe liebgewonnen, und das neue Kleid machte ihn so stolz, daß er den folgenden Tag frisirt und gepudert erschien, seine Muttersprache mit ausländischem Akzent verstümmelte, und seine Frau a la Montgolfiere oder al Figaro öffentlich am Arme herumführte.

An einem Morgen bei dem Lever, wo täglich viele müßige Hofherren, als hätten sie die wichtigsten Dinge zu melden, erscheinen mußten, und keiner etwas Interessantes zu sagen wußte, wurde eine ganze Stunde

mit der amusirenden Neuigkeit von der plözlichen Veränderung des Schuhepuzzers zugebracht; und man sagt, daß sich denselben Tag hindurch David in der besten Laune befunden habe. Es fügen zwar einige Geschichtschreiber hinzu, daß in dem Vorzimmer ein Haufe Bürger aus dem benachbarten abgebrannten Städtchen gestanden, welche um Baumaterialien, als eine Unterstüzzung für einen Brandschaden, suplizirten: allein die Stunde war vorbei, und David ertheilte die Ordres zur Wachparade; es konnte zugleich die Bitte der Bürger um so weniger statt finden, weil man eben im Begrif war, die vorräthigen Baumaterialien für ein neues Stifthaus der Priester und Leviten zu verwenden, und es die Hofherren nicht für wichtig genug hielten, die Suplik der Bürger bei dem Lever zu melden. Dieses soll unter der übrigen Bürgerschaft ein großes Murren, und den nämlichen Abend noch das Polizeiamt bewogen haben, zu zeigen, daß es nicht umsonst aufgestellt sei. Durch den Trommelschlag wurde bekannt gemacht, daß sich die abgebrannten Bürger, welche nur der Müßiggang in die Stadt getrieben, bei Verlust des Bürgerrechts nach Hause begeben, und sich einsweilen mit

Strohhütten begnügen sollen. Für diese Herstellung der öffentlichen Ruhe hatte David am folgenden Tage mit einem Handbillet dem Polizeiamte in sehr gnädigen Ausdrükken gedankt, und sein größtes Wohlgefallen darüber bezeugt. Nur der Pöbel, welcher die Wohlthaten und Weisheit des Hofes nicht kannte, spottete über das Polizeigesez, über den Schuhepuzzer und dessen Frau al figaro, heftete in der Nacht einige Zettel an die Strassenekken, und — beleidigte den Adel.

Es war eben Frühlingszeit, da sich der Hof aus der Stadt nach dem Sommerpalais verfügte, und dadurch dem Gemurmel des Pöbels ein Ende machte. Der Schuhepuzzer, welcher die vorigen Jahre nur zu Fuß nach dem Sommerpalais gekommen war, hatte sich diesesmal schon eine Kutsche gemiethet, und er zählte sich samt seiner Frau, welche sonst bei den Kohlkörben ihr Geschäft hatte, eben so gut, als die übrigen Hofherren, unter das königliche Gefolge.

Zunächst an dem Sommerpalais war in einem grossen Garten ein prächtiger Ort zum Baden zubereitet. Kunst und Natur, wenn ich mich der beliebten Redensart aller gleich-

zeitigen Romanschreiber bedienen darf, stritten mit einander um den Vorzug; das reinste Kristalwasser schlängelte sich durch einen mit Blumen und Baumfrüchten belebten Hain; die Gestade waren mit künstlichen Gesträuchen besezt, über welche marmorne Statuen von Göttern und Nymphen hervorragten: der ganze Ort war so reizend und Wollustlokkend angelegt, daß selbst ein Jupiter nicht unterlassen haben würde, sich in einen Stier zu verwandeln, um die badenden Damen nicht zu verscheuchen. Denn nur den Damen allein war dieser Ort zum Baden bestimmt, weil das Sanitätskollegium nach vielen chymischen Versuchen das Wasser für gut befunden hatte, den am Toilette müßigen Damen die Vapeurs zu vertreiben. Einmal nun, da eben die Gemahlin des Königs in den Wochen lag, und David weiter nichts zu thun hatte, ging er, ganz in Gedanken vertieft, im Garten spazieren. Unvermuthet begegnete ihm der Schuhepuzzer mit einer lächelnden Miene und mit in Unordnung gebrachten Haarlokken. Was lachst du? warum so zerzauset? fragte ihn der König. Lange wollte der Hofliebling mit der Sprache nicht heraus, und er antwortete so zweideutig und geheimnißvoll, daß David

nur neugieriger ward, weiter zu fragen. Ich war, antwortete er endlich, doch eure Majestät dürfen mich bei meinem Weibe nicht verrathen, — ich war hinter einem Gesträuche gelegen, und sah — die weissen Schenkel der Hofdamen, welche sich eben baden. Sie sind ganz nach der Natur, fuhr er fort, wie das Bild der Venus in dem Schlafgemach eines Reichsprälaten, und machte davon eine so reizende Beschreibung, daß sich der König augenbliklich dahin zu begeben entschloß.

Sire, sagte der Hofliebling, geruhen doch vorher meine Vorstellung zu hören: die Damen werden davon laufen; denn es ist die Eigenschaft des weiblichen Geschlechts, daß, wenn zwei Frauenzimmer beisammen sind, die eine mehr Unschuld als die andere affektiret. Alsogleich gerieth der Schuhepuzzer auf den Einfall, zwischen den Gesträuchen hinzukriechen, unvermerkt die Kleider der Damen zu stehlen, und auf gegebenes Signal den König in den Stand zu sezzen, die Vögel ohne Federn, auch ohne Garn zu fangen. Auf diesen Vorschlag zog David alsogleich seine goldene Repetieruhr aus der Tasche, und belohnte damit den wizzi-

gen Einfall: der zwar dem Leser eben so wenig naiv scheinen wird, als es bei uns eine alltägliche Sache ist, daß man durch **Kriechen** zu hohen Gnaden gelangen könne. Der Schuhepuzzer fieng also zu kriechen an, und kam glüklich mit der Beute zurükke; worauf David, ohne zu bedenken, daß sein königlicher Purpurmantel würde naß werden, aus dem Gesträuche in das Wasser hervorsprang, um — nicht sich zu ertränken, sondern um die badenden Damen zu erschrekken. Was weiter bei dieser plözlichen Ueberraschung vorgegangen, das gehört in die Lebensgeschichte Davids — des Mannes nach dem Herzen Gottes.

Den folgenden Tag war, weil die Königin wieder nach den Wochen das erstemal erschien, öffentliche Tafel von hundert und funfzig Gedekken: der Adel war ungemein zahlreich, und die auswärtigen Gesandten erschienen in den Uniformen ihrer respektive Herren Prinzipalen. Bei dieser Gelegenheit ward auch bekannt gemacht, daß der vormals gewesene Hofschuhepuzzer wegen seiner dem Staate geleisteten Dienste in den Adelstand erhoben sei. Da nun viele der Anwesenden dieses nicht recht begreifen konnten,

so erklärte der Zeremonienmeister mündlich, daß gestern Seine Majestät in das Wasser gefallen, und von dem neuen adelichen Patrioten mit Lebensgefahr von dem augenscheinlichen Untergang wieder gerettet worden seien: zu welcher Bekräftigung der noch durchaus nasse Purpurmantel vorgezeigt wurde, das bei den Anwesenden das höchste Erstaunen und Bewunderung erregte. Sogar die Königin freute sich ungemein über diese glükliche Begebenheit, und die Gäste säumten nicht den heldenmüthigen Erretter aufzusuchen, ihm ihre Glükwünsche abzustatten, und ihn nach adelicher Sitte zärtlich zu küssen. David, um diese Freude ganz zu machen, veranstaltete, seiner Frömmigkeit gemäß, ein Te Deum Laudamus, befahl den Mantel zur Dankbarkeit in dem Tempel öffentlich aufzuhängen, und konnte sich künftig, so oft er in die Kirche ging und seinen Mantel erblikte, des Lachens nicht enthalten. Sobald dieses die Leviten erfahren hatten, so veranstalteten sie öffentliche Dankfeste und Prozessionen, und rühmten die Rettung des naßgewordenen Mantels als das größte Wunderwerk in ihren Predigten an: denn auch sie wußten, wie viel ihnen an dessen Erhaltung gelegen sei, und daß es ihnen bei dergleichen from-

melnden Andächteleien an Rebhühnern, Wachteln und Fasanen nie gebrechen werde. Daß bei dem ganzen Wunderwerke nicht die geringste Täuschung, wie es sonst allemal gewöhnlich ist, vorgegangen, erhellet daraus, daß alle Theilhaber auf ihren Todbetten von den Sünden sind absolvirt, und ohne Widerrede in ein geweihtes Erdreich begraben worden.

Kurz darauf wurde alsdann dem Schuhepuzzer das Adelsdiplom von einem Notarius apostolikus immatrikulatus ausgefertiget, und das Instrument mit allen Rechtsformeln und rechtlichen Klausuln versehen, und die Abschriften davon in verschiedenen Städten hinterlegt. Dieser ist also, sagt die oben berührte Chronika, der Stammvater der uralten, adelichen und gefreiten Familie unsers Judas des Erzschelms, von dem wir in den folgenden Kapiteln das Mehrere erfahren werden. Von den Nachfolgern dieses Urstifters findet man in verschiedenen Familien-Archiven häufige Spuren; und nach der Hand ward diese Linie so sehr gesegnet, daß sie in Kollaterallinien auswuchs, und sich über die ganze Erde häufig verbreitete.

Da ich nun nie Willens war meinen Romanhelden so zu zeichnen, wie er auf unserer Erde als ein, unter der bekannten Firma, Judas der Erzschelm gestanden, sondern vielmehr von demselben eine getreue Geschichte aus dem Reiche der Todten zu liefern: so wäre es überflüßig mich weiter über desselben Herkunft, Leben und Thaten auszudehnen. Ich theilte obiges dem Leser nur als einen Vorgeschmak oder als eine Einleitung zu den folgenden Kapiteln mit, weil doch in der Natur der Dinge alles wenigstens einen Fuß oder eine Stelze haben muß. Indeß wünsche ich dem Leser bei guter Musse zu sein, und das folgende entweder für die lange Weile zu lesen, oder dabei zu schlummern.

Drittes Kapitel.

Ein Roß wird Bürgermeister: das eben nichts ungewöhnliches ist.

Der Hofprediger zu Wien, Pater Abraham von sankt Klara, behauptete mit grosser Zuverläßigkeit, daß Judas der Erzschelm nach seinem rühmlichen Tode geraden Wegs zur

Hölle der Verdammten hinabgefahren sei. Allein ich entschliesse mich, unbeschadet der gründlichen Gelehrsamkeit meines seligen Vorfahrers, der entgegengesezten Meinung zu sein, und zu Folge dem System des Pythagoras darauf zu verharren, daß Judas nach dem Prinzip der Seelenwanderung noch einige Jahrhunderte auf unserer Erde zugebracht habe. Obschon in den wesentlichen Theilen zwischen dem hochseligen Pater Abraham und mir ein grosser Unterschied statt findet, so halten wir doch in Rüksicht der Meinungen einander das Gleichgewicht. War das Wiener Publikum so gütig zu glauben, daß die Verdammten in der Hölle wie Pikklinge über einander gepreßt werden, und der ausgepreßte Saft dem Luzifer als der beste Tafelwein, wenn er die übrigen Teufel zum Gastmahl bittet, aufgesezt werde, so mögen wohl meine Leser auch so billig sein, auf mein Ehrenwort zu glauben, daß die Seele des Judas aus dem menschlichen Gerippe in die Körper der Thiere hinüber gewandert sei, und diese Wanderung so lange fortgesezt habe, bis ihn die Gesezze und Bestimmung in das Reich der Todten zu wandern geheissen haben. Es ist meines Erachtens immer gleichviel, ob wir eine Hölle

der Verdammten nach dem Model des Pater Abraham, oder des Pater Kochem, oder des Herrn Lavaters, oder des Pythagoras wählen; das Resultat ist doch das nämliche, daß wir überall Schurken finden. Und da es nun einmal von der hochwürdigen Theologenschaft ausgemacht ist, daß wir boshafte Menschenkinder in eine solche Hölle kommen müssen, so rathe ich ohnmaßgeblich lieber das lezte Model zu wählen, da dieses, wie es die Folge zeigen wird, unserm Temperamente am behäglichsten zu sein scheinet, und Judas, der immer ein schlauer Erzschelm war, in seiner Wahl nicht mit Unvorsichtigkeit wird zu Werke gegangen sein.

Judas, der nun einmal bestimmt war etwas Grosses zu werden, ging nach den Gesezzen der Seelenwanderung in den Körper eines Pferdes hinüber. Um groß zu werden kömmt es die meisten male auf die Umstände an, welche zu gleicher Zeit und mit gleichen Verhältnissen übereinkommen: es wird sich, z. B. mancher unserer heutigen Schriftsteller, worunter auch meine Nullität nach des Herrn Wekhrlins Ausdruk gehört, in den Zeiten Karls des Grossen ge-

lebt

lebt zu haben wünschen, da selbst Regenten, Herzoge und Grafen nicht einmal ihre Namen schreiben konnten; unsere Elektrizitätsmaschinen würden zu einer andern Zeit Zaubereien gewesen sein, und manche unserer Konstabler, welche iezt für tägliche zwei Groschen dienen, würden unter einem Karlmann als Oberste oder Generals gestanden haben. Judas aber kam eben zur rechten Zeit als ein junges und muthiges Pferd nach Rom: ob er von den Hamburger- oder Straßburger Juden, oder von einem andern Roßhändler dahin sei gebracht worden, wollen wir so genau nicht untersuchen: genug ist es, zu wissen, daß er in dem Hofstalle des Kaisers Helliogabalus eine Zeitlang gestanden, und allda als ein Leibpferd von einigen englischen Bereitern dressirt worden sei.

Hier wurde nun dem Judas von einigen alten Stallknechten sehr emsig gewartet; seine Razion Haver und Heu bekam er auf die Minute, und in dem Marstallhofe wurde er täglich einige Stunden spazieren herumgeführt. Manchmal geschah es, daß sich die Stallknechte auf einen Bund Stroh

hinsezten, Tabak rauchten, und sich bei guter Musse die Begebenheiten des Hofes einander erzählten. Bei dieser Gelegenheit hörte Judas verschiedene Sächelgen. Es ist nicht leichter die heimlichen Angelegenheiten einer Familie, eines grossen Hauses, oder irgend einer Herrschaft auszuforschen, als wenn man sich an deren abgelebte Dienstboten wendet. Sieh, Bruder, sagte ein Stallknecht, das alte Weib, welches dort bettelt, ist eine Schwester des grossen Weltweisen Seneka; der liebe Hergott verleihe ihm die ewige Ruhe! Wie so? fragte der andere. Wie so? erwiederte der erste, weißt du dann nicht, daß Kaiser Nero den lieben Seneka hat ermorden lassen? Er war gewiß ein Kezzer, rief der Kamerade auf, gewiß ein Kezzer! Was ein Kezzer sei, das weis ich eben nicht, sagte der erste; so viel ist mir aber zuverläßig bewußt, daß Seneka ein gelehrter Mann, und Nero ein dummer Esel gewesen. Jezt wiherte Judas, und schlug mit den Hufen links und rechts um sich herum, als würde er von Bienen gestochen. Judas konnte über das Gespräche der Stallknechte seine Freude nicht anders als mit dem ihm nun eigenen Wiehern eines Pferdes bezeigen, und die beiden

Männer hatten so viel Mutterwiz, daß sie die Ursache des Wiherns sogleich erriethen. Sieh doch, lieber Bruder! sagte der erste, unsere Pferde sind gescheider, als unsere Rathsherren: diese hatten aus niederträchtiger Schmeichelei dem Nero Glük gewünscht, daß er in Kraft seiner stumpfen Weisheit den berühmtesten Philosophen aus der Welt geschaft: aber unser Hinkmar dort (so nannten iezt die Stallknechte den Judas, indem sie einem jeden Pferde einen eignen Namen gaben) belachet die Dummheit des Nero. Ei doch, erwiederte der Kamerade mit Erstaunen, wenn es so fort geht, wird Hinkmar das berühmteste Roß im ganzen Hofstalle: erzähle mir nochmal so ein Histörchen, damit ich sehe, wie weit die Vernunft unserer Pferde reiche. Kalligula, fieng der erste an, hätte sich besser für einen Scharfrichter, als Regenten geschikt, und wäre es nach seinem Willen geschehen, so säßen ich und du nicht mehr hier auf unserem Bunde Stroh. Erkläre mir dieses, sagte der andere, und drehte sich gegen den Hinkmar, um zu erfahren, ob er wol die ganze Geschichte verstünde. Kalligula, fuhr der eine fort, hatte allen seinen Unterthanen einen einzigen Hals gewünscht, um

sich die fürstliche Freude verschaffen und mit einem einzigen Hiebe ihre Köpfe abhauen zu können. Judas wiherte abermal, und beide Männer geriethen in Erstaunen. Nach einer Pause, oder so lange, als ein Frauenzimmer ohne zu lachen in Ohnmacht liegen kann, gaben sich die Stallknechte einander, weil sie vor Verwunderung noch nicht reden konnten, einige Zeichen, die wunderbaren Proben weiter fortzusezzen. Sie fingen vom Kaiser Domizian zu erzählen an, welcher mit Spieß und Sturmhaube versehen, seine ritterlichen Kräfte an den Mükken versuchte, welche er spießte; allein Hinkmar wiherte nicht. Vermuthlich war ihm Domizians Betragen um so weniger auffallend, da wir noch in unseren Tagen selbst mit Augen sehen, daß manche Herren mit all ihren Räthen und Schreibern und Kanzleidienern auch nicht mehr thun, als Mükken fangen. Als sie endlich von jenem Kaiser zu sprechen begannen, welcher einst seine Hofleute zu Gaste bat, und ihnen frische Menschenköpfe auffsezte, da fing Hinkmar wieder so sehr zu wihern an, daß sogar der Oberststallmeister herbei eilte, voller Besorgniß, es möchte ein Unheil geschehen sein. Man darf sich billig verwundern,

wie es dem Judas möglich gewesen, über diesen Kaiser zu lachen, oder sein Erstaunen darüber zu bezeigen, wenn man bedenket, daß eine Kaprize eines grossen Herrn keine Seltenheit ist; wer das Tableau de Paris gelesen hat, der wird sich erinnern, daß dort einer Herzogin Durchlaucht gedacht wird, welche schon lange aus der Ursache keinen Rinderbraten mehr zu geniessen geruhet, weil auch die gemeinen Bürgersleute dergleichen essen: und daß dieselbe sowohl das Hühner- als Kalbsfleisch in andere Speisen verändern, läßt, um den durchlauchtigsten Magen von dem Bürgersmagen nach Gebühr zu unterscheiden. Auch die Gothaer deutsche Zeitung vom Jahre 1785. hat uns einen, wenn ich nicht irre, sächsischen Landedelmann bekannt gemacht, der gänzlich auf den Salat, als seine liebste Abkühlungsspeise, Verzicht gethan, weil sich im Sommer die armen Leute damit füttern.

Mit vieler Bewunderung erzählten die Stallknechte dem Obriststallmeister die Geschicklichkeit und den ausnehmenden Roßverstand des Hinkmar, die damit vorgenommenen Versuche, und die Lebhaftigkeit desselben: so zwar, daß der Obriststallmeister

selbst über das vorhergegangene einige Proben mit dem Hinkmar erneuerte, und dadurch überzeugt ward, daß seit der Gebrüder Romulus und Remus Zeiten kein so edles Roß weder in der kaiserlichen Residenz noch im römischen Senate gewesen. In wenigen Tagen verbreitete sich schon die Sage durch die ganze Stadt; das Volk lief haufenweise nach dem kaiserlichen Hofmarstall, um das Pferd zu begaffen und zu bewundern. Dieses kam auch den Stallknechten sehr gut zu statten; denn sobald sich das neugierige Publikum vermehrte, schlossen sie die Stallthüre zu, und liessen den Hinkmar nur gegen das Einlaggeld eines französischen Laubthalers begukken. Dieser Preis war aber für das Publikum nicht zu hoch; denn die Neugierde der Leute war eben so hinreissend, alles daran zu wagen, um ein Roß angaffen zu können, als man zu Wien einen Souveränd'or und zu Augsburg 4 bis 5 Dukaten für ein Fenster bezahlte, um Se. Päbstl. Heiligkeit vorbeifahren zu sehen. Und wie es bei allen Höfen zugeht, so geschah es auch diesesmal zu Rom; das ergiebige Entreegeld erwekte bald den schwarzen Neid. Die Hofbereiter wollten diese Labung den Stallknechten nicht zukommen lassen, und

gaben vor, daß man die Geschiklichkeit des Pferdes ihrer Mühe und Kunst zu verdanken habe. Daß hierauf ein heftiger Wortstreit entstanden sei, daran wird niemand zweifeln: daß aber der Obriststallmeister Exzellenz, der jährlich eine Besoldung von sieben und achtzig tausend Gulden zog, und dem seine Rittergüter sechsmal soviel eintrugen, an dem Bettelgeld habe Antheil nehmen wollen, darüber muß man billig erstaunen. Allein er war es eben auch, der mit seiner unersättlichen Geldbegierde den ganzen Spaß verdarb. Die sämmtlichen Stallknechte, deren über siebenhundert waren, wollten sich die gebratenen Vögel nicht mehr aus dem Munde nehmen lassen, ob sie schon der Stallmeister mit der Kassazion, eine Sache, womit solche Herren Recht und Unrecht nach Belieben verschaffen können, im vollen Ernste bedrohte. Allein dies brachte die Wirkung hervor, daß, als auf den Hubertstag eine prächtige Parforzejagd vom Kaiser Heliogabalus angekündiget ward, und dabei die sämtlichen Hubertsritter, Jagdkavaliers und Hofkavaliers erscheinen mußten, von den Stallknechten die ganze Parforzejagd, wozu sogar fremde Prinzen eingeladen waren, zu Wasser gemacht wurde. Es war

ein schöner, heiterer Morgen, als auf den Schlag neun Uhr die Leibwachen der Hatschiers, Trabanten und Grenadiers abgelöset wurden, und sich Helliogabalus mit dem ganzen Hofstaat in Jagduniformen auf dem Balkon seiner Residenz befand, und im rosenfarbenen Humor, wie die Schönen, wenn sie in den Lauben scherzen, die Heiterkeit seines Herzens verkündigte. Auf einmal ward alles in Nacht und schwarzen Sturm verkehrt. Nicht einer von den Stallknechten war in dem Marstalle erschienen, um die Pferde anzuspannen, oder zu satteln, oder die Kariols und Sophen vorzubereiten.

Der Zorn, Jammer, Fluch und Unwillen ist nicht zu beschreiben, worein ganz Rom, und besonders der römische Hofstaat dießmal versezt waren. Heliogabalus gerieth in solche Wuth, daß der Leibmedikus eine gefährliche Krankheit befürchtete, wenn er nicht zuvorkäme, der Galle einen Ausfluß zu verschaffen; dieser rieth ihm, mit der Lanze in der Faust alle Fenster in der Residenz einzustossen, und daran, so viel möglich, seine Wuth abzukühlen. Der Leibmedikus wußte wohl, daß in solchen Fällen die Herren die Mordlust zu sehr anwandle; er durfte daher

von der Hauptleidenschaft nicht abgehen, sondern suchte nur diese in Nebenkanäle abzuleiten. Helliogabalus folgte seinem Medikus, und nachdem er über zwei Stunden mit Fensterstoßen zugebracht hatte, legte sich die Hizze ziemlich; Se. Majestät waren müde, und bekamen Hunger. Jezt brach wieder eine neue Verwirrung am Hofe aus. Schon am Vorabend des sankt Hubertstages wurde die ganze Hofküche, alle Mundköche und Bratenmeister, und Kanditors, und Kellermeister auf das drei Meilen von der Stadt entlegene Jagdschloß abgeschickt, um alldort eines der prächtigsten Jagdmahle anzustellen: Sänger und Sängerinnen, Tänzerinnen, Virtuosen und Schauspieler, waren ebenfalls schon dahin abgegangen, um die Ankunft des Hofes mit vollen Chören zu empfangen: Rom war so öde an Vergnügen erwekkenden Personen, als man sich einen Plaz vorstellen kann, welchen ein Haufe hungeriger Emigranten aus der Pfalz verlassen hat. Zum Glük hatte ein römischer Bürger frisches Butterbrod, womit sich der Kaiser einsweilen begnügen mußte, bis die Hofküche, welche durch eine Staffette zurükberufen wurde, des Abends von dem Jagdschlosse wieder in Rom eintraf. Alsogleich mußte in größter Eile gesotten, ge-

braten und frischer Wein abgezapfet werden. Dem Helliogabal gefiel der Lärm, das Laufen und Zappeln seiner Hofköche so wohl, daß er ein Glas nach dem andern leerte, seines Verdrusses almählig vergaß, und guter Laune zu werden anfing. Bald darauf bereitete man die Abendtafel, und das ganze Hofgesinde schien der gehabten Betrübniß nicht mehr zu achten. Da nun Helliogabal vollends aufgeheitert war, so näherte sich der Stallmeister mit seiner Entschuldigung, und erzählte den ganzen Vorfall mit den Pferden im Hofstalle, mit den Stallknechten und dem Hinkmar, und von dessen Geschiklichkeit. Helliogabal befahl, das Pferd in den Speisesaal zu bringen, um sich selbst zum Vergnügen von den Talenten desselben zu überzeugen. Hinkmar, der wohl wußte, mit wem er zu thun hatte, sammelte alle seine Kräfte des Wizzes zusammen, und spannte alle Nerven seines Gehirnes an, gleichwie es die Kastraten thun, wenn sie zum erstenmal eine Probearie aus der Oper singen, um sich Ruhm und Beifall von den Herumstehenden einzuerndten. So oft Helliogabal oder dessen Minister etwas Vernünftiges sagten, blieb Hinkmar stille stehen, ohne zu muchsen: fingen sie aber an, Dummheiten und Thorheiten zu erzäh-

len, so wiherte Hinkmar aus vollem Halse. — Von dieser Stunde an wurde Hinkmar zum Leibpferde des Helliogabals erwählet; es wurden ihm goldene Zügel angethan, sammetne Dekken aufgelegt, und von dem Vizestallmeister der erste und vornehmste Ort im Marstalle angewiesen.

Judas war also unter dem Namen eines Hinkmar ein adjungirtes Leibpferd des Helliogabalus. Schon unter dieser Regierung war es Mode, alle Stellen und Aemter mit Adjunkzionen doppelt zu besezzen: von der ersten Charge an bis zum Thorsteher hatte eine jede Stelle nach dem Erträgniß manchmal zwei, bis drei und noch mehr Beigeordnete: man sah daher Vizeofenheizer, Vicenachtwächter, Vizeleibpferde, Vizejagdhunde, und endlich auch Vizereitstiefel. Die Ursache hievon war der unersättliche und heißhungerige Hang nach den Hofstellen in Rom: die Römer waren vom Adel bis zum Pöbel zu den größten Niederträchtigkeiten herabgesunken, sie krochen vor den Grossen wie Bettelmönche auf dem Boden herum, und Heuchelei, Verstellung, Scheinheiligkeit, niedrige Schmeicheleien und unterthänigste Krazfüsse schienen ihnen angeboren zu sein. Es war wirklich so weit gekommen, daß der Schnei-

der seine Nadel, der Schreiner seinen Hebel, und der Schuhmacher seine Ahle verachtete, und sich alles kosten ließ, um in dem Hofkalender zu stehen. Alle Bürgerssöhne suchten bei Hofe anzukommen, und die Bürgerstöchter verachteten das Brod ihrer Väter, und boten lieber am Hofe als Stubenmägdchen oder Tänzerinnen ihre Tugend feil, als daß sie zu Hause in die Fußpfade ihrer Mütter getreten wären. In einer solchen Lage befanden sich die Römer; die Stellen waren in kurzer Zeit alle besezt; man mußte sogar auf neue Chargen denken, um die noch übrigen Heuchler damit zu versehen. Als die neuerfundenen Chargen noch nicht hinreichten, so kam man auf den Gedanken der Adjunkzion, der Unterchargen und Vicechargen. Daß sich bei einem solchen Verhältniß des Hofes das wahre Verdienst ganz und gar verkriechen und elendig verhungern mußte, kann man sich leicht vorstellen: selbst die Schurken, welche sich täglich wie Insekten vermehren, verdrängen einander, und der zweite sucht immer den ersten aus dem Sattel zu heben.

Es war eben in den Weihnachtferien am sankt Stephanstage zu Rom ein uraltes Herkommen, daß ein jeder Einwohner, der

ein Pferd in seinem Stalle hatte, für die Stadtthore nach der Stephanskirche hinausreiten mußte, um allda, nachdem man dreimal um die Kirche herumgeritten war, für die Gesundheit des Pferdes ein kleines Opfer auf den Altar zu legen. Wer diesen frommen Gebrauch unterließ, dessen Pferd wurde dasselbige Jahr unausbleiblich entweder mit dem Roz, oder Rizze, oder Kopper befallen: und dieses Mittel war so bewährt, daß der römische Abdekker, dem hierdurch an seinem Gewerbe sehr vieles entzogen ward, mit den geistlichen Vorstehern an der Stephanskirche in einem immerwährenden Prozeße verwikkelt lag. Helliogabal, der wenigstens dieses mit den Bürgern gemein, und auch gesunde Pferde haben wollte, geruhete in höchsten Gnaden selbst, und zwar das erstemal auf seinem Hinkmar, nach der Stephanskirche zu reiten. Der Ruf des frommen Monarchen wurde augenbliklich durch die Priester, welche den Menschen allein zur Heiligkeit erheben können, in der ganzen Stadt verbreitet. Alle Straßen und Häuser waren von herbeigelaufenen Zuschauern angefüllt, als Helliogabal auf den Hinkmar unter Begleitung seines Hofstaates einherritt.

Die Pracht von goldenen Dreſſen und Quaſten, und Scharlachtüchern, und ſeidenen Bändern zu beſchreiben, würde hier überflüſſig ſein. Der ganze mit goldenen Hufeiſen beſchlagene Hinkmar war vielmehr ein Gemiſche von Bändern und Quaſten, als jenes vorhin in ſeiner natürlichen Stellung ſo prächtige Pferd. Dichter und Portraitmaler ſaſſen auf den Dächern, ſchilderten, zeichneten und beſangen das majeſtätiſche Roß, ohne daſſelbe in ſeiner wahren Geſtalt geſehen zu haben; gleichwie noch heut zu Tage mancher Fürſt von Dichtern beſungen, belobt und bewundert wird, ohne daß einer den andern jemals geſehen oder gekannt, oder etwas Rühmliches davon gehört oder geleſen hat.

Aber auch Hinkmar that diesmal alles, was er nur thun konnte. Alle Komplimente, welche der Kaiſer den Schönen zuwinkte, ſchien das Pferd gleichfalls mitzumachen; manchen armen Taglöhner, der eben im Gedränge zuſehen wollte, ſchlug er mit den Hufen zu Boden, und beim Rathshauſe, wo der hochlöbliche Stadtmagiſtrat in Zopfperükken paradirte, tratt er mit ſolchem Stolze vorbei, daß er und Helliogabal ſich beide nur halb würdigten die bis zur Erde ſich beugenden Bürgermeiſter zu begrüſſen. Alle zehn

oder zwölf Schritte schlug Hinkmar links oder rechts ein armes Mütterchen oder einen armen Greisen todt, denn er wußte sehr gut, daß dergleichen Feierlichkeiten, welchen die Regenten beiwohnen, und wenn dieselben besonders zu Ehren eines Heiligen geschehen, ohne Blutvergiessen nicht vorbeigehen dürfen. Dieser löbliche Gebrauch hat sich sogar bis auf unsere Zeiten erstrekket: es wird zum Beispiele selten ein Kunstfeuer angestekt, ohne daß nicht einige Fußiliers eben so gut, als hätten sie mit dem Feinde zu thun, ihr theures Leben dabei einbüssen; und nirgend in der Welt wird eine grosse Fronleichnamsprozession, oder Seligsprechungsfest, oder Porziunkula oder Jubiläumsablaß gehalten werden, wobei nicht einige Menschen todtgedrückt, oder tödtlich verwundet, oder wenigstens bestohlen werden.

Bevor bei diesem Stephansritt die Stadtthore erreicht wurden, kam schon die hochwürdige Geistlichkeit mit Kreuz und Fahnen in seidenen Kirchenmänteln, welche Pluviale genannt werden, und in Chorhemden dem Heliogabal entgegen, um ihn auf seinem Hinkmar mit Sing und Sang nach der Stephanskirche zu begleiten. Beim Eintritt wurde mit allen Glokken auf dem Kirchthurme

zusammengeläutet, und das Chor ertönte mit einer prächtigen Symphonie nach Herrn Händels Komposizion.

Nachdem Helliogabal vom Pferde gestiegen war, und sich nach der Sakristei begeben hatte, um ein paar Tassen Schokolade zu sich zu nehmen, führte der hochwürdigste Vorsteher das Pferd in eigener Person an die Stufen des Altars hin. Hier waren Haver und Heu in silbernen Geschirren, welche, nachdem sie mit vielem Zeremoniel inzensirt, das ist, mit Weihrauch geräuchert wurden, dem Pferde als ein Frühstük bereit standen. Die Geistlichen, gleichwie sich diese allezeit mehr Mühe geben, einen reichen Kaufmann oder bigottischen Kavalier, oder sonst einen vermöglichen Bürger mit all ihren geweihten Hilfsmitteln dem Rachen der Hölle zu entreissen, als einem armen Handwerker auch ein Pläzchen in dem Himmel zu verschaffen, thaten diesmal ihr äusserstes, das kaiserliche Leibpferd für alle künftigen Anfälle von Krankheiten und Zaubereien zu bewahren. Sie nahmen daher eine in einem gläsernen Kästchen aufbewahrte Reliquie, welche sonst dem Volk für Geld zu küssen gegeben ward, von dem Altar, und legten dieselbe dem Hinkmar,

während

während sie den Exorzismus sprachen, auf den Kopf. Das andächtige Volk, welches bei diesem Gepränge zugegen war, beneidete größtentheils das Pferd für diese Gnade, und mancher halb gesunde Mann wünschte sich gleichfalls auf diese Art von seinem Uebel, ohne purgiren und mediziniren zu dürfen, befreit zu werden. Allein die Geistlichen lassen die Wirkungen ihrer Reliquie nicht allen armen Menschenkindern zu Theil werden; sie befürchten, ihr Heiligthum, sobald es ohne Unterschied allgemein angewandt würde, möchte die wunderbare Kraft und allgemeine Hochschäzzung verlieren. Und überhaupt war ihnen an dem Leibpferde weit mehr gelegen, als an der Gesundheit einiger hundert Bettler, welche ohnehin die Klosterpförtner so sehr beunruhigen, daß diese manchmal ihren dreistündigen Nachmittagsschlaf nicht fortsezzen können.

Sobald die Reliquie dem Hinkmar aufgelegt ward, konnte er sich des Wiherns und Ausschlagens mit den Hufen nicht mehr enthalten. Alles Volk, und die Geistlichen selbst standen in größter Verwunderung da. Das Roß ist besessen, schrien einige aus dem Volke, und kreuzten und segneten sich, und hielten

die Rosenkränze vor den Mund. Bei dieser Szene war nun den Geistlichen ziemlich bange; sie berathschlagten sich in größter Eile, was zu thun wäre. Das Leibpferd eines Kaisers für besessen auszugeben, sagte einer der ältesten, das wäre höchst schimpflich; dadurch könnte man dem Monarchen den Appetit vertreiben, uns ein andersmal zu besuchen, und, was die Hauptsache ist, opfern zu wollen. Besessen, vom leidigen Teufel besessen, schrie ein junger Diakon; Ein neues Mirakel, schrie der Kirchenvorsteher auf, selbst das Leibpferd erkennet die Wunderkraft unserer Reliquie, und giebt mit seinem Wihern die Freude darüber zu erkennen. Darauf bestieg er die Kanzel in vollem Eifer, wie ein rothbärtiger Kapuziner, und hielt dem Hinkmar eine rührende Lobrede; "Seht, sagte er, sogar ein Pferd macht die freigeisterischen Römer zu Schanden, welche den geweihten Reliquien alle übernatürliche Kraft abläugnen, und der Exorcismen spotten. Was Wunder also, rief er auf, was Wunder, andächtige Zuhörer, daß der Himmel unsere sündhafte Stadt so oft mit Krieg, Hunger und Pest bedrohet! Es sind ja alle Häuser voll Freigeister und Freimaurer; die ärgerlichen Schriften und die schändlichen Huren haben unser

Stadt angefüllt, und den Segen Gottes daraus vertrieben: bald, liebe Zuhörer, wird sie mit Feuer und Schwerd verheeret werden. O! so schämt und bekehrt euch, ihr sündhaften Römer; sehet hier das Leipferd, welches das größte Vertrauen gegen die heil. Reliquie bezeiget hat: aber auch das Leibpferd wird das Jahr hindurch allein gesund, ihr aber werdet sieche, elende, stinkende Römer verbleiben, Amen!"

Nachdem sich nun dieser Bonze über die verdorbenen Sitten seiner Zuhörer, welche in der Trägheit des Opfers bestanden, satt geeifert hatte, und die frommen Mütterchen unter Seufzen und Herzklopfen allgemach anfiengen, ihre lezten Opferpfennige hervorzusuchen, verließ er die Kanzel; und Helliogabal nikte ihm sein gnädigstes Wohlgefallen über die gutgerathene Ehrenrede zu, welche er aus dem Stegreife über einen so erhabenen Stof, ohne vorher die Patres durchgelesen zu haben, hervorbringen konnte. Der Stolz, den Hinkmar bei dieser öffentlichen Lob- und Ehrenrede empfand, ist nicht zu beschreiben. Aufgeblasenheit, Uebermuth, Selbstliebe, Verachtung aller übrigen Hofpferde, unausstehlicher Hochmuth und stolzes Herabsehen auf Menschen und Thiere zugleich

vereinigten sich auf einmal, und er wußte sich das nämliche Ansehen bei dem Volke zu erwerben, mit welchem ein neugewählter Ordensgeneral oder Klosterprälat das erstemal unter seinen Untergebenen aufzutreten beliebt. Es war aber auch sowohl der bürgerliche als adeliche Pöbel dumm genug, sich vor dem Hinkmar tief zu verbeugen, und zwar mit der nämlichen Ehrfurcht und Hochachtung, welche unsere leichtgläubigen Katholiken dem Esel erweisen, der alle Jahre am Palmsonntage in ihren Kirchen öffentlich herumgeführt wird, oder dem Zelter des Königs beider Sizilien und Neapel, welcher noch heut zu Tage zu Rom seinen feierlichen Einzug hält.

Helliogabal, der bei allen wichtigen Vorfällen das hervorstechende Verdienst landesväterlich zu belohnen gewohnt war, konnte es diesesmal nicht übers Herz bringen, den ruhmvollen Hinkmar unbelohnt zu lassen. In dieser Absicht ließ er den nämlichen Tag seine ersten Ministers zu sich berufen, um sich darüber gemeinschaftlich zu berathschlagen. Endlich that er selbst den Ausspruch, und eröfnete in höchsten Gnaden, daß Hinkmar zum Bürgermeister mit Siz und Stimme erhoben sei. Noch denselben Abend wurde das Dekret an den hochlöblichen Stadtmagistrat aus-

gefertiget, mit dem Befehl, sich den folgenden Tag auf dem Rathause zu versammeln, und den neugewählten Bürgermeister mit allen gewöhnlichen Ehrenzeichen zu empfangen. Helliogabal, dem es nie am erlauchten Wizze gebrach, hatte diesmal einen wirklich recht guten Einfall; er wußte wohl, daß Hinkmar nicht studirt hatte, sondern vielmehr ein Freund eines guten Futters als der Wissenschaften sei; und daß es, um Bürgermeister oder Ratsherr zu sein, weiter nichts brauche, als im Rat zu sizzen, mit dem Kopf zu nikken, oder zu gähnen. Man glaube ja nicht, daß über diese unerwartete Erscheinung ein bürgerlicher Tumult in Rom entstanden sei. Die Bürger waren es schon einigermassen gewohnt, von den Pferdeköpfen ihres erlauchten Senats dirigirt zu werden: was an dem Leibpferde eine sammetne Dekke war, das war an den Ratsgliedern eine große Perukke und eine goldene Weste: dem Publikum war also gleich viel daran gelegen, ob die Amtsbrüder auf dem Rathause mit zwei, oder mit vier Füssen einhergingen, ob sie selbst schreiben konnten, oder ob die Ratschreiber ihre Stelle vertraten. Die Bürger bezahlten ihre Steuern, erhielten ihre Billets dafür, und bekümmerten sich wenig, wozu die

Gelder verwendet wurden. Man muß sich aber auch denken, daß sie zugleich herzlich gute Bürger waren, seelfromme Leute, wie die erzkatholischen Brüderschaftsmitglieder. Dafür erstattete ihnen auch der Senat alle Freiheiten und Vergnügungen; sie durften Wallfahrten gehen, Prozeßionen halten, bei Gewittern ihre Wetterglokken läuten, und grosse Votivtafeln mahlen lassen. Vogelschiessen, Scheibenschiessen, Gänseschlagen, Pferderennen, Johannisfeuer, Fischerstechen, und hundert Ergözlichkeiten wechselten mit einander ab; wobei sie alle unangenehmen Zufälle in kurzer Zeit jedesmal vergessen lernten, und weiter nicht hinaus dachten, als ihre Augen reichten.

Doch war es ziemlich unerwartet, daß einige der Ratsglieder über ihren neuen Herrn Kollegen, oder vielmehr Bürgermeister, zu muchsen anfingen: und hierzu trug nicht so fast die Ungleichheit des Verstandes, als vielmehr der Füsse das meiste bei. Allein ein alter Ratschreiber beruhigte sie bald; hochweise Herren und Gönner, sagte er, da wir nun in Rüksicht des Verstandes alle einander gleich sind, so wollen wir uns nicht darüber aufhalten, ob der neue Bürgermeister zween oder vier Füsse habe; nehmen wir un-

sere übrige Helfte mit in den Rat, das ist unsere Frauen, so steht ein jeder aus uns eben so gut auf vier Füssen, als Hinkmar: und dieses können wir künftig ungescheut tun, und wir sind der Mühe überhoben, unsere Frauen vorher, ehe wir uns auf das Rathaus begeben, um ihren Rat zu bitten. Dieses war weiter kein wizziger Gedanke von Erheblichkeit, allein bei den Ratsgliedern, und in der Lage der Dinge, wie diese dortmals gestanden hatten, erregte er doch vieles Aufsehen. Es ward deliberirt, und da ohnehin schon die Ratsfrauen immer gern im Rat gesessen wären, so war dieses eben ein Fall à propos, bei guter Gelegenheit die Frauen in den Rat mitzunehmen, um sich einmal der Vorwürfe zu entledigen, daß die Ratsfrauen schon um neun Uhr alle gefaßten Entschlüsse ausplauderten, worüber die Ratsherren erst um zwölf Uhr zu deliberiren und zu votiren anfingen. Man stelle sich iezt die Freude vor, welche die Ratsfrauen über diese frohe Nachricht empfingen, daß sie nun mit Siz und Stimme bei der Ratsversammlung erscheinen durften. Mit ausgestrekten Armen küßten sie ihre Männer, herzten und drükten sie, und ein Ratsfreund gestand es dem andern ins Ohr, daß sie noch nie so gute

Frauen gehabt hätten. Bevor es Zeit war, in den Rat zu gehen, so schmükten und puzten sich die Frauen mit ausserordentlicher Mühe und Kosten, schufen schon verschiedene Projekte in ihrem Kopfe, und ertheilten ihren Kutschern, Bedienten, Gärtnern und Hofmeistern die gnädigsten Zusicherungen auf Ehrenstellen, Aemter, Präbenden und Gnadengehalte.

Um eilf Uhr, nach dem deutschen Zeiger, waren schon alle sowohl Ratsfrauen als Ratsherren in dem grossen Saale versammelt, und warteten den neuen Bürgermeister nach uralter Ratssitte zu empfangen. Hinkmar stieg majestätisch die Treppe hinauf, schlug noch vor dem Eintritt in den Saal ein paar alte Stadtgardisten mit den Hufen nieder, empfing die Komplimente, ließ sich den Plaz anweisen, und hörte eine lange Anrede, welche der Stadtsyndikus herablas, mit vieler Geduld an. Hinkmar spielte hiebei seine Rolle eines Bürgermeisters vortreflich; er machte eine ernsthafte Mine, stellte sich majestätisch, und gab sich ein Ansehen, als verstünd und wüßte er alles, ob er schon im Grunde nichts verstaud und nichts wußte, wie es zu selbiger Zeit, und auch heute hier und da, alten Herkommens ist. Hierauf wurden dann

einige Ratspropositionen vorgelegt, und die erste war: ob man die Offiziers bei der Stadtgarde sollte heuraten lassen? Die Ratsfrauen wollten es platterdings nicht zugeben; die Stimmen waren geteilt: Hinkmar konnte nun die Majora ausmachen; und dieser war schlau genug, die Absichten der Ratsfrauen in ihren Augen zu lesen. Eines Offiziers Pflicht ist es, sagte die junge Bürgermeisterin, sich aus Liebe zum Vaterlande todtschlagen zu lassen, oder davon zu laufen: in beiden Fällen kommen uns und der Stadtkasse eine ungeheure Menge Witwen über den Hals, und wo wollen wir zulezt mit den Witwen und ihren Kindern hin? Ein unverehlichter Offizier ist immer weit frischer und munterer, nahm alsdann eine Ratsfrau das Wort, ist er aber verehlicht, so spielt er schon mit vier und zwanzig Jahren den Gekken. Bei dieser algemeinen Uebereinstimmung runzelten hier und da einige Ratsherren ihre Stirne; aber Hinkmar, welcher dreimal mit seiner wihernden Stimme auf Seite der Ratsfrauen votirt hatte, entschied hierdurch die Sache vollends. Bevor nun noch einige Propositionen zur Deliberazion genommen wurden, trat der Ratdiener mit einer Bitschrift herein, welche von dreißig Dörfern,

die zusammen acht tausend Bauern faßten, eingereicht wurde, mit der Vorstellung, die bei der Ergiessung der Tiber abgerissenen Dämme wieder zu repariren, oder sie wären genöthiget, da alle ihre Fruchtfelder nun gänzlich unter Wasser stehen, Haus und Hof zu verlassen, und nach den preußischen Kolonien auszuwandern. Diese Bittschrift wurde sogleich wieder zurükgegeben, und den Suplikanten wurde mündlich durch den Ratdiener eröfnet, daß dermalen bei der weisen Ratsversamlung Sachen von größerer Wichtigkeit vorgefallen wären, und man das Gesuch der Gemeinden vor sechs oder acht Monaten nicht anhören könne. Die ganze Versamlung stand von der Tafel lauf, man ging zu zwei — drei — und vier den Saal auf und nieder, und unterredete sich über den gemachten Vorschlag. Hinkmar allein blieb an der Tafel stehen, beobachtete die Minen, um die seinigen darnach richten zu können, gleichwie es gewönlich ist, daß sich die jüngern Ratsglieder nach den Minen der ältern richten. Das Frauenzimmer hatte sichs nun einmal in den Kopf gesezt, bei allen Ratschlüssen die herschende Partei zu werden, und auch diesmal damit durchzusezzen, daß die Offiziers unverehliget bleiben

sollten. Hätten sich die Ratsherren nicht gar so sehr gefürchtet, daß, wenn sie widersprechen würden, sie von dem Volke öffentlich ausgelacht, und auf dem Pasquino nach Verdienst gezüchtiget würden, so wäre es leicht gewesen, die Proposizion zu verwerfen. Hier geschah es, was bei so vielen Ratsversamlungen, Kollegien und Konferenzen geschieht; nämlich man bediente sich der weiblichen List, um der männlichen Schwachheit einen Zaum anzulegen. Die Ratsfrauen fingen an zu schmeicheln; eine nach der andern nam einen Ratsherrn beim Arme, führte ihn in eine Ekke des Saales, umarmte und küßte ihn mit voller Zärtlichkeit, so zwar, daß der Ort vielmehr einem Redoutensaale als Rathause ähnlich war. Hinkmar sah diesen Karessen lange zu, er konnte sich aber nicht mehr enthalten, und er fing zu wihern, zu toben, und mit allen Vieren um sich zu schlagen an. Nach wenigen Minuten galopirte er in dem Saale herum, und verbreitete einen solchen Schrekken, daß alle davon liefen, in der Meinung, der neue Bürgermeister sei von der Wut befallen worden, wovon ihn nichts mehr, als der Hubertischlüssel aus dem Ardenerwalde befreien könnte. Dieser üble Ruf kam sogar dem

Helliogabal zu Ohren, der ungesäumt ein Konzilium medikum halten ließ, welches einmüthig beschloß, den Hinkmar nach sankt Hubert zu schikken, und alldort kuriren zu lassen. Niemand, nicht einmal der weisen Ratsversamlung fiel es ein, daß Hinkmar als ein mutiger Hengst durch die Karessen in dem Ratsaale zu solchem ausschweifenden Lärm sei verleitet worden. Hundert vernünftige Vorstellungen, welche von den Stallknechten gemacht wurden, da diese die natürliche Wirkung weit besser, als das Konzilium medikum einsahen, konnten nichts helfen; das Pferd wurde auf einen Wagen gepakt, und nach sankt Hubert in die Reliquienkur gegeben. Nun ward in dem Rat eben so wenig durch einen vierfüßigen als zweifüßigen Bürgermeister ausgemacht.

Viertes Kapitel.

Judas der Erzschelm lebt das beste Leben von der Welt; nämlich: ein Domherrnleben.

Hin waren sie, Hinkmar, die vier Stallknechte und der Feldscherer, ohne daß man das geringste davon erfahren konnte, wohin

sie gekommen seien; ein Umstand, der in meiner Geschichte eine gräuliche Lükke verursachet. Ich hatte zwar vor, dieselbe mit romantischen Verzierungen auszufüllen: allein, dachte ich wiedrr, was sollen Erdichtungen dem Leser nüzzen? Man muß doch den Käufer eines Buchs nicht geflissentlich um Zeit und gutes Geld bringen. Ich lasse also den Romanhelden an jenem Orte, und zu einer Zeit wieder auftreten, wo ich ihn finde. Bevor ich ihn aber meinen Lesern in einer neuen Gestalt zeige, muß ich ihnen wenigstens so viel von dem Hinkmar erzälen, als ich in den altesten und glaubwürdigsten Urkunden von ihm habe auffinden können.

Meine Leser wissen bereits, daß von dem hochweisen Sanitätskollegium zu Rom einmütig beschlossen worden, den Hinkmar, weil man glaubte, er sei von der Wut befallen, nach dem Ardenerwalde zu schikken, und von St. Hubert und seinen fetten Mönchen kuriren zu lassen. Die Stallknechte reisten auch wirklich mit ihm ab, wie meine Leser bereits ebenfalls gehört haben. Allein, entweder kam ihnen die Meinung des Sanitätskollegium ein bischen unwahrscheinlich vor, wie es dann oft geschieht, daß gemeine Leute gescheider sind, als die hochgelehrten Herren,

oder sie hatten zum heiligen Hubert und seinen fetten Dienern allein kein hinlängliches Zutrauen. Genug, sie verlobten ihren Hinkmar nebstbei noch zu Maria Loretto, und wallten nun in vollem Eifer mit ihm dahin. Die Urkunden erzälen, daß sich die Stallbedienten alsogleich mit ihrem Hinkmar zu den Kaplänen begaben, womit Oesterreich, Baiern, Frankreich, Spanien und Portugall diese Kapelle stets überflüßig versehen; daß ihnen diese für einige Skudi eine heilige Messe versprochen, und gegen noch andere Skudi dem Hinkmar unter unzähligen Benedikzionen mit einem hochgeweihten Lorettoglökchen in die Ohren geklingelt haben, worauf Hinkmar, welcher, wie gesagt, bei dem Anblik toller Streiche allemal in eine innerliche Gährung geriet, mit verdoppelten Kräften zu wihern, und allenthalben um sich zu schlagen angefangen, und daß sie endlich, nachdem die geistliche Kur, gerade so, wie manchmal einer stirbt, noch ehe er den rechten Arzt, oder den rechten Gesundbrunnen gefunden hat, nicht angeschlagen, mit dem Hinkmar weiter gezogen, auf dem Wege nach dem Ardenerwald aber, weil sowohl die Stallknechte als das Pferd sehr wohl gewachsen und groß waren, alle zusammen in einem Wirthshause von

Werbern, welche weder sie kannten, noch ich kenne, weggenommen und fortgeschleppt wurden. Hin also waren sie, Hinkmar, die vier Stallknechte und der Feldscherer, ohne daß man das geringste davon erfahren konnte, wohin sie gekommen seien.

Wie lange Judas als Pferd noch herumgewandert sei, läßt sich eigentlich nicht bestimmen; vielleicht ist er noch bei jenem berühmten Kriege der Quaden mit den Römern das Leibpferd des Generalissimus, oder des Feldpaters der Deutschen gewesen, und in jener fürchterlichen, mit Donnerwetter und Hagel abwechselnden Schlacht von der weltberümten christlichen Legione fulminatrice todt gehauen, geworfen oder geschossen, oder von einem hochwürdigen Herrn, welcher das Beispiel manches Heiligen nachahmen wollte, todt gesegnet worden. So viel ist nach den Gesezzen der Seelenwanderung zuverläßig richtig, daß Judas von einem Pferde entweder wieder in ein anders, oder vielmehr nach einer langen Reihe von Jahren in verschiedene Thiere gewandert sei. Vielleicht findet ihn ein künftiger Geschichtsforscher, der fleissiger ist, als ich, manchmal als Löwe oder Tyger in einem Thiergarten, oder in den Diensten der heil. Inquisizion, oder als Affe,

in Gesellschaft eines jungen Herrn vom Stande, oder in einem Wolfs- oder Fuchspelze bei Hofe; denn daß in Wolfs- und Fuchspelzen auch Menschen stekken, das lehrt die Erfahrung; — auch manchmal in Schweinen!

Gegenwärtig finde ich nun den Judas in Frankreich wieder, und zwar ebenfalls bei Hofe. Wie er dahin gekommen sei, läßt sich leicht begreifen. Viele Herren, und besonders die adelichen Damen, schäzzen die Tiere höher, als die Menschen. Judas kam, nachdem er vermutlich bereits vielerlei Gestalten angenommen und abgelegt hatte, als ein wunderschönes Bologneser Hündchen wieder zur Welt, und wurde in dieser empfehlenden Eigenschaft als eine Seltenheit nach Frankreich gebracht. Hier hatte das allerliebste Hündchen das Glük, der berühmten **Fredegunda**, Maitresse bei Sr. Majestät, und nachher Königinn, zu gefallen, und von dieser als ein Schooshündchen, — der einzige Zeitvertreib eines Frauenzimmers, unter dem Namen **Frippon** aufgenommen zu werden. Judas, der schon als Hinkmar beim Helliogabal gedienet, und sich in die Hofzeremonien zu schikken sehr gut gelernt hatte, wußte es in kurzer Zeit durch

Schmei-

Schmeicheleien bei seiner hohen Patronin so weit zu bringen, daß er alles in allem war. Die gute Maitresse war für ihren Frippon dergestalt eingenommen, daß sie ihm ein besonderes Stubenmädchen zu seiner Aufwartung, eine andere Magd zur Köchin, und einen eigenen Bedienten bestellte. Ein solcher Hofstaat eines Hundes ist zwar in unseren Zeiten nichts neues mehr, denn es giebt viele Herzoginnen und Gräfinnen, denen das Wohl ihrer Schooshündchens weit näher am Herzen liegt, als ihrer Untergebenen, und manchmal ihrer eigenen Kinder. Aber deswegen sind sie auch Damen, und wollen sich durch ihre Hunde wenigstens vom Pöbel unterscheiden. Daß Frippon seine eigenen Lagerküssen, seine eigene Garderobbe, und Halsschmuk gehabt, das läßt sich ohne vieles Bedenken vermuthen; denn die Anzahl der tausend und tausend Hunde ist auch gegenwärtig nicht klein, welche täglich mit den besten Kälberbraten und Rindfleisch gefüttert werden, während Millionen Arme nicht trokkenes Brod genug zu essen haben.

Frippon wurde von der Fredegunda geherzet und geküßt, und beide waren so vertraut mit einander, daß sie immer unter

dem nämlichen Dache, doch öfter in dem nämlichen Bette, und täglich an dem nämlichen Tische beisammen wohnten. An der Tafel hatte Frippon seinen eigenen Stuhl nächst bei der Dame, und der Bediente oder das Stubenmädchen mußten ununterbrochen demselben zur Seite stehen: wenn zulezt die Konfituren auf die Tafel gesezt wurden, nam die Fredegunda ein Zukkerbrod nach dem andern, in den Mund, sezte den Frippo auf ihren Busen, welchen nachher der König zu küssen die Ehre hatte, und Frippon genoß die Gnade, das Zukkerbrod aus dem Munde der holdseligen Maitresse essen zu können: er durfte sogar seinen Kaffee aus keiner andern, als aus der Mundtasse seiner Patronin trinken. Wenn sie in den Garten spaziren ging, trug sie ihren Frippon auf ihren schneeweissen Armen daher, und vertrieb sich die Zeit mit seinen Pfoten zu spielen. Bei dieser Gelegenheit wurde sie oft von weheklagenden Suplikanten angegangen, mit kniefälliger Bitte, daß sie sich ihres Elendes erbarmen möchte. Besonders suchten die trostlosen Witwen mit unmündigen Kindern auf den Armen bei der Fredegunda Hilfe; denn dortmals wandte sich jedermann, der eine königliche Gnade erflehen wollte, an die allesbe-

zwingende Maitresse. Allein Fredegunda hatte einen solchen Abscheu vor armen, ausgehungerten Kindern, daß sie dieselben nicht ansehen konnte. Frippon, der bald den Gout seiner Prinzipalin merkte, richtete sich ebenfalls darnach, und so oft sich ein armer Suplikant nähern wollte, fing er heftig zu bellen an. Er roch sogar die Armen von der Ferne, und sein Bellen war jedesmal ein Vorbote, daß in der Gegend herum sich ein armer Mensch befinde. Wie sehr ihm dieses alle Schäzzung und Liebe seiner Dame erwarb, läßt sich leicht denken: Er war in den Augen der Fredegunda das unschäzbarste Geschöpf, und die armen Untertanen achtete sie kaum den Schwämmen gleich, welche man mit den Füssen von sich stossen kan. Diese unbeschreiblichen Liebkosungen, die Sorgfalt und der Aufwand, welchen Fredegunda ihrem Schooshündchen täglich widmete, waren nun die Stufen, auf welchen sie zu dem Rum der galantesten Damen hinaufstieg.

Ob sie schon von unbekannter Geburt war, so besaß sie dennoch alle Kunstgriffe, sich beim Hofe so sehr einzuschmeicheln, daß sie von der Königin als ein Kammermädchen zur Vergrösserung des Hofstaates angenommen ward. Gleichwie es aber sehr viele

Frauen erst zu spät erfaren, daß sie sich mit ihren Kammer- und Stubenmädchens den Dolch an die Brust sezzen, so geschah es auch diesmal. König Kilperich ward nach kurzer Zeit in Fredegunden verliebt; und sie wußte ihre Rolle hierbei so vortreflich zu spielen, daß man fast glauben möchte, sie hätte wenigstens dreihundert Romane, welche in den Leipziger Messen erscheinen, gelesen. So oft sie der König bestürmen wollte, vertheidigte sie sich mit ihrem jungfräulichen Wesen dergestalt dagegen, daß ihre Unschuld, welche im Grunde nur Frauenzimmerverstellung war, unüberwindlich zu sein schien. Die Ursache, warum sie dieses tat, war, daß sie vielmehr Lust zu regieren hatte, als simple Maitresse zu sein; und in dieser Absicht fand sie es für nötig, den Kilperich vorher zu demütigen, um ihn unumschränkter beherrschen zu können: welches sie auch glüklich erreichte. So lange diese Liebe des Königs noch heimlich glühte', hatte Frippon immer eine Hauptrolle dabei. Ohne ihn hätte Fredegunde nicht so oft Gelegenheit gefunden, dem König unter die Augen zu treten; bald suchte sie ihren Frippon, bald fürte sie ihn in dem Palais spazieren, bald mußte er in das Zimmer hinein, und bald wie-

der herausgelassen werden. Frippon war schalkhaft genug, immer nach dem königlichen Kabinet zu laufen, oder dem Könige so lange um die Füsse zu schmeicheln, bis er auch von diesem liebgewonnen ward. Wie konnte also die Königin, welche in den Augen der Fredegunde nichts als Tugend und Keuschheit las, auf den verstrikten Frippon einen Verdacht werfen? Allein seine Schalkhaftigkeit erstrekte sich noch weiter. Fredegunde ward oft heimlich von dem Könige auf ihrem Zimmer besucht; damit sie nun in seiner Anwesenheit nicht müßig stand, denn müßig wollen die Damen bei all ihrem Nichtstun niemals scheinen, nam sie ihren Frippon in die Arme, brachte dessen Halsbändchen in Ordnung, und spielte mit seinen Pfoten; ward er nun in den Augen des Königs, der immer sehr nahe bei der Fredegunde stand, ein gewisses Feuer gewahr, so war er so schlimm und dabei so unverschämt, daß er das Halstuch der Fredegunde in Unordnung brachte, und manchmal gar über den Busen wegzog. Rasch gab Fredegunde dem Frippon eine sanfte Ohrfeige, und wußte sich so viel Schamröte in die Wangen zu treiben, daß man geschworen hätte, es sei ihr Ernst. Durch dieses Betragen machte sich Frippon

bei seiner Dame ungemein wichtig; selbst der König mußte ihm für die kleinen Vergnügungen verbindlich sein, ob es schon im Grunde nichts anders war, als daß Fredegunde und Frippon den Kilperich zum Besten hielt.

Galsuinde, so hieß die Königinn, hatte keine Zeit mehr sich mit Liebeshändeln abzugeben; sie beschäftigte sich, wider die Gewohnheit vieler Damen, mit der Erziehung ihrer Prinzen. Hier wußte sich Frippon gleichfalls einzuschmeicheln, und die Prinzen, welche ohnehin grosse Liebhaber von Hunden waren, schmeichelten sogar der Fredegunda ihres Schooshündchens wegen. Es verging also kein Tag, daß er nicht immer, die Lehrstunden nicht einmal ausgenommen, in der Gesellschaft der Prinzen war. Selbst der Hofmeister, wenn ihm die Lehrstunden manchmal lange Weile machten, verkürzte sich die Zeit mit dem Hündchen, nam es auf seinen Schoos, und trieb, (doch dies sei ohne Präjudiz für unsere jezigen Hofmeister gesagt,) Kindereien. Fredegunda gewann also durch ihr Schooshündchen so glükliche Aussichten, daß ihrem Vorhaben nichts mehr im Wege stand, als die einzige Galsuinde. Es war nun einmal Zeit, sich nicht mehr jungfräulich und spröde zu stellen, und dasjenige, was mit

List nicht zu erreichen war, mit Gewalt durchzusezzen. Frippon sah sich, wie wenn es vorher wäre verabredet worden, eine Gelegenheit aus, durch eine ungebührliche Auffürung die Königin zum Unwillen zu reizen: sie wollte den Hund absolument aus ihrem Kabinet hinausgeschaft wissen. Hierdurch fand sich Fredegunda dermassen beleidiget, daß sie vor unbändiger Zornhizze entbrannte, nach einem kurzen Wortwechsel sich an der Königin vergrif, und dieselbe, teils ihrem Hündchen zu Liebe, teils aber, und vorzüglich aus Begierde, regierende Frau zu werden, auf der Stelle erwürgte.

Dieser Auftritt verursachte einen allgemeinen Lärm im ganzen Königreiche; alles Volk bedauerte und beweinte die beste und rechtschaffenste Galsuinde, man wünschte der Fredegunde den bittersten Tod, und an Frippons Bestrafung dachte keine einzige Seele. Allein der besoldete Hoftheolog, der erste, welcher die Geheimnisse des königlichen Herzens wußte, gab der Sache eine ganz unerwartete Wendung. Er trat mit theologischen Distinkzionen und mit den Grundsäzzen des Probabilismus auf; und lehrte dadurch die Hofräte zu Gunsten der Fredegunde entscheiden. Alle diese feinen Herren hatten es

schon lange voraus bemerket, wie sehr Fredegunde ihren König bezaubert hatte: sie machten sich daher keine eitle Hofnung zu den höchsten Ehrenstellen und Würden, wenn sie zur Befriedigung jener Liebe allgemein übereinstimmen würden. Kilperich war ungemein erfreut, als er die grosse Zuneigung seiner Hofherren gegen Fredegunde mit offenen Augen sah; er entschloß sich alsogleich die Fredegunde zu heuraten und zugleich auf den Tron zu erheben. Durch diese unvermuthete Tronbesteigung ward also Frippon königlicher Leib- und Schooshund.

Als diese Ehe mit einem Prinzen und Prinzessin gesegnet ward, war es der Fredegunde erstes Augenmerk, die königliche Krone von ihrem Haupte auf ihre Leibesfrucht überzutragen. Daher hatte sie am Hofe eine solche Verwikkelung angesponnen, daß fast alle diejenigen, welche dieses Vorhaben vereiteln konnten, entweder in ein Kloster gesperret, oder durch Meuchelmörder aus dem Wege geräumt wurden. Während dieser Zeit aber wuchsen ihre eigenen beiden Kinder, Clotar und Rigunth heran. Mit der Prinzessin Rigunth hatte sie schon frühzeitig eine erhabene Verbindung zu Stande gebracht, denn

die Mutter und Tochter konnten sich zulezt nicht recht mehr bei einander vertragen. Beide zankten sich um den Frippon, und rauften und schlugen sich dergestalt in ihrer Residenz herum; daß man oft auf allen Kirchthürmen 'zum Wetter läuten mußte. Um doch endlich dem Lärmen ein Ende zu machen, wurde sie als eine Braut nach Spanien geschikt. Sie kam aber mit ihrem Brautwagen nicht gar weit; denn schon auf der ersten Nachtstazion gingen ihr funfzig Hofleute, welche sie begleiteten, mit hundert Pferden davon: und auf der zwoten Stazion beraubte sie der Herzog Desiderius vollends ihres Schmukkes, und sperrte sie in ein Kloster zu Toulose ein. Dieser Vorfall ließ die Spanier vergebens auf die Ankunft ihrer neuen Braut warten, und alle vorbereiteten Lustbarkeiten waren eine verlorne Mühe. Umsonst waren sechs hundert Stiere und Ochsen beordert, die Vereheligung mit einem Stiergefechte zu verherrlichen: und vergebens warteten dreihundert Kezzer in ihren Inquisizionskerkern, um am Tage der Vermählung zur innigsten Freude der königlichen Familie verbrannt zu werden.

Der junge Prinz Clotar, welcher die Gemütsart seiner Frau Mutter aus dem

Betragen gegen seine Schwester Rigunth mit offenen Augen kennen gelernt hatte, und im widrigen Fällen eine gleiche Begegnung zu befürchten hatte, hielt es für ratsam sich immer stille, nachgiebig und eingezogen zu halten. Allein Frippon war immer mutwillig und unruhig, und versuchte es, sogar den König Kilperich ins Gedränge zu bringen. Er wußte alle Heimlichkeiten des Hofes, ihm war es bekannt, daß Fredegunde vielmehr in die Krone als in das Herz ihres Gemales verliebt war, und auch überflüßige Neigungen habe, um mehrere an ihren Reizen Teil nemen zu lassen. Zu dem war zwischen der Fredegunde und dem Frippon eine so grosse Sympathie, daß, wer immer bei ihm in Gnaden stand, oder sich einschmeichelte, derjenige auch von der Fredegunde nicht ungehört ging. Alle diejenigen also, welche von der Königin etwas zu erhalten wünschten, wandten sich vorher an den Frippon, und dieser war, so zu sagen, der Herzenssekretär der Königin. Der erste, der sich mit einer Bitschrift in Herzensangelegenheiten an ihn addressirte, war Seine Hochwürden Herr **Belerane**, Erzbischof von **Bordeaux**. Ich weis nicht, woher es kömmt, daß die Geistlichen immer zuerst die guten Braten riechen;

es war schon von jeher so, daß diese den Layen nur die Knochen zuwarfen, während daß sie sich am Fleische satt gefüttert hatten. Der Erzbischof hatte wirklich seinen goldenen Hirtenstab in dem Herzen der Fredegunde als ein Siegeszeichen aufgestekt, und die geistliche Flagge wehete in dem Palaste der Königin. Weil aber die Liebesflammen immer auf einer Seite abnehmen, und auf der andern wieder weiter um sich greifen, so wurde der Erzbischof allgemach von Landry de la Tour, welchen nachher die Königin zum Maitre du Palais erschuf, verdrängt. Landey hatte in kurzer Zeit so viel Einfluß auf die Königin, daß er ungescheut nicht nur ihr Herz, sondern auch die Krone fodern durfte; ihm gestand sie selbst, daß er der einzige Gegenstand sei, den sie ihres Herzens ganz und allein würdig achtete. Beide schmiedeten Projekte zusammen, ihr Vorhaben auszuführen. Es bot sich aber so lange keine erwünschte Gelegenheit dar, bis es Frippon über sich nam, den entscheidenden Augenblik zu bestimmen.

Kilperich, der von dem ersten Augenblik an alles Zutrauen auf die verstellte Unschuld und Tugend der Fredegunde gesezt hatte, ließ sich nie etwas von einem heimli-

chen Verständniß des Erzbischofes oder des Landry träumen. Liebe und Jagden waren die einzigen Beschäftigungen seines Herzens, und war er damit befriediget, so hörte alles weitere Nachdenken auf. An einem schönen Morgen hatte Kilperich sein ganzes Hofgesinde zu einer Jagd vorausgeschikt, worauf er bald nachzufolgen Willens war. Er konte sich aber nicht entschließen, aus seinem Palais zu gehen, ohne von der Fredegunde den zärtlichsten Abschied und neue Liebesversicherungen mit sich zu nehmen. Fredegunde, welche sich eher den Tod eingebildet hatte, als daß der König noch vor der Jagd zu ihr kommen würde, beschäftigte sich eben in ihrem Schlafzimmer vor dem Spiegel, um sich neue Reize für den erwarteten Landry, der diesmal seine Aufwartung zu machen besonders beordert war, zu verschaffen. Indeß schlich sich der König ganz leise in das Zimmer, stellte sich hinter die Königin, und da er von dieser nicht bemerkt ward, gab er ihr Scherzweise mit der Reitrute einen kizzelnden Hieb auf die Schulter. Frippon, der sonst gewohnt war allezeit, so oft eine andere Person, als Landry, das Zimmer betrat, zu bellen, schwieg diesmal stille, und sah auf einem Sessel dem Spasse ruhig zu. Allein Frede-

gunde vertraute zu sehr auf den losen Frippon, daß sie der vollkommensten Meinung war, es sei kein anderer, als Landry, der sie mit der Rute kizzelte; sie war daher so unbedachtsam, daß sie, ohne sich recht umzusehen, einige den Landry betreffende, freilich nicht gar keusche, Scherzreden fallen ließ, welche in mehr als zweideutigen Ausdrükken bestanden. Da sie nun keine Antwort erhielt, und bei ihrem Umsehen der König voll schäumender Wut vor ihr stand, so erschrak sie so sehr, daß sie in eine Ohnmacht fiel. Dieses bewog den König voll stillen Zorns und Unwillens sich zur einmal bestimten Jagd wieder fort zu begeben, und heimlich auf Mittel zu denken, den erlittenen Schimpf zu rächen.

Kaum hatte Kilperich den Rükken gekehrt, so war die Ohnmacht verschwunden, und Landry trat durch eine Nebentüre herein. Nun ist es hohe Zeit, sagte sie zu ihm, entweder zu sterben, oder zu siegen. Sie erzählte ihm hierauf die ganze Begebenheit, und sprach ihm Mut ein, in größter Eile einige Meuchelmörder, deren sie immer eine Anzal beihanden hatte, zu bestellen, und mit diesen den König auf der Jagd zu verfolgen. Landry, der nun zwischen Leben

und Tod keine andere Wahl mehr hatte, gehorchte ihr, und der König ward noch denselbigen Morgen, ehe er sich von seinem Zorne erholet hatte, getödtet.

Man kann sich wohl denken, daß bei diesem Vorfalle keine Zeit zu versäumen war, und alles Schlag auf Schlag geschehen mußte; ein Umstand, welchen Frippon der Erzschelm genau wird erwogen haben, und wobei er wieder, ob er schon die hauptsächlichste Schuld war, ungestraft durchkam. Kaum war die schändliche Tat vollbracht, so hatte die Königin schon Nachricht davon, und mußte zu gleicher Zeit all ihre Kräften aufbieten, sich die Macht eigen zu machen, den Landry an ihre Seite sezzen zu können. Es war aber dieses leicht zu bewerkstelligen; sie war schon von langer Zeit her darauf bedacht gewesen, solche Kreaturen mit Hofchargen zu beehren, welche nach dem Wunsch ihres Herzens zu lenken waren. Mitlerweile man darauf umging den Landry auf den königlichen Tron zu erheben, zog sich eine Kriegswolke zusammen, welche den Tronbesteigungstag für immer verzögerte.

Die austrasische Königin, Brunehild, war mit Sigebert, einem Bruder des Königs Kilperich, vermälet. Diese Brune-

hild war von der nämlichen Gemütsart, wie Fredegunde, regiersüchtig, meuchelmörderisch, blutdürstig, grausam, verliebt und rachgierig: mit dem einzigen Unterschiede, daß Brunehild von königlicher, Fredegunde aber von geringer Herkunft war. Schon lange hatte zwischen diesen beiden Frauen, so nahe sie auch an Lastern mit einander verwandt waren, die größte Antipathie geherrschet. Endlich hatte Brunehild den König Sigebert, ihren Gemal, überredet, mit gewafneter Hand die Fredegunde, weil diese schon so viel königlichen Blutes vergiessen half, vom Throne zu stürzen. Allein selbst Sigebert wurde durch Fredegundens Meuchelmörder, auf einem Zuge gegen sie, getödtet, und Brunehild ins Gefängniß geworfen. Demohngeachtet erlebte Fredegunde den Tag ihrer Vermälung mit dem Landry nicht mehr, sondern sie starb an einem Fieber. Glüklicher Weise war bei ihrem lezten Ende der Bischof von Bourdeaux als Beichtvater gegenwärtig. Ein Mann, der ihr schon im Leben so lieb war, mußte es auch bei und nach ihrem Tode noch bleiben. Diesem hatte sie durch ein Testament ihr Schooshündchen vermacht: und nachdem sie den Frippon noch einige mal geküßt hatte, so über=

gab sie ihn den Armen des Erzbischofs. So sehr nun dieser Abschied den Frippon schmerzte, (zween ganze Tage nam er kein Rindfleisch zu sich,) so war es ihm dennoch einiger Trost, einen solchen Woltäter zu finden, dessen Gemütsart er schon im Kabinet der Königin hatte kennen gelernt, und er hofte um so eher bei einem geistlichen Herrn sein Glük machen zu können, da er von der Natur dazu gemacht schien, sich zu Intriguen gebrauchen zu lassen.

Clotar bestieg gleich nach dem Tode seiner Mutter den Tron, und sezte die unversönliche Rachgierde und den Blutdurst von jener Zeit wieder fort, wo Fredegunde aufgehört hatte: er richtete seine ganze Macht gegen Brunehilden, um ihr ganzes Haus entweder zu erobern, oder zu Grunde zu richten. Um diese Zeit war Theuderich, welcher die Brunehild zur Großmutter hatte, Herr von Austrasien und Burgund. Wollte nun dieser Theuderich mit seiner Frau Großmama Friede im Hause haben, so mußte er sich alles gefallen lassen, was sich Brunehild in den Kopf sezte. Ein Mittel, das zwar schwer, aber zugleich das sicherste ist, eine böse Frau bei guter Laune zu erhalten.

Bru-

Brunehild wollte platterdings keine Königin neben sich sehen; sie ließ daher den Theuderich niemals heuraten, und zwang ihn gleichsam durch dieses Betragen seine Zuflucht zu den Konkubinen zu nehmen, woraus er vier Söhne erzeugt hatte. Diesen von Priestern nicht gesegneten Stam bemühte sich Clotar vollends auszurotten; zwei von diesen Söhnen ließ er andächtig umbringen, der dritte entfloh, und den vierten ließ er, damit das Andenken einer so christlichen Handlung nicht sobald erlöschen möchte, heimlich erziehen. Darauf zog er gegen Brunehild, und bekam sie wirklich gefangen. Clotar beschuldigte sie des Mordes von zehn Königen, und ließ sie drei Tage nach einander mit allen erdenklichen Grausamkeiten foltern, hierauf auf ein Kameel sezzen, und vor den Augen der ganzen Armee zur Schau herumfüren. Zulezt mußte die Königin Brunehild mit den Haaren und mit einem Arm und Fuß an den Schwanz eines wilden Pferdes gebunden und todt geschleifet werden. Dieses war das Ende einer grausamen und unzüchtigen Brunehilde, deren Tod von der ganzen Nazion einmütig beschlossen ward. Die Beschuldigung von zehn Mordtaten sezt

die Brunehild billig in ein sehr häßliches Licht; allein Fredegunde hatte ihre Hände nicht nur allein mit königlichem Blute benezzet, sondern sogar ihre Mordlust auf andere Familien erstrekket. Dennoch starb sie eines weit ehrlichern Todes, als Brunehild; jene wußte ihre Laster hinter dem Dekmantel der Religion zu verbergen, diese konnte das nicht. Als Fredegunde ihren Schwager, den König Sigebert, durch Meuchelmörder hinrichten ließ, versprach sie ihnen, im Fall sie dabei entdekt werden, oder dadurch ihr Leben verlieren sollten, eine Menge heiliger Messen für deren abgeleibte Seelen zu bestellen. Ich zweifle daher gar nicht, daß Fredegunde recht hoch auf dem himmlischen Trone sizzen werde, da sie bei ihren Lebzeiten in der Kirche des heiligen Medardus viele hundert Messen hatte lesen lassen, wofür die Geistlichen nicht ermangelten, sie als eine gottesfürchtige und tugendhafte Dame bei dem Volk anzupreisen. Wenn man endlich bedenket, daß der Erzbischof Belerane mit allen seinen Absoluzionen und Ablässen vor ihrem Todtbette gestanden, und ihr alle päbstlichen Geleitsbriefe, Indulgenzen und Breven mit auf die Reise gegeben, wer sollte

wol zweifeln, daß nicht Fredegunde des seligsten Todes gestorben ist?

Doch wir müssen auf unsern Frippon wieder zurükkommen. Er hatte sich bereits bei dem Erzbischof eben so notwendig gemacht, als vorher beim Hofe. Belerane wurde durch mehrere Beispiele abgeschrekt, die Frauenzimmer in seinem Hause zu dulden; er sah, was Fredegunde und Brunehild für Unheile angerichtet hatten, und blieb vor der Frauenzimmerwut zu sehr für seinen Kopf besorgt. Indessen war er doch zu sehr Prälat, um nicht auch zugleich ein Liebhaber weiblicher Schönheiten zu sein, und war ihm die Geschichte dieses Geschlechtes, worin er täglich studirte, nicht unbekannt. Er hatte eben so gut seinen Frauenzimmeralmanach, als wir heut zu Tage mit Prediger- Phantasten- und Kezzeralmanachen versehen sind, darin las er täglich zwei oder mehrere Kapitel. So viel ich sehe, sagte er, so tragen die Weiber immer den Sieg davon: zu Rom, fuhr er fort, hat man alle Dichter und Gelehrte, aus Furcht, daß sie eine Teurung ins Land bringen möchten, aus der Stadt verbannet, und dafür nicht nur alle anwesenden Komödianten und Komödiantinnen beibehalten, sondern noch neuerdings

dreitausend Tänzerinnen herbeigerufen. Die thüringische Königin, Amelberga, hatte sogar ihren Gemal beredet, seinen Bruder umzubringen, damit sie keine Königin neben ihr sehen dürfte. Das ist nichts sonderbares, fiel ihm der Kammerdiener, welcher dem Erzbischof immer die Müzze aufsezzen und abnemen mußte, in die Rede; ein Frauenzimmer ist nicht zufrieden, wenn sie diejenigen, so ihres gleichen sind, von ihrer Seite wegräumt, sondern sie will durchaus keine andere vor sich leiden: das hab ich erfaren, als meine selige Frau noch lebte. Ihr habt recht, erwiederte Belerane, und gukte zugleich in seinen Almanach; hier lese ich eben, daß die Frauen in allen Stükken die Oberhand haben wollen: als Belisar die Stadt Ravenna eroberte, so spien die gothischen Weiber ihren Männern ins Gesicht, warfen ihnen die Feigheit vor, daß sie sich von den Römern haben überwinden lassen, und warfen ihre Männer mit Drek. Wir dürfen so weit nicht gehen, sagte der Kammerdiener, um Beispiele von zornigen Frauen zu suchen: ein jedes Land, ein jedes Haus hat die seinigen. Was war denn die Königin Austergild? als sie auf dem Sterbebette lag, und merkte, daß es mit ihr immer

Seite, und begab sich mit dem Mädchen in das Nebenzimmer, um mit ihr die weitere Abrechnung zu pflegen. Nach einer ziemlichen Weile machte Frippon, der im Vorzimmer horchte, einen gräßlichen Lärm. Der Erzbischof eilte, wie von einer Fieberentzündung aufgeschrekt, herbei, und eben trat ein Kammermädchen der seligen Fredegunde herein. Das gute Kind fing von alter Bekanntschaft und von der hochseligen Königin ein Langes und Breites unter vielen Zären zu erzälen an. Allein Belerane war diesmal zum Weinen nicht aufgelegt, noch weniger ein Liebhaber von einer langen Erzälung; er suchte daher mit guter Gelegenheit dieser Visite los zu werden, grif nach dem Breviar, und sagte, daß er diesmal de Feria zu beten hätte, und sich den Besuch auf ein andermal ausbitten wollte. Dies schrekte aber die Mamsel nicht ab, sie fur nur noch eifriger zu plaudern fort, und da sie dabei unvermerkt auf eine Erzälung alter Liebeshändel geriet, den Erzbischof bei der Hand faßte und dieselbe mit einer reizenden Gebärde unter zärtlichen Seufzern an sich drükte, so war nun alles auf einmal verdorben, denn Belerane sagte ihr rund ins Gesicht, daß er gebeichtet habe, um

einen vollkommenen Ablaß zu gewinnen. Die Mamsel nam ein ernsthafteres und sprödes Wesen an, und entfernte sich allgemach. Frippon erhielt nach der Hand die lautesten Lobsprüche von seinem Herrn über die getreuen Dienste und Wachsamkeit; und da sich dergleichen Fälle öfter ereigneten, und Frippon immer eine wachsame Kehle hatte, so machte er sich so notwendig, das Belerane ohne das Hündchen nicht mehr sein konte. Auf dem Landgute, im Garten, in der Domkirche und bei der Tafel, überall war Frippon dem Erzbischof zur Seite. Ein besonders grosses Aufsehen machte er, wenn der Erzbischof das Hochamt oder die Vesper hielt; da bei dergleichen Gottesverehrungen die Geistlichen sehr vieles auf die Bequemlichkeit halten, und die meiste Zeit, wenn sie in der Kirche mit Gott sprechen wollen, diesem auf einem sehr niedlichen Sopha Audienz erteilen, und wärend der ganzen Vesper oder dem Hochamte auf prächtigen Sesseln unter einem Baldachine schlummern, so hatte auch das erzbischöfliche Schooshündchen seinen besondern mit Sammet bedekten Sessel in der Kirche. Mitten unter den Prälaten, Erzpriestern und Erzdiakonen des Erzbischofes hatte auch der Erzfrippon, oder

schlechter wurde, ergrimmte sie wider ihre zween Leibärzte so sehr, daß sie ihren Gemal bat, beide gleich nach ihrem Tode hinrichten zu lassen. Der fromme König, der immer gewont war, in die Bitten der Königin zu willigen, hielt fleißig Wort, und ließ beiden an einem Tage den Kopf abschlagen. Jezt wurde geklingelt, und der Kammerdiener begab sich nach einer tiefen Verbeugung aus dem Zimmer.

Die Leser werden iezt vor allen wissen wollen, warum sich Frippon wärend der ganzen Erzälung so ruhig gehalten, da er doch bei allen übrigen Auftritten seine Rolle mitspielte? Diese Frage läßt sich nur aus Mutmassungen beantworten, und es scheinet aus allen Handlungen hervor, daß Judas als ein Hündchen weit vorsichtiger zu Werke gegangen, als da er noch ein Pferd war. Man kann auch das Stillschweigen dem tiefen Schmerze zumuten, den er über den Tod seiner geliebten Fredegunde sobald nicht vergessen konnte; und wie hätte er wol von einer Erzälung längst geschehener Dinge hingerissen werden sollen, da er selbst mit einem solchen Frauenzimmer, das alle an Herrschbegierde, Rachsucht und Wollust weit übertraf, einen langen Umgang gepflogen

hatte? Wir werden in der Folge wol sehen, daß sich Judas immer, so oft er es für zuträglich hielt, tätig bewiesen hatte. Kaum war der Kammerdiener abgetreten, so trat ein ziemlich hübsches Mädchen herein, welches für den Erzbischof das Chorhemd zu waschen die Gnade hatte. Frippon wurde denselben Augenblik gewar, daß die junge Wäscherin nicht nur auf das Chorhemd, sondern vielmehr auf das Herz des hochwürdigen Herrn einen sehr grossen Eindruk mache, und dieses Aemtchen weiter nichts als ein Titulus palliatus und koloratus sei: er hielt es daher für zuträglich, dem Mädchen auf alle nur mögliche Weise zu schmeicheln, um sich dadurch bei seiner Eminenz in Gnaden zu erhalten. Ich habe schon oben gesagt, daß sich Belerane, um den weiblichen Fesseln zu entgehen, entschlossen habe, kein Frauenzimmer in sein geistliches Haus aufzunemen: er wußte sich aber dadurch für seine Leidenschaften schadlos zu halten, daß er immer ein Duzend Mädchen unter dem Titel einer Wäscherin, Näherin, Strikkerin, Bieglerin u. s. f. unterhielt, welche ihn wechselweise besuchen, und in verschiedenen Aufträgen bedienen mußten. Der Erzbischof legte unverzüglich seinen Frauenzimmeralmanach bei

sers zu denken wußte, fiel es ihm bei, eine seinem Kirchentrone gegenüber stehende Statue mit den Halsbändern seines Frippon zu zieren. Diese Statue stellte eben die heil. Anna mit den Kindern ihrer Familie vor, und noch denselben Tag wurde die ganze Gruppe mit den kostbaren Halsbändern geziert. Das Volk belobte die Freigebigkeit und die Frömmigkeit seines Oberhirten mit allen erdenklichen Lobsprüchen; der Erzbischof erwarb sich alle mögliche Hochachtung, und ein solches Zutrauen seiner erzkatholischen Schäflein, daß er in dem Rufe der Heiligkeit stand, wärend die oben beschriebene Witwe samt ihren drei Kindern teils vor Hunger, teils vor unausstelicher Kälte in einer Ekke des erzbischöflichen Schweinstalles todt gefunden ward.

Fünftes Kapitel.

Judas der Erzschelm geht ins Kloster, und vertreibt den Nonnen die lange Weile.

Judas der Erzschelm ward nun zum drittenmale metamorphosirt. Gleichwie sich sein Geist bei den feinsten Intriguen und Kabalen immer mehr und mehr ausbildete, so

nam er nach und nach immer eine feinere und empfindlichere Organisazion an: und seine Seele konte, ohne mit einem zärtlichern Körper zu harmoniren, in dem Wirkungskreise weder bestehen, noch eine ihm angemessene Handlung hervorbringen. Judas konte also nach den Gesezzen der Seelenwanderung in keinen Esel mehr zurükke kehren; denn was sollte man wol von einem Geiste des Judas, der sogar bei einem kaiserlichen oder königlichen Hofe so vielen Einfluß hatte, in dem Leibe eines Esels erwarten dürfen? Er würde immer einem Dömunkulus Karthesianus änlich sein, ohne daß er etwas auszufüren im Stande wäre, noch weniger wir von demselben etwas zu erwarten hätten. Indeß muß ich aber gestehen, daß das Gesez der Seelenwanderung, so gut als alle andern Gesezze, seine Ausname leidet. Wir erblikken manchmal einen Geist in einem Esel, in einem Stokfisch, oder in einem Ochsen, der sich des Amtes eines Ratsherrn, eines Bürgermeisters, oder eines Direktors anmasset: wir sehen, daß die ganze Maschine für den ganzen Wirkungskreis unbrauchbar ist: in solchen Fällen aber haben wir ebenfalls oft das Vergnügen zu sehen, daß im nöthigen Falle der Friseur, die Ratsfrau,

Erzscheln seinen bestimten Siz, und zween Chorvikarien, oder bischöfliche Büttels, waren jedesmal beordert, denselben auf den Sessel hinauf oder herab zu helfen. Manchmal fing auch Frippon nach dem Beispiele seiner geistlichen Gesellschaft auf dem weichen Betten zu schlafen an; in diesem Falle waren wieder zween andere Chorvikarien bestellt, die hohe Geistlichkeit, wenn es zu einem Gloria Patri oder zum Magnifikat kam, samt dem Frippon aus dem Schlummer zu wekken. Frippon genoß also alle Bequemlichkeiten, Ehrbezeigungen und Hochachtung, als wäre er selbst Erzbischof; Er lebte also das beste Leben von der Welt, nämlich ein Domherrnleben; und da der Erzbischof sich nur von gemeinen Mädchen bedienen ließ, folglich hiezu Frippon nur gemeine Intriguen nötig hatte, so durfte er eben so wenig nachdenken, und eben so wenig studiren, als ein Reichsprälat; geschäh es, daß er je zuweilen ein bischen bellen mußte, wie die Geistlichen in dem Chore, so beförderte dieses seine Verdauung, und hinderte die Obstruktion: er konnte also des Tages zwei bis dreimal schlafen, wie die Chorherren; wurde hin und her getragen, wie ein Kardinal, und wurde von der ge-

samten Priesterschaft geherzet und geküßt, wie eine Abtissin. Nach einem so ruhevollen, kummerlosen und höchst bequemen Leben starb endlich Frippon auf dem rumvollen Ehrenbette so vieler unzäliger Prälaten, Prioren, Guardianen, Chorherren und Lektoren; nämlich Frippon hatte sich zum größten Leidwesen des Erzbischofs, der ihm aus übergrosser Betrübniß bald nachgefolget war, todtgefressen.

Belerane hatte nun noch die kostbaren Halsbänder seines Frippon, welche mit Perlen und Diamanten besezt waren, übrig. Umsonst wurde er von einer armen Witwe, deren Mann in den Diensten des Erzbischofs als ein Vorreiter vom Pferde gestürzt war, und sich den Hals gebrochen hatte, um ein solches Halsband kniefällig gebeten; umsonst stellte ihm die Witwe ihre äusserste Dürftigkeit und den heissen Hunger ihrer drei unmündigen Kinder vor. Der Erzbischof ließ sie mit fünf Livers trösten, und behielt den Schmuk als ein ewiges Andenken, und als eine von der Königin Fredegunde Händen verfertigte Kostbarkeit in seinem Kabinette. Bald darnach, als er am Weihnachtstage drei Aemter halten mußte, und da er wärendem Sizzen bei dem Gloria und Credo nichts bes-

oder ein anderes holdseliges Geschöpf die Maschine in Bewegung sezzen, um sie wenigstens vor der Fäulniß zu bewaren. Ich wiederhole es also nochmal: alles hat seine Ausname, und die Welt ist voll von Dispensazionen; so schikket man, zum Beispiel, oft einen Gesandten an einen mächtigen Hof, der eben so wenig bewirket, als wenn er zu Hause geblieben wäre: denn das, was er sagen soll, wird ihm alles schriftlich mitgegeben, und das könte ein Stallbursche, oder Pferd, besonders wie das Leibpferd des Heliogabalus, eben so gut verrichten, als der Herr Baron, der nicht einmal die Antritsrede bei der ersten Audienz auswendig gelernet hat. Allein Judas bedurfte weder einer Ausname, noch einer Dispensazion, sondern er ging den ordentlichen Weg der Gesezze fort. Die Leser, wenigstens einige, werden vielleicht vermuten, Judas sei aus dem Schooshündchen in eine Hofdame gewandert, weil beide so sehr mit einander sympatisiren, und eine Dame wie ein Hündchen eben so delikat, eben so weichlich, eben so träge, eben so schmeichelnd und eben so tändelnd ist; aber eine Hofdame bleibt, wenn man ihr die Karessen und Reifrökke wegnimt, ein sehr unbedeutend Ding, und Judas war

nun einmal auf der Laufbahn nach grossen Taten. Er wanderte also in einen schönen goldfärbigten Kanarienvogel, wurde zu Paris gehekket, und von dem dasigen Kapellmeister und Operintendanten zur Vollkommenheit gebracht.

Der Franzose giebt sich, wie der Italiäner, besorders Mühe, die Thiere zum Singen, Pfeifen, Schwazzen, Tanzen und Gaukeln abzurichten; vielleicht weil manche Tiere mehr geschikt sind, etwas zu lernen, als die mit Zukkerbrod aufgezärtelten Kinder. Judas geriet also als ein Kanarienvogel in die Schule des Kapellmeisters. Da dieser täglich ein paar Stunden zweien adelichen Fräuleins Unterricht in der Musik erteilte, so ließ auch Judas diese Gelegenheit nicht ungenuzt vorbeigehen. Er horchte in seinem Käfig dem Gesange der Schönen zu, und brachte es bald so weit, daß er in kurzer Zeit vier bis fünf Takte nachtrillern konte. Kaum hörte dieses der Kapellmeister, so bezeigte er eine ungemeine Freude über seinen Vogel; niemand durfte diesem das Futter mehr reichen, als er selbst; er selbst gab ihm Wasser, Zukkerbrod, Aepfel und Endiviensalat, und war so sehr darein verliebt, daß er manchmal den Käfig öfnete, und sei-

nen Vogel frei in dem Zimmer herumfliegen ließ. Judas, der die Freiheit über alles liebte, wandte auch alles an, um derselben nimmermehr beraubt zu werden. Er hüpfte immer hinter dem Kapellmeister her, sezte sich auf dessen Schulter, und trillerte aus voller Kehle. Dreimal vergaß der Kapellmeister die offenen Fenster zu schliessen; und als Judas niemals Mine machte zu echapiren, so sezte er sich ganz in den Kredit seines Herrn. Er blieb beständig in seinem Zimmer, hüpfte von einem Orte zum andern, und trillerte bis Sonnenniedergang. Bei den Lehrstnuden war er immer an dem Klavier, ließ sich von den Fräuleins fangen, und wenn ihn diese küßten, so schnäbelte er sie wieder. Das artige Vögelchen lernte in kurzer Zeit ein neues Menuetto, ein Trio und Polako so zierlich trillern, und war dabei so taktfest, daß sich selbst der Kapellmeister darüber verwunderte. Aber mit dem Schnäbeln beging er schon eine Schalkheit; sein Meister durfte ihn hundertmal küssen, so wurde er noch nie vom Judas wieder geschnäbelt; küßte aber ein Fräulein den Judas nur ein einzigesmal, so wurde dieses hundertfach dafür entgegengeschnäbelt. Unter diesen beiden Fräuleins hieß eine Mamsel

Landry, ein ungemein schönes und reizendes Kind; gegen diese trug das Vögelchen eine so vorzügliche Neigung, daß es manchmal auf ihren Busen hinflog, und des Schnäbelns kein Ende machte. Auch Mamsel Landry ward dadurch in den Kanarienvogel so sehr verliebt, daß sie ihrem Lehrmeister alles darbot, wenn er sich bereden ließ, ihr das Vögelchen als ihr Eigentum zu lassen. Sie bot ihm zwei, drei, und endlich all ihre kostbaren Ringe und Ohrenschmuk dar; denn wenn einmal die Neigung eines Mädchens auf einen gewissen Grad gereizt ist, so öfnet dasselbe all ihren kostbaren Schaz, um sich befriedigen zu können. Allein der alte Lehrmeister war so mürrisch dagegen, daß er alle Bedingungen, vielleicht selbst die Mamsel, gegen seinen Vogel ausschlug. Daß der unerbittliche Alte dem Mädchen den größten Schmerz verursacht habe, kann man sich wol einbilden; er war der erste, dem sie alle ihre Schäzze anbot, und er war auch der erste, der sie ausschlug. Tausend andere Stuzzer würden ihr ganze Käfige voll Vögel geschenkt haben, um nur einen zärtlichen Anblik von ihr zu erhalten. Allein, was tut ein Mädchen nicht, wenn sie einmal

für

für ein Ding eingenommen ist, das sie als einen unschäzbaren Wert ansieht? Ihr einziges Verlangen war der Kanarienvogel, und das war hinreichend, lieber sich selbst aufzuopfern, als unbefriediget ihre Begierde fahren zu lassen.

Mamsel Landry war aus dem Geschlechte jenes unter der Regierung der Königin Fredegunde so sehr berümt gewordenen Landry, dessen Geschichte wir oben erzält haben. Sie war also von adelicher Geburt, und hatte einen Vater, der lieber seinem Ehrgeiz sein eigen Blut opfern, als sich von dem erworbenen Ansehen nur das geringste vergeben wollte. Dieser war nur mit zwei einzigen Töchtern gesegnet; eine davon war ungemein schön und reizend, und die andere etwas häßlich und weniger einnemend. Für diese war der Vater sehr bekümmert, und er befürchtete, daß sie entweder unvereheliget, oder nur in Verbindung mit einem gemeinen Manne in der Welt ihr Leben beschliessen möchte; er machte also den grausamen Entschluß, seine schönere Tochter in ein Kloster zu bereden, um die häßlichere desto leichter durch die Mitgift aller seiner beträchtlichen Güter mit einer angesehenen Familie verbin-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

ben zu können. Wer diese christliche Grausamkeit der Katholiken kennet, und weiß, daß sogar die berümtesten fürstlichen Häuser dadurch seien ausgeschlachtet worden, der wird sich wenig über das Schlachtopfer der Mamsel Landry verwundern, indem es heut zu Tage nichts sonderbares ist, wenn in einem mittelmäßig grossen katholischen Lande alljährlich, und ein Jahr ins andere, zwei bis dreihundert Mädchen auf die unnatürlichste Art geschlachtet, und in der Blüte ihrer Jugend in die ewigen Kerker der Klöster eingesperret werden, ohne erst der Jünglinge zu gedenken, deren Zal sich gegen die Mädchens noch so groß verhält. — Die Mamsel Landry, welche noch unschuldig war, fülte dennoch gegen das männliche Geschlecht, und besonders gegen einen jungen Kavalier, einen mächtigen Trieb, der sich zwar nicht weiter erstrekte, als daß sie lieber mit dem männlichen, als mit dem weiblichen Geschlechte in Gesellschaft zu sein wünschte. Mit diesem Kavalier hatte sie auch keine nähere Bekanntschaft, als daß er ihr im Spiel, und im Spazierengehen stets angenemer, als jedes Mädchen vorkam. Diese unschuldige und unbedeutende Neigung hatte sich aber so tief in ihr Herz eingegraben, daß sie des-

sen Bildniß in ihrer Seele herumtrug, ohne es eigentlich zu wissen, warum. Daher war sie auch, als ihr der Vater den Vorschlag in ein Kloster zu gehen eröfnete, wenig darüber entrüstet; zwar drang die Neigung, lieber in der Welt als in einem Kloster zu leben, immer vor, aber Liebkosungen, Versprechungen und heilige Täuschung hatten ein solches Gewicht, daß sie sich willig dem väterlichen Vorschlag unterzog. Hätte sie mit dem jungen Kavalier nur ein einzigesmal so vertraulich geschnäbelt, wie mit dem Kanarienvogel, so würde sie ihn, troz den schmeichelhaftesten Anerbietungen ihres Vaters, weit vorgezogen haben; aber in dieser unschuldigen Lage, in der sie und der Kavalier sich befanden, zog sie lieber einen goldfärbigten Vogel einem zärtlichen schlanken Ritter vor. Alles was die Tochter von ihrem Vater verlangte, das wurde ihr, nur einen Gemal ausgenommen, mit größter Bereitwilligkeit zugestanden.

An einem Morgen entdekte Mamsel Landry ihrem Vater die heisse Begierde nach dem Besiz des Kanarienvogels des Kapellmeisters. Der Vater, froh über die unschuldige Bitte seiner Tochter, brachte es noch denselben Vormittag zuwege, daß der Vogel

auf das Zimmer des Mädchens geschaft wurde. Dieses war dem Judas eine erwünschte Gelegenheit, seine Geisteskräfte in einem Fache auszuüben, wozu er von jeher eine natürliche Anlage hatte, nämlich in den Liebesbegebenheiten. Die Mamsel konnte sich weder anziehen noch auskleiden, ohne von dem schalkhaften Vögelchen geneckket und geschnäbelt zu werden; lag sie im Bette, so hüpfte der Vogel auf ihren Polster hin, begab sie sich an ihren Schreibtisch, kam auch er dahin geflogen, und an der Toilette trieb der Lose so viel Unwesens, daß die Mamsel ihr Halstuch darüber fallen ließ. Daß Judas nebenbei ohne Aufhören, wie ein Scheerenschleifer, gepfiffen, gesungen und getrillert habe, läßt sich ohnehin mutmassen; und daß die Mamsel Landry durch den artigsten Schnikschnak ihres gefiederten Lieblings so sehr sei hingerissen worden, daß sie beinahe, nur einige unauslöschliche Eindrükke ausgenommen, ihres jungen Kavaliers gänzlich vergaß, wird ihr Niemand übel nemen: denn was könnte ein unschuldiges Mädchen besser vergnügen, als ein artiges Vögelchen, das sie, ohne es beichten zu dürfen, nach Willkür herzen und küssen durfte? Als nun der schaudervolle Tag herannahete, an wel-

chem das gute Kind den Schleier anlegen sollte, und zugleich eine unbeschreibliche Angst das Herz des Mädchens quälte, so wurde die ganze Freundschaft zusammenberufen, welche alle das trauervolle Mädchen mit erdichteten Vorstellungen, scheinbaren Glükseligkeiten und leeren Hofnungen einer Seelenruhe trösten sollten. Es wollte aber alles nichts helfen, bis die Frau Abtissin, welche von der ganzen Sache wol unterrichtet war, ins Mittel trat, und der jungen Kandidatin aus hochgnädiger Dispensazion erlaubte, ihren Kanarienvogel in das Kloster mitnemen zu dürfen: eine Gnade, welche unter hundert Kandidatinnen kaum einer zugestanden wird, daß sie noch ein weltliches Andenken, und wäre es auch ein Vogel, in ihre Zelle mitbringen darf. Dieses heiterte die Mamsel vollends wieder auf; sie gab Zeichen der Freude und des Vergnügens von sich, und sezte ihre Aeltern samt den Freunden in lauten Jubel. Ueber dreißig prächtige Wagen wurden angespannt, um das junge Schlachtopfer zu begleiten, und der ganze Zug ging unter Musik und Freudenlärmen durch die Stadt Paris nach dem Kloster. Die Kandidatin hielt in der einen Hand ihren himmlischen Bräutigam unter der Gestalt eines

hölzernen Jesuskindleins, und in der andern hielt sie das Käfig mit ihrem Kanarienvogel auf dem Schoos. Unter vielen tausend Zuschauern fiel es nicht einem bei, daß der ganze Hokuspokus weiter nichts anders bedeute, als das liebe Kind unter einem betäubenden Lärm von seinem Erbteile zu entfernen; ausser einem seufzenden Mönche, der es heimlich beweinte, daß er ein Opfer der Dumheit und des Aberglaubens geworden sei.

Sobald nun **Nantilde**, dieses war der eigentliche Name der Mamsel Landry, in dem Kloster eingesperret, und ihr Herz durch abgöttische Gelübde verriegelt ward, so brach schon die Reue über einen Schritt herein, der für ewig nicht mehr konnte zurükgetan werden. Der junge Kavalier stellte sich in ihrem Herzen immer mit lebhafteren und blühendern Farben dar, und sie erblikte an ihm einen gewissen Reiz, den sie vorher mit offenen Augen nicht wargenommen hatte. Eine innerliche Neigung, ein gewisser Trieb loderte in ihrem Busen auf, von dem sie vorher nichts gewußt und nichts empfunden hatte. Wie kömmt es doch, sagte sie oft zu ihr selbst, daß ich immer nach einen Mann seufze, ohne jemals einen gekannt zu haben? Woher diese Sehnsucht, diese Beklem-

mung meines Herzens? woher die Abneigung gegen mein Geschlecht, und die heimliche Begierde nach der menschlichen Gesellschaft? warum träumet mir so oft, daß ich Mutter sei, ohne jemals es zu werden verlangt zu haben? warum studirt sich meine Natur selbst, warum weis ich jezt geheime Dinge des menschlichen Geschlechts, ohne von einem Lehrmeister unterrichtet worden zu sein? — Wärend diesen Gedanken suchte sie der Kanarienvogel mit seinem Gesang aufzumuntern; sein Menuetto, Trio und Polako ertönte vom Morgen bis in den späten Abend; aber Nantilde achtete seiner selten mehr. Nur wenn ihr Herz überspannt war, wenn sie sich müde gehärmet, ausgeweinet hatte, warf sie sich in den Lehnstul hin, und horchte ihm zuweilen zu. So komm, rief sie alsdann, komme mein Männchen, mein Antoin, küsse, tröste deine unglükliche Nantilde, und heile ihr Herz, wenn du kanst. Da säumte auch Antoin (so hieß der junge Kavalier, und diesen Namen hatte Nantilde, als eine süße Erinnerung, ihrem Vogel gegeben) niemals, der rufenden Stimme zu gehorchen; Antoin hüpfte von ihrer Schulter auf den verschleierten Busen, machte Karessen und schnäbelte ihr die zärtlichsten Küsse weg.

Ihre einzige Freude war Antoin, und sie betrat oder verließ nie ihre Zelle, ohne den Antoin zärtlich zu begrüssen. Der Leser kan sich wol denken, daß man oft die Not als eine Woltat annemen muß; und was die Liebe betrift, so ist dieser Fall bei den Nonnen und Mönchen nicht selten. Sie nären zu ihrem Zeitvertreib verschiedene Tiere, und geben jedem einen Namen jener Person, an welche ihr Herz geheftet ist, nur um wenigstens mit der Aussprache des Namens einen Schatten jener Süßigkeit zu erlangen, welche ihren nach feurigen Küssen lodernden Lippen bei Strafe vieler Todtsünden, Exkommunikazionen, Suspensionen und Interdikten verwehrt ist. Die Mönche und Nonnen lassen sich sogar heilige Bilder malen, welche aber, wenn man dieselben genauer betrachtet, warhafte Portraits der Gegenstände ihrer Herzen sind; es kniet oft eine Nonne in ihrer Zelle vor dem Bildniß des heiligen Joseph, oder Johannes, und es ist im Grunde das Portrait eines Fähndrichs oder eines Juristen; desgleichen haben die Mönche die heilige Katharina, Rosalia, Dorothea als die wahren Ebenbilder eines Stubenmädchens oder einer Köchin auf ihrer Zelle, und machen ihre geistlichen Betrachtungen dabei. Am

öftesten lassen sie sich ihre Mädchens in Gestalt der Marienbilder malen, weil sich bei dieser Gelegenheit die Mienen der Liebe und Freundlichkeit am besten ausdrükken lassen; und es ist nichts seltenes, daß man die Jungfrau Maria in der Stellung, wie sie das Kind an ihrer Brust trinken läßt, häufig in den Zellen der Mönche antrift. Dergleichen Bilder vermehren sich mit der Zeit, und da nach und nach die Mönche wegsterben, so werden sie zulezt in der Kirche aufgehangen. Dem andächtigen Volk ist gleich beim ersten Anblik eine Stellung eines solchen Bildes frappant, wie es auch ganz natürlich ist, denn schon der Maler entwarf das Portrait auf eine frappante Art. Der Pöbel staunet ein solches Bild zu erst an, verwundert sich über das reizende, liebevolle Wesen, fällt auf seine Knie nieder, schlägt an die Brust und rufet: Ave Maria! Und so sind gar oft Bilder, welchen der Pöbel eine Wunderkraft zuschreibet, nichts mehr und nichts weniger, als Portraits verliebter Mädchens oder Konkubinen. —

In dieser Eigenschaft stand jezt Judas bei der bedauernswürdigen Mantilde; er vertrat die Stelle eines Liebhabers, und wußte sich so gut in seine Masque zu schikken, daß

wirklich die Nonne einige Labung zu ihrer Erholung zuweilen bei ihm fand. Sogar wenn sie im Garten spaziren ging, trug sie ihren Antoin auf der Hand mit sich; sie sezte ihn auf einen niedrigen Zweig hin und lagerte sich auf einen Rasen zu nächst dem Bauer, um seinen Trillern zuzuhorchen: denn sie war ein für allemal versichert, daß ihr Antoin niemals es wagen würde wegzufliegen. Um sich diese Unterhaltung recht angenehm zu machen, dichtete sie eine Melodie, welche mit dem Tempo ihres Vögelchens harmonirte. Es war ein verliebtes Lied auf die Umarmungen ihres Kavaliers, und auf ihre Befreiung aus dem Kloster gerichtet, das nur zwischen ihren vier Augen durfte gesungen werden. Denn in einem Kloster an die Liebe denken, wäre die gröbste Sünde, obschon die Natur fast stündlich daran erinnert.

In dieser Situation saß sie an einem hellen Morgen einsam unter dem alten schattigten Nußbaume, seufzte nach ihrer Befreiung, sang ihr Lied und ließ sichs vom muntern Antoin akkompagniren. Dieser mag ohne Zweifel, weil er auf dem Baume von Zweig auf Zweig hüpfte, einen ausserhalb der Gartenmauer horchenden Fremdling be-

merket haben: und da er in solchen Fällen, wenn er behorcht und bewundert wurde, im höchsten Grade ehrgeizig war, so sang und trillerte diesmal Antoin lieblicher und angenehmer, als er es jemals getan hatte. Selbst die Nonne erstaunte über seinen reizzenden und unvergleichlichen Gesang so sehr, daß sie, wie bezaubert eine sehr lange Zeit unbeweglich nach dem Baume hinstarrte, auf dessen Zweigen Antoin das Meisterstük seiner Kunst und zugleich das höchste Glük seiner Nantilde hervorbrachte.

Ich hoffe nicht, daß einige Leser diese Erzälung für übertrieben halten werden. Wer sich die Mühe geben will, die katholische Legende der Heiligen zu lesen, der wird eine ähnliche Geschichte darin finden. Ein gewisser heiliger Mönch, heißt es in derselben erbaulichen Legende, ging eines Tags aus seiner Zelle in dem nahen Wäldchen spaziren, und da vernahm er unvermutet einen so annemlichen und ergözzenden Gesang eines Vögelchens, daß er begierig ward, dem von Baum auf Baum forthüpfenden Vogel zu folgen. Hingerissen und bezaubert von dieser himmlischen Melodie, geriet er unvermerkt in den Paradiesgarten, allwo ihn der liebliche Gesang mehrerer Haufen der schönsten Vögel

dergestalten entzükte, daß er wonnetrunken in den angenemsten und erquikendsten Schlummer verfiel. Als er nachher wieder erwachte, so dünkte es den Mönch, als hätte er wirklich eine ganze Nacht in diesem Zauberorte zugebracht; und die Abwesenheit der Vögel ließ ihn vermuten, dieselben würden auf das Hekken oder Futtersammeln abgeflogen sein. Er erinnerte sich zugleich, daß er ohne die Erlaubniß seiner Klosterobern über eine Nacht ausgeblieben, und begab sich eilends auf den Heimweg, um nicht noch strafbarer zu werden. Schwerlich würde er den Rükweg nach seinem Kloster gefunden haben, wenn ihm nicht ein unbekannter schöner Knabe, der ihm unvermutet aufstieß, die rechte Bahn gewiesen hätte. Noch denselben Abend langte er also vor der Klosterpforte an; aber wie erschrak und erstaunte er, als er in dem Kloster keinen einzigen seiner vorigen so sehr bekannten und geliebten Mitbrüder fand; alles war ihm fremd, das Gebäude war nicht mehr das vorher alte Gebäude; er sah ungekannte Obern, und ungekannte Mitbrüder; und er wurde nicht anders, als wie ein jeder anderer Ordensfremdling aufgenommen. Nachdem er als ein religiöser Pilgrim vor den Abt geführt ward, so fragte er diesen

voll Verwunderung: wie es denn möglich sei, daß er keinen von seinen Mitbrüdern finde, da er doch nur eine einzige Nacht abwesend gewesen? Der Abt fragte ihn um seinen, und seiner gekannten Namen; und als diese der Mönch an den Fingern herzunennen wußte, so wurde in der Klosterkronik nachgesucht. Da fand sichs nun, daß eben vor hundert Jahren alle die genannten Mönche in diesem Kloster gelebt hätten, mit der Anmerkung auf dem Rande, daß einer unter diesen unversehens ist verloren gegangen. Hierauf erzälte der Mönch dem Abte obige Begebenheit mit dem Vögelchen, und man zog den Schluß daraus, daß die Vögel nichts anders, als die heiligen Engel gewesen, welche den frommen Mönch, um ihn den betrübten Kriegszeiten zu entreissen, bis nach völlig hergestelltem Frieden in dem Paradies durch eine himmlische Verzükkung aufbewahret haben: und daß der unbekannte Knabe, welcher ihn zurükgeführet, niemand anders als der Herr Jesus gewesen sei. Man stellte alsdann ein Jubelfest an, wobei dem Allmächtigen Dank gesagt wurde, daß er den frommen Mönch hundert Jahre lang habe schlafen lassen. Der Mönch selbst aber verschied in

kurzer Zeit darauf des langen Schlafens wegen im Rufe der Heiligkeit.

Judas der Erzschelm hatte auf gleiche Weise auch die Nonne Nantilde unter der Masque eines Kanarienvögels mit einem entzükkenden Gesang bezaubert. Nantilde, welche der quälende Trieb der Liebe niemals sättigen konnte, wiederholte nochmal ihr Lied, und Antoin akkompagnirte nochmal so pünktlich und zärtlich, als zuvor. Indeß hatte sich aber der Fremdling, welcher vorher an der Gartenmauer nur von weitem zuhorchte, selbst in den Garten geschlichen. Ob er über die Mauer gestiegen, oder durch eine Thüre zufälliger Weise hineingekommen sei, weis ich eben nicht: er stand plözlich hinter der Nonne, und bewunderte mit leisen Schritten die bezaubernde Harmonie. Antoin, der sonst allezeit ein Zeichen gab, wenn sich entweder die strenge Oberin, oder eine mürrische Mitschwester in der Nähe befand, ließ sich diesmal nichts merken, sondern es schien, als hätte er sich mit einer goldenen Repetieruhr oder mit einer Ordenskommende bestechen lassen, diesmal zu schweigen. Wenigst hätte er sich, wäre er kein Vogel gewesen, einige Hofnung darauf machen können; denn der fremde, schöngebildete, und noch ziemlich junge

Herr hatte einen fürstlichen Anzug von goldenen Dressen, und prächtigem Schmuk. Allein da noch immer heimliche Kräfte in der Natur verborgen liegen, welche nicht alle entdekt worden sind, so mag auch diesesmal die Nonne eine heimliche magnetische, oder elektrische, oder spirituelle Kraft berühret haben. Sie ahndete einen Menschen, sah sich um, und — Himmel! wie erschrak sie, als sie so unvermutet einen schöngestalteten Mann hinter sich erblikte. Eine plözliche Ohnmacht stürzte sie nieder, und sie fing an allen Gliedern zu beben an. Fürchte dich nicht, sagte der Fremde, der sie von der Erde aufhob, ich bin nicht gekommen, um dir einiges Leid zuzufügen. Der Schrekken war aber zu heftig, als daß Nantilde diese Worte vernehmen konnte; denn da sie schon zwei Jahre lang keine männliche Gestalt mehr gesehen, und allen Männern bei Strafe der ewigen Hölle die gottgeweihte Einsamkeit zu betretten verboten ist, so kan man sich leicht vorstellen, welcher Schauder das weibliche Herz überfallen habe.

Endlich erholte sich Nantilde wieder allgemach in den Armen des Fremdlings: sie öffnete ihre reizenden Augen, und das Rosenrot bemalte ihre Wangen wieder, während

der Busen unter dem geweihten Schleier heftiger zu beben anfing. Aber iezt erstarrten auch die Augen des Fremdlings, sein Mund zitterte ohne ein Wort zu sprechen, und sein Herz schlug wie vor einer Todesangst: denn noch nie hatte er ein so edles, ein so engelschönes Bild eines Mädchens in seine Arme eingeschlossen: nie hatte er dem Bilde der Liebe selbst so nahe gestanden, und noch nie fühlte sein Herz jene heftige Wirkung, die sich weit mehr empfinden als beschreiben läßt. — Lassen Sie mich, seufzte Nantilde, lassen Sie mich, Freund, oder Sie sind gekommen, mich zu tödten! wenn ich noch eine Liebe von dem menschlichen Geschlechte verdiene, so ziehen Sie ihre Hand von meinen Lenden weg; schon Ihre Gegenwart verkündiget mir die Strafe mit einem ewigen Kerker. — Spricht eine reizende Göttin, oder ein unglüklich verschleiertes Mädchen diese zaubernde Worte zu mir? fragte sie der Fremdling; ich habe deinen nach der Befreiung seufzenden Gesang gehört, deine Stimme hat mich hingerissen, und jezt — deine edle, einnehmende Gesichtsbildung — welch ein Anblik! Entdekke mir, edles, sanftes Geschöpf! dein Schiksal, deinen Namen, und ich werde dich — —

— — Lassen Sie mich! schrie sie, und riess sich aus seinen Armen, und entfloh. Denn von der einen Seite kam die Abtissin in einem gebieterischen Trap daher, und wollte die Nonne, welche ihre Chorstunde versäumt hatte, mit einem derben Verweise aufsuchen. Schäumender Zorn, unversöhnliche Rache, und eine bischöfliche Wuth stieg der Abtissin ins Angesicht, als sie den Fremdling erblikte; mit der Miene einer Gift, Dolch, und Tod speienden Schlange ging sie auf denselben los, und verfluchte ihn unter tausend Verwünschungen in das allverzehrende ewige Feuer: Engel, Satan, Heilige und Teufel beschwur sie den Schänder der heiligen Städte augenbliklich zu bestrafen und zu tödten.

Madame! sagte der Fremdling, ich habe mehr als zehn Legionen zu gebieten; und so ich ihnen befehle, diesen Ort einzuäschern, so ist er noch vor Sonnenuntergang samt den ihrigen in Staub und Asche verwandelt. Auf diese majestätische Rede erschrak die Abtissin, aber der heilige Eifer liess sie nicht schweigen; bald fuhr sie wieder fort, neue Verwünschungen und Vermaledeiungen gegen ihn auszustossen. Madame, fragte sie endlich der Fremdling, kennet ihr keinen Dagobert?

— Unsern allerchristlichsten König? erwiederte sie. — Dagobert, euer König, antwortete er, steht hier vor euren Augen. Ach! Gnade, rief die Abtissin, und warf sich zu seinen Füssen nieder; ich bitte eure Majestät um Gnade und Vergebung! Ich bin schon dreißig Jahr in dieser Einsamkeit, ohne jemals eine Person von königlichem Geblüte gesehen zu haben, ich hoffe daher Verzeihung eines Fehlers, den ich nicht vorsezlich begangen habe. Hierauf befal ihr der König aufzustehen, vergab ihr den klösterlichen Ungestümm, und entdekte ihr, daß er unvermutet von der Jagd zu diesem Klostergarten gekommen sei, und aus Neugierde die verschlossene Gartentüre selbst geöffnet habe. Die Abtissin begleitete den König mit tiefestem Respekt in das Klostergebäude, sie öffnete ihm alle Zellen, und befal, daß sich die Nonnen nach einem gnädigst erlangten Handkuß zu seinen Füssen werfen sollten. Die Nonnen kamen nach dem Range ihres Amtes und Alters herbei, und als die Reihe an Nantilden kam, so drükte Dagobert ihre Hand mit einem gewissen Zeichen einer verborgenen Neigung, das tief in ihre Seele drang. Nach diesem Zeremoniel besprach sich der König mit der Abtissin besonders um das Schiksal diesre

Nonne, und darauf ließ er die Nantilde zu sich rufen. Die Abtissin stellte sich aus Bescheidenheit zehn Schritte weit von dem König entfernt, und dieses machte der Nantilde Luft, mit wenigen aber sehr bescheidnen Worten den Kummer und Schmerz ihres Herzens vor dem König ausschütten zu können. Dagobert entdekte hier wieder neue Reize an Nantilden, und sein Herz fühlte immer eine heftigere Neigung gegen dieses unschuldige Geschöpf: er war zu schwach, ihr seine Liebe länger zu verbergen, und gab ihr die heiligste Versicherung, sie in kurzer Zeit aus den unnatürlichen Fesseln loszureissen. Nantilde, welche zu unerfahren war, Dagoberts Absichten im Grunde zu verstehen, ging voll des Trostes und Vergnügens auf ihre Zelle, und freute sich mit einer unbeschreiblichen Heiterkeit des Tages ihrer Erlösung. Der Neid, und die Vorwürfe, welche sie von den übrigen Nonnen, wegen der so gnädigen Aufnahme bei dem König, auszustehen hatte, gingen über alle Gränzen; kein Verbrechen in der Welt könnte schädlichere Vorwürfe verdienen, als ihr die Nonnen die Sünde vormalten, welche sie bei der Unterredung mit dem König, obwohl in Gegenwart der Abtissin, begangen hatte. Allein Nantilde

war gegen alle diese bittersten Vorwürfe unempfindlich. Die Hofnung einer baldigen Befreiung gab ihr Stärke und Muth, die niederträchtigen Schmähungen und Drohungen der eifersichtigen Nonnen zu verachten: sie verschloß sich auf ihrer Zelle, sang ihr Lied, und Antoin half ihr die Vergnügungen verdoppeln.

Dagobert konnte die Reize der Nonne, gegen die er so heftig eingenommen ward, nicht vergessen; die Eindrükke der schmachtenden Augen, der zärtlichen Stimme, und der purpurfarbenen Wangen blieben unauslöschlich, und die Begierde nach dem Besiz der natürlichen Schönheit, welche kein künstlicher Friseur verunstaltet hatte, war unüberwindlich: der Entschluß, Nantilden zu besizzen, war keines Wiederrufes fähig. Nichts konnte seine Liebe zurükhalten, und kein weltliches oder päbstliches Gebot seiner Leidenschaft einen Einhalt thun: sogar die größte Beschwerniß, nämlich das Eheband mit der Königin Guntrude, mußte weggeräumt, und zertrümmert werden. Dagobert war nämlich ganz in die Fußtritte seines Vorfahrers, Clotars des Zweiten getretten, welcher mit dem weiblichen Geschlechte gemacht hatte, was ihm beliebte. Diese beiden Regenten waren einan-

der ziemlich ähnlich: sie beherrschten die Frauen, und wurden wieder von Frauen beherrscht, und ließen sich von den Großen des Reichs wie zahme Schaafe dirigiren. So hatte z. B. der Major Domus, Namens Warnacar, von dem König Clotar begehrt, Zeit Lebens seines Amtes und Würden nicht entsezzet zu werden, das eben so viel ist, als ungestraft tun zu dürfen, was er wollte; es war damals die erlangte Gnade, der Könige Liebling zu sein, das einzige Mittel, geschwind in Ansehen zu kommen. Die Grossen benuzten die Schwachheit der Könige nicht nur in Erlangung der einträglichsten Ehrenstellen, sondern sie foderten sogar Weiber von ihnen. Der erste, der vom König Clotar ein Weib, die eine reiche Erbtochter war, verlangte, war Andarchius, ein Römer von Geburt, dem es hernach die übrigen im Reiche bald nachmachten. Man nannte diese Weiberausspendungen Praeceptiones regias, und es war keine reiche Witwe, oder kein schönes und reiches Mädchen sicher, unvermutet durch ein königliches Gebot einen Mann zu bekommen, den sie vorher in ihrem Leben weder gekant noch gesehen hatte. Die Höflinge, Hoftänzer, Hofmusikanten und Hofheizer stiegen den ganzen Tag in der Stadt Pa-

ris herum, und machten auf die Mädchens, welche sie an den Fenstern erblikten, Jagd; gefiel ihnen ungefähr eine, so brauchte es weiter nichts, als ihr nach einer Stunde eine Praeceptio regia ins Haus zu schikken; und da mußte sie, es möchte ihr oder ihren Aeltern gefällig oder mißfällig sein, denjenigen heiraten, dessen Name in dem Briefe geschrieben stand. Dieser Unfug wurde so übertrieben fortgesezt, daß sich zulezt manches schöne Mädchen ganze Jahre hindurch zu Hause verschlossen, verschleiert, und vergittert halten mußte, um dem königlichen Gebote zu entgehen, und um nicht durch eine landesväterliche Verordnung genotzüchtiget zu werden. Da war es dann eine rechte Lust mitanzusehen, wenn sich mancher Bürgerssohn ein Mädchen ausgewählet, und sie den folgenden Tag zu heiraten versprochen hatte: und wenn noch den Augenblik vor der Trauung ein Hoftapezirer, oder Hofperuquier mit einer Praeceptio regia auftratt, und dem Bürgerssohne die Braut vor der Nase wegnahm. Da nun keine Macht oder Gewalt in der Welt ist, welcher sich nicht die Geistlichen anmaßten, so waren sie dem Könige um die Weiberverteilung im höchsten Grade neidig. Die Bischöfe zankten, und disputirten sich auf

den Konzilien krebsrot, und wollten schlechterdings die Weiberverteilung als eine ex jure divino zu dem geistlichen Forum gehörige Sache verteidigen. Da aber der König nicht nur die Ehrenämter, und Weiber nach Willkühr ausspendete, sondern auch Bistümer, Benefizien, und Kirchengüter nach Belieben verteilte, und dieses für den König und seinen Hof eine sehr gefällige Sache war, so ließ man die Geistlichen zanken und disputiren, auf Seite des Hofes aber sich nicht irre machen, noch weniger von dem einmal angefangenen Vorhaben abschrekken. Manchmal, heißt es, hat auch eine schlimme Sache ihre gute Seite; und dies traf auch damals überein. Man hatte es sich einmal in den Kopf gesezt, unumschränkter Herr über alle jungfräulichen Gürtel zu sein; und in dieser Absicht wurden obige Praeceptiones regiae sogar bis auf die Nonnen ausgedehnet. So äußerst unangenem und beschwerlich eine solche Präcepzion dem schönen Geschlechte in der Welt war, desto willkommener war sie im Gegenteile den Nonnen; sie war ihr einziges Rettungsmittel von den Klosterbanden wieder los zu werden, und die Nonnen baten frühe und spät um eine lang beglükte Regierung zu dem Himmel. Der Bürgerstand ver-

fluchte und verwünschte die Praeceptiones regias, und die andächtigen Nonnen konnten die Frömmigkeit des Königs nicht genug anrühmen: Denn es war doch ungemein reizend für eine Nonne, wenn sie unvermutet anstatt dem Betrachtungsbuche und dem Breviar ein solches Billet auf dem Tische fand, wodurch ihr dasjenige wieder zu Teil ward, worauf sie aus unüberlegtem Eifer für ewig Verzicht getan hatte. Die Bischöfe und den Pabst schmerzte es freilich in der Stille, daß ihnen ein Ansehen wäre benommen worden, wodurch ihnen die ganze Welt wäre untertänig gewesen: denn nachdem man blind genug war, sich von den Geistlichen entweder in den Himmel oder in die Hölle sperren zu lassen: und nichts für gut oder heilig anzunemen, was nicht aus ihrer Hand kam, so würde die Geistlichkeit um einige Grade höher gestiegen sein, wenn man das Bedürfniß der Natur, oder ein Weib, von ihrer Heiligkeit hätte empfangen müssen. Allein damals war es eine stürmische Zeit, und die hohe Priesterschaft konnte mit all ihrem Starrsinn nicht durchbrechen; bis sich gleichwol für sie ein glüklicher Zeitpunkt öfnete, als nämlich die nachherigen Jahrhunderte und unsere dermaligen Zeiten waren, daß sich die Männer

nicht eher zu den Frauen legen, bis die Geistlichen Ja — dazu gesagt haben. Man war aber in denselben Zeiten (im sechsten und siebenten Jahrhundert) nicht zufrieden, auf eine so gute Art ein Weib zu bekommen, sondern gleichwie das Rauben, Morden und Stehlen allgemein üblich war, so wurde auch der Frauenzimmerraub zur Mode gemacht; oft mußten die Väter ihre Töchter in tiefe Keller verstekken, oder mit eisernen Ketten verriegeln. Und keine Thore, keine Mauern waren zu stark, wo nicht die Frauenzimmer-Räuber eindringen konten. Daß dieses eine weit vergnügtere Unterhaltung, als das Vogelstehlen, war, braucht nicht zu erklären; daher begaben sich sogar Priester und Mönche auf den Raub der Frauenzimmer, sie bestürmten Schlösser und Burgen, und führten die Mädchens unter ihrem geweihten Priesterrok in ihre mit Dreikönigswasser besprizten, und mit Hexenrauch benedizirten Betten nach Hause, ohne sich von dem Geheule der Mädchens, noch von dem Wehegeschrei der Aeltern bewegen zu lassen: weil nach dem römischen Kirchensystem der Priester unbeweglich und unerbittlich ist.

Diese Denkungsart und Sitten waren nun auch größten Teils unter Dagoberts

Regierung üblich. Er beschloß, um Nantilden mit desto mehr Recht in den Besiz zu bekommen, seine gute Königin jene Sünden büssen zu lassen, die er in seinen ersten Jahren mit Tänzerinen und Sängerinen, und Kammermädchens begangen hatte, und sie unter dem Vorwande der Unfruchtbarkeit zu verstossen. Ich habe über diesen Punkt einen andern Geschichtschreiber nachgeschlagen (so engbrüstig bin ich in meiner Erzälung) welcher behauptet, Dagobert sei so ausschweifend gewesen, daß er nebst einer Menge Konkubinen auch drei Frauen zugleich gehabt, welche alle drei unter dem Titel der Königinen zu nächst an seinem Trone gesessen sind. In historische Untersuchungen will ich mich diesmal nicht einlassen, ich halte es aber für meine Privatmeinung mit dem lezteren: und damit der erste dabei nicht zu kurz kömmt, so will ich ihm auch ein bischen Glauben beimessen. Nachdem also die Königin Gumtrude verstossen war, so ließ Dagobert seine Theologen, vermutlich auch die Graubärte aus der Sorbone zusammen berufen, und folgenden Inaugural-Disputazions-Thesin aufwerfen: ob er salva conscientia und non praejudicando S. S. Sedi rom. apost. in sententiis receptis die Nonne Nantilde hei-

raten könne, oder nicht. Diese Auflösung schien den Theologen weder schwer noch bedenklich zu fallen; denn eine geheime Insinuazion, daß der König gegen eine vorteilhafte Erklärung mit Abteien, Bistümern, und andern Ehrenstellen erkentlich sein werde, hatte ein so schweres Gewicht, daß alle Stimmen auf der affirmativen Seite zusammen trafen. So etwas konnte auch der König von seinen getreuen Vasallen immer vermuten; denn lassen sich heut zu Tage die Beichtväter der Katoliken mit einem Pfund Schnupftobak, oder mit ein paar Ellen Leinwand gütigst bewegen, ihr Beichtkind von den Sünden loszusprechen, was ließ sich erst erwarten, wenn sie so königlich beschenket wurden? Es kömmt gar oft auf eine bleierne Büchse Tobak an, ob man in den Himmel kommen wolle, oder nicht, und die Mädchens können sich mit ein paar Mäulchen (deutlicher Küsse) hineinschmeicheln. Die Theologen entschieden also einmütig, daß Nantilde, weil sie von ihrem Vater zu den Gelübden gezwungen worden, nach allen kanonischen Rechten ihr Kloster wieder verlassen, und unbeschadet der ganz allein seligmachenden Kirche heiraten könne.

Nantilde wurde also samt ihrem Kanarienvogel mit dem königlichen Leibwagen aus dem Kloster abgeholet, und mit dem prächtigsten Schmuk geziert nach Paris gebracht. Jezt schien erst Nantilde in den Augen Dagoberts eine irrdische Göttin zu sein; der niedliche Anzug, der reizende Puz und ihr liebliches Wesen gaben ihr einen solchen Vorzug vor allen übrigen Damen, daß sie allgemein bewundert und verehret wurde. Selbst der König ward so sehr hingerissen, daß er sich noch denselbigen Tag mit ihr traute. Dieses war der Zeitpunkt, wornach der Kanarienvogel so sehnlich seufzte; Judas nämlich wünschte wieder einmal am Hofe zu sein, wieder troz einem Kammerdiener Liebeshändel, und troz einem andern Hofschranzen Intriguen und Ränke zu spielen. Bisher hatte er sich beständig zurükgehalten, er achtete es nicht der Mühe wert unter einem Haufen Nonnen romantische Begebenheiten aufzustellen, wo nur die Verwikkelung, aber selten eine angeneme Auflösung des Knotens zu erwarten war. Jezt aber sah er sich neuerdings an einen Posten gestellt, von dem er alles übersehen, und den königlichen Hof, gleich einem Marionettenteater, mit den Fingern dirigiren konnte. Judas hatte aber

diesmal einen kürzern Plan gewälet, als vorher unter der Königin Fredegunde, glaublich weil er schon mehr Erfahrenheit und mehr Uebung besaß, um seine Absichten desto eher und ungehinderter erreichen zu können, wie wir jezt sehen werden.

Nantilde hatte wirklich den königlichen Tron mit allen einer Königin schuldigen Ehrbezeigungen bestiegen, welche sie um so mehr verdienet hatte, da sie bei all ihrer Hoheit und Majestät ihren sanften, leutseligen und woltätigen Karakter stets beibehielt. Der Leser wird sich über diese Vereinbarung des königlichen Ansehens mit der Leutseligkeit und Herablassung verwundern, indem es eine Seltenheit ist, daß ein Mädchen, welches eine glükliche Heurat erhoben hat, nicht jener Stufen vergißt, über welche sie zu ihrem Ansehen hinangestiegen ist. Betrachten wir hie und da die Frau eines Kaufmanns, eines Wechslers, eines Rats, oder sonst eines reichen und angesehenen Mannes, welche aus Neigung oder andern Absichten ein gemeines Mädchen durch die Heurat in einen höhern und wolhabendern Stand erhoben haben, mit welchem unausstehlichen Stolz sehen oft dergleichen Frauen auf ihre vorigen Gespielinnen, selbst auf Geschwister und

Aeltern herab? Aber eben die Leutseligkeit war an Nantilden jene rümenswürdige Tugend, wodurch sie sich bei dem ganzen Hofe, und vor der ganzen Nazion beliebt machte. Dagobert, der diese allgemeine Hochschäzzung seiner Königin mit Augen ansah, wurde immer noch heftiger in dieselbe verliebt; er war stets um sie, und kein Vorfall, so wichtig er für ihn und für das Reich sein mochte, konte ihn von der Königin Seite entfernen.

Zu eben dieser Zeit, als die Liebe den höchsten Grad erreicht hatte, spielte auch Judas das Meisterstük seiner Verschlagenheit. Man weis nicht, wie es zugegangen ist, daß unvermutet unter dem Volk eine Mißhelligkeit entstand, und Dagobert genötiget war, seine Provinzen zu bereisen. Nantilde wollte ihn zwar begleiten, aber ihr Gemal ließ es nicht zu, daß sie den Beschwerlichkeiten und Gefahren der langen Reise sollte preisgegeben werden: er nam von ihr den zärtlichsten Abschied, versicherte sie seiner heftigsten Zuneigung, und entfernte sich unter den heiligsten Versicherungen, sobald, als es nur möglich ist zurükzukeren. Die Königin saß nun schon im dritten Monate von ihrem Gemal entfernt, einsam zu Hause, und der

Kanarienvogel war ihre einzige Gesellschaft, womit sie sich die Zeit kürzte: denn einen unterhaltlichern Gesellschafter hätte man wol in ganz Paris nicht finden können, als der Vogel war, der alle Gesellschaftsdamen, Jagdkavaliers und Hofnarren weit hinter sich ließ. Eine jede Melodie oder Lied, welches die Königin sang, das trillerte er denselben Augenblik, ohne es vorher gehört zu haben, pünktlich nach; er schien sogar den harmonischen Uebergang der Töne, das Fallen und Steigen, Allegro und Piano begriffen zu haben. Die Königin, stolz auf ihren künstlichen Gesellschafter (und wer sollte auf diesen Vogel nicht stolz sein, da es doch Aeltern auf ihre ungezogenen, ungelehrigen und dummen Söhne sind), konte ihre Freude nicht länger verbergen, und war so herablassend, daß sie den Vogel verschiednen Einwohnern der Stadt, ohne Entreegeld versteht sich, in ihrem Kabinete zur Schau und Bewunderung ausstellte. In solchen Fällen ist es bekant, daß sich der Adel allezeit zunächst hinandringt, und zuerst seine diplomatische Nase hineinstekt. Alle Gänge der Residenz, selbst die Ritterzimmer nicht einmal ausgenommen, waren daher mit adelichen Stuzzern und parfumirten Koqueten voll,

gestopft: es wurden immer zehn zu zehn Paare in die Antichambre gelassen, um den Künstler zu sehen; und die Königin war dabei so vergnügt, daß sie es sich selbst zum Geschäft machte, die Zuschauer zufrieden zu stellen. Nachdem die neunte Tour in das Zimmer gelassen ward, befand sich unter den zwanzigen ein Jüngling, welchen die Königin mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete. Wem wäre es wol zu Sinne gekommen, daß dieser Jüngling jener Kavalier gewesen, der einst unter dem Namen Antoin das Herz der Nantilde in der Klosterzelle Tag und Nacht beunruhigte? Und doch war dieses der Kavalier Antoin, der in der unschuldigsten Absicht der Königin unter die Augen getreten ist, und welchen die Königin selbst, seit ihrer Bekantschaft mit Dagobert, gänzlich vergessen hatte. Beide trafen hier in der unerwartetsten, unbedeutendsten Absicht zusammen: aber die heimliche, sympathetische Kraft, welche von den ersten jugendlichen Eindrükken noch zurükgeblieben war, und welche sich nicht auslöschen läßt, wurde wieder rege, und das Herz der Königin empfand, obwol von der unschuldigsten Seite, eine gewisse Neigung gegen ihn,

so

so daß sie ihn unmöglich ungefragt, wer er wäre, wie und wo er sich befinde, von sich lassen konte. Bei dieser kurzen Unterredung erinnerten sie sich beide jener Jugendfreuden, und keuschen Scherze, womit sie sich vor Zeiten unterhalten hatten; und diese lebhafte Erinnerung bemächtigte sich der Seele der Nantilde mit einem so hinreissenden Vergnügen, daß sie es vergaß, Königin zu sein, und mit solcher Vertraulichkeit sich gegen ihn herabließ, daß die umstehenden Hofherren und Damen nicht gleichgültig dabei bleiben konten. Durch diese freundschaftliche Unterredung ward zugleich der Zunder der Zwietracht und Ehrabschneidung gelegt. Der Neid um diese königliche Gunstbezeugung loderte in den Herzen der Umstehenden auf; das Gerücht eines heimlichen Liebesverständnisses zwischen der Königin und dem Antoin ward so allgemein verbreitet, daß es in kurzer Zeit zu den entfernten Ohren des Königs gebracht wurde.

Als dieses Dagobert vernam, befand er sich eben bei einem prächtigen Ball, welchen der Graf du Blois zu Ehren des Königs angestellt hatte. Alle Schönheiten der ganzen Gegend wurden auf diesem Balle versammelt.

Eine gewisse adeliche Mamsel **Requertrude** zeichnete sich besonders durch den artigen Tanz und durch ihre reizenden Geberden bei diesem Festin aus. Ohne Zweifel hat man die Neigung und die Leidenschaft des Königs schon vorher zu hinlänglich gekannt, als daß man über die Mittel, ihn zu ergözzen, lange unschlüssig hätte stehen sollen. Requertrude ward also besonders ausgewählet, dem Könige zu schmeicheln, ihn zu reizen und zu vergnügen. Die Gebärden, worin sie ihre Zauberkräfte sezte, will ich nicht beschreiben; sie war aus der Klasse derjenigen, welche keine Tugend mehr zu verlieren haben. Nun traf es sich téte à téte, daß Nantilde bei dem Könige fälschlich angeschwärzt, und dieser, mir nichts dir nichts, in die Requertrude verliebt wurde. Wäre Judas nicht mein Romanheld, so würde ich ihn jezt einen Schurken gescholten haben; aber wie viele Schurken müßte man noch herzälen, welche auf eine änliche Weise ihre Streiche ausgeübet haben? — Dagobert dachte also nimmermehr an seine sanfte und gute Nantilde; er nam die Requertrude auf seiner Reise als eine angeneme Begleiterin mit, und kerte erst nach einem Jahre mit ihr und — ihrem Kinde nach Paris zurük.

Nantildens Ruhe war nun für immer gestört und verloren. Innerlicher Gram und Verzweiflung bemächtigten sich ihres Herzens, und ihr lebhaftes Blut fing an zu erstarren. Nantilde mußte sich von der Reguertrude auf die nämliche Art verdrängt sehen, wie sie die Königin Guntrude verdrängt hatte. Und Dagobert? Nachdem dieser seine Begierden nun einmal genug gesättiget hatte, dachte er auf Mittel, seine Liebeshändel zu verdunkeln, und durch erhabene Taten bei der Nachwelt berümt zu werden. Diese Rumsucht wandelt alle Sterblichen an, und besonders die mächtigen und reichen Herren. Der Minister, der General, der Graf, der Baron, der Doktor, und sogar die Bücherschreiber wollen nach ihrem Tode, manchmal auch noch in ihrem Leben, bis an die Sterne gerümt und gelobt werden, und noch dazu gar oft, ohne daß sie die Materialien vorbereitet haben, womit man ihre rumredenden Grabschriften anfüllen soll: alle wollen tugendhaft, als Patrioten, als Helden und als Gelerte gelebt haben, und wenn man in ihre Schreibepulte gukket, so findet man nichts als Küchenzettel und Liebsbriefe, die sie mit genauer Not zu schreiben gelernt haben. Ueber diesen lächerlichen

Ehrgeiz und Rumbegierde könte ich jezt wol eine beissende Satyre schreiben! allein es sind gar zu viele Leute in der Welt, welche von verkauftem Lob leben, und ich bin zu gewissenhaft dazu, als daß ich sie alle um ihr Stükchen Brod bringen sollte. Dagobert hat wirklich jene Klasse Menschen gefunden, denen ihr Lob für Geld feil ist: und an diesen Leuten gebricht es, Gott sei Dank, auch in unsern Tagen weder der französischen, noch der spanischen, noch italiänischen, noch deutschen Nazion; denn überall findet man grössere Haufen Mönche, als Heerden Schafe. Der gute König hatte auf einmal Lust ein Heiliger zu werden. Da er dieses Vorhaben für sich allein nicht schiklich auszufüren wußte, so entdekte er es einigen seiner Vertrauten. Entweder haben diese, oder der Kanarienvogel, der sich noch im königlichen Palaste aufhielt, den König hintergangen; denn als er einmal des Morgens von seiner Requertrude aus dem Bette aufstand, fand er auf dem Tisch einen von unbekanter Hand geschriebenen Zettel, mit dem kurzen Inhalte: **baue ein Kloster.** Alle, welche diese Handschrift sahen, behaupteten, sie wäre von einem Engel geschrieben worden; ich kann aber die Leser versichern, daß Ju-

das der Erzschelm entweder im weltlichen oder priesterlichen Kleide der Urheber jenes Zettels gewesen sei.

Der geschriebene Zettel mußte in Paris ein Mirakel sein, ob es schon die ganze Welt für eine Lüge oder Pfaffenstreich ausgeben wollte. Die hohe und niedere Geistlichkeit versammelte sich, und wünschte dem Dagobert in corpore zu dieser himmlischen Erscheinung Glük. Bald darauf hatten die Prediger auf den Kanzeln Dagoberts Frömmigkeit ungemein angepriesen: sie sagten, Christus sei ihm im Schlafe erschienen, und habe ihm den Zettel selbst in die Hand gegeben. In folgender Woche wurde diese Geschichte von den Geistlichen schriftlich unter dem Volke verteilt, und es hieß: als Dagobert in dem Bette schlummerte, erschien ihm die Jungfrau Maria, und schrie ihm dreimal ins Ohr: baue ein Kloster. So folgte eine Lüge der andern; ohne zu gedenken, wie die Sache ausserhalb Paris sei erzälet worden. Der Grundstein war nun einmal zur Heiligkeit, welcher auf unüberwindlichen Beweisegründen beruhete, gelegt. Es kam nur noch auf den Dagobert an, ob er ein Heiliger mit einem ganzen Stralenteller, oder mit einem halben, oder etwa nur

mit einem Viertel vom Stralenteller werden wollte! und dieses hing von der Freigebigkeit seiner Hände ab, wornach die Stralenteller von dem Kardinalskollegium zu Rom abgezirkelt werden. Eine große Bulerin in der Jugend, heißt es im Sprichwort, eine desto grössere Betschwester im Alter. Nun also alle vorigen Lebensjahre mit einem recht grossen Mantel zu überdekken, und ein desto grösserer Heiliger zu werden, wurden alle Schäzze geöfnet, und alle Kostbarkeiten hergegeben, um die Säkke, Mäuler und Bäuche der Mönche, die gewiß recht groß sind, vollstopfen zu können. Das berümte und prächtige Kloster zu sankt Denis ist also das Werk der Frömmigkeit und der Freigebigkeit des unsterblichen Königs Dagobert. Die Mönche, welche zu selbiger Zeit die einzigen waren, welche lesen und schreiben konten, waren folglich das einzige Vehikul, berümt zu werden; sie schrieben in ihre Jahrbücher mit grossen goldenen Buchstaben: Dagobert, König der Franken, der Stifter und Erbauer des Klosters sankt Denis, starb im Rufe der Heiligkeit im Jahr 638; er war ein Spiegel der Tugend, ein Tempel der Gottesfurcht, ein Weihrauch der Andacht, eine Sonne der Reinigkeit, ein Füllhorn der

Freigebigkeit, und ein Kristall der Keuschheit. Christus hatte diesen Diener Gottes so lieb, daß er ihn durch einen Engel mit einem geschriebenen Zettel zu sich rufen ließ. Die ganze Welt beweinte seinen Tod, und sein Grab gab einen so lieblichen Wolgeruch von sich, wie eine Bisamkazze. — So ein Ehrendenkmal hatte freilich ein bischen viel Geld gekostet, und die Leser werden sich denken, für die unnüzzen Millionen, welche das Kloster gekostet hat, hätte man auf eine gescheitere und vernünftigere Art berümt werden können. Ich könte aber Beispiele aus dem achtzehnten Jahrhunderte anfüren, und daraus beweisen, daß man bis jezt die obige Denkungsart noch beibehalten habe, und die Welt noch jezt an Dagoberten nicht leer ist. — Mit so einem ansehnlichen Kaufschilling konte Dagobert immer den Engeln und Heiligen im Himmel Troz bieten, und er war wirklich der Meinung, daß er das Recht habe vom Himmel zu fodern, was ihm beliebte. Als er nun seine tödtliche Krankheit merkte, dachte er auf das deutsche Sprichwort: Wurst wieder Wurst, und ließ sich in die Kirche zu sankt Denis tragen, um durch ein Mirakel gesund zu werden. Aber der schlaue Dyonisius ließ, anstatt ein

Wunder zu tun, den König hübsch sizzen und Dagobert starb! Wie sich die beiden im Himmel wegen dieser Foderung werden vereinigt haben, davon haben die Mönche in ihrer Klosterkronik nichts aufgeschrieben. Mich deucht aber, Dyonisius sei von dem nämlichen Schrot und Korn, wie ein gewisser holländischer Wirt gewesen, der, als der König von England bei ihm fünf Eier verzerte, hundert Dukaten als eine Zeche verlangte; da ihn dann der König fragte, ob dann in Holland die Eier so selten wären, so antwortete der Wirt: Eier gebe es in Holland zwar genug, aber die Könige seien selten. Auri sacra fames im Himmel und auf Erden, quid non mortalia cogis pectora!

Sechstes Kapitel.

Judas hilft Kezzer und Heiden bekeren; wallfartet ad limina sanctorum, wird Ordensgroßmeister, stirbt und wirket Mirakel.

Wenn man einmal einer gewissen Gesellschaft oder Partei vom ganzen Herzen zugetan ist, so kan man sich schwerlich mehr

von derselben losreissen. Wir haben, das Beispiel an den Jesuiten. Diese Gesellschaft ist so enge zusammen gekettet, daß sie kein menschlicher Arm zertrennen kan; und die Jesuiten gestehen selbst öffentlich, daß sie zwar das Kleid, aber keineswegs ihren Sinn und ihr Institut geändert haben. Eben so geschah es auch mit dem Judas; er war als Kanarienvogel so sehr in die hochwürdige Geistlichkeit verliebt, daß er bei seiner lezten Seelenwanderung zu derselben wieder zurükke kehrte.

Die Geistlichen an der Kirche des heiligen Martin zu Tours unterhielten zu ihrem Zeitvertreibe einen Papagei, welcher mit dem Geiste Judas des Erzschelms beseelet war. Die Geistlichen zu sankt Martin aber zogen von ihrem Papagei neben dem Zeitvertreibe noch einen besondern Nuzzen; er mußte nämlich ihre Dienste in dem Chore versehen. Heut zu Tage sind die Chorherren bei weitem nicht so schlau und wizzig, als sie zu selbiger Zeit waren; sie halten sich jezt Chorvikarien, welche anstatt der Chorherren, wärend diese schlafen oder spielen, im Chore singen müssen; und dergleichen geistliche Taglöhner sind eben nicht wolfeil. Allein ein Papagei kostet nicht so viel, und versieht

die nämlichen Dienste. Wollten also die Geistlichen zu sankt Martin auf die Jagd gehen, oder die Kirmessen besuchen, das sie ohnehin sehr gerne tun, so vertrat der Papagei in dem Chor ihre Stelle; und es heißt, daß die andächtigen Christen eben so gut unter der Vesper eingeschlafen hatten, wenn sie der Papagei gesungen, als es sonst geschehen, wenn die Chorherren selbst dieselbe durch die Nase gemurmelt hatten. Wie sehr durch diesen Diensteifer der Papagei nicht nur allein bei den Geistlichen, sondern sogar bei dem ganzen Volke in Ansehen gestanden, erhellet daraus, daß er sogar einen eigenen Chorstul erhielt, indem das Volk fest überzeugt war, daß es einerlei sei, ob ein Geistlicher darin sizze, oder ein Papagei.

Judas der Erzschelm hatte nun als ein Papagei das nämliche Domherrnleben wieder angefangen, welches er als ein Kanarienvogel beschlossen hatte. Es war aber in der Tat bei dem heiligen Martin herrlich zu leben, denn die Geistlichen taten nichts, wofür sie sich nicht wakker bezalen liessen. Sie haben zum Beispiele eine Urkunde, kraft welcher der König **Klodwig** vor der Schlacht bei Poitieres dem heil. Martin sein Pferd verlobt hatte, welches er für zweihundert Goldgulden

wieder auslösen mußte, wobei der König in folgende herzbrechende Seufzer ausbrach: der heil. Martin ist war ein guter Helfer in der Not, er läßt sich aber auch seine Hilfe ungemein teuer bezalen! — Daß sich die Heiligen überhaupt sehr teuer bezalen liessen, erhellet daraus, daß sich König **Chilperich** sogar genötiget fand, alle Testamente, welche die frommen Mütterchen zu Gunsten der Kirchen und der Geistlichen machten, zu zerreissen. Allein schon damals wußten die Geistlichen den königlichen Verordnungen verschiedene Wendungen zu geben, und dieselben eben so gut herumzudrehen, wie vor kurzem ein gewisser Kirchenprälat, welcher zwei Bistümer hatte, und immer behauptete, daß er nur **eines** besizze, nämlich eines in Ungarn, und **eines** in Oesterreich. Dergleichen Herren treiben aber manchmal ihre **restrictio mentalis** gar zu hoch hinauf: daher sah sich schon Kaiser **Valentinian I.** gezwungen, die frommen Vermächtnisse, Legate, oder Testamente gar zu verbieten. Wenn aber auf der einen Seite eine Quelle des blinden Eifers der Frömmigkeit zugestopft ward, so öfneten die Geistlichen auf der andern Seite wieder neue Kanäle. Die Immunitätsprivilegien, welche **Markulf**

den Bischöfen, Aebten, und Kirchen gegeben hatte, ersezten wieder alles, was verloren gegangen war: dabei wurde das Asylum auf einen so hohen Grad getrieben, daß die Bischöfe eher tausend Menschen unglüklich werden liessen, als daß sie einen einzigen, er möchte hernach schuldig oder unschuldig gewesen sein, auslieferten. Man wußte die Kirchenfreiheit den Gläubigen so tief ins Herz zu legen, daß selbst König Chilperich, der doch die zu Gunsten der Geistlichen gemachten Testamente zerriß, es nicht einmal wagte, seinen Sohn Meroveus aus der Kirche des heil. Martin zu nemen. Es war schon damals eben so schwer, sich von Vorurteilen loszureissen, wie es heut zu Tage den Aufklärern unter den Katholiken geschieht, welche auf der einen Seite ein Vorurteil wegreissen, und auf der andern ein neues begünstigen. Eben der obige Chilperich glaubte sogar, daß die in der Erde vergrabene Asche eines Menschen reden könnte, und legte in dieser Absicht einen Brief auf das Grab des heil. Martin, mit der Anfrage: ob es erlaubt sei, seinen Sohn aus der Kirche zu nemen, oder nicht? Allein der Brief blieb unbeantwortet, und der heil. Martin war eben so wenig aufgelegt, eine Antwort zu erteilen,

als es noch heut zu Tage die übrigen Heiligen sind. Hieraus folgt, daß die Regenten eben sogut auch eine schwache Seite, wie alle übrige Sterblichen, haben. Daher war der fränkische König, Karl Martel, ungemein vergnügt, als ihm Pabst Gregor III. die Schlüssel zum Grabe des heil. Petrus schikte; er hielt die morsche Asche, welche unter dem Leichenstein lag, weit werter, als die ergiebigste Goldmiene in Chili oder Peru, obschon der Pabst selbst durch lange Erfahrung von dem Gegenteile überzeugt war: und ich zweifle, ob nicht iezt viele Fürsten, wenn sie zu Rom wären, lieber nach Schlüsseln der Silberkammer, als nach jenen der Knochenkammer der heiligen Reliquien greifen würden. Schwerlich würde in unseren Zeiten ein Fürst nur deshalb den Römern zu Hilfe eilen, um Vergebung der Sünden zu erlangen, wie es der König Pipin tat, der frei von sich gestand, daß er den Feldzug dem heil. Peter zu Ehren getan habe, und zwar pro remissione peccatorum. Heut zu Tage werden Subsidiengelder verlangt, oder man bleibt zu Hause; und wenn je der heilige Peter einige Sünden auf die schwarze Tafel geschrieben hat, so mag er sie wol stehen lassen, oder selbst wieder auslöschen. Ich habe diese Bei-

spiele aus der alten Geschichte nur darum angeführt, um zu zeigen, wie herrlich es dazumal bei den Kirchen zu leben war, und den Lesern eine Ursache anzugeben, warum Judas der Erzschelm sich sogerne in die Gesellschaft der Geistlichen begab.

Wenn sich die Leser darüber verwundern, daß sich Judas als ein Papagei in die geistlichen Verrichtungen so gut habe schikken können, ohne daß ihn die Lust angewandelt habe, seine bisher gewöhnlichen Schelmereien zu treiben, so muß ich sie versichern, daß es Judas eben so gut verstand, das geistliche Leben mit seinem Charakter zu vereinbaren, und folglich ein bischen zu heucheln, als die Mönche ihre vorgebliche Frömmigkeit mit Intriquen, Finessen, Charletanerien, und Hypokritik zu vereinigen wissen. Wärend sichs seine Amtsbrüder bei dem Champagner-Wein herzlich schmekken liessen, mästete sich der Papagei mit Zukkerbrod: und gab es je zuweilen in der Woche einen Frauenzimmer-Rendez vous, so war der Papagei auch jedesmal dabei; denn er hatte das bei den Mönchen übliche Sprüchwort: si non caste, saltem caute, so deutlich zu sprechen gelernt, daß er es beinahe täglich nach der Abendmalzeit, wenn sich die

Geistlichen von ihren Haushälterinen oder Kammermägdchens mit dem Koffe bedienen liessen, wiederholen mußte. Täglich ward auf die Gesundheit des heil. Bonifazius getrunken, weil man es diesem Manne allein zu verdanken hatte, daß die Kirchen und ihre Diener mit Weinbergen so reichlich versehen waren. Dieser Heilige hatte gleich anfangs die zur christlichen Religion bekerten Franken gewönet, in allen Stükken, wie die kleinen Kinder, den Pabst um Rat zu fragen, und ohne dessen Einwilligung nichts zu unternemen. Und damit es mit der Antwort des Pabstes nie zu lange anstehen möchte, und damit dieser alles recht genau erfahren konte, wie sich die liebe Christenwelt ausser den römischen Stadtmauern betrage, so errichtete Bonifazius zum erstenmale die päbstlichen Legaten oder Nunzien. Je näher nun ein Erzbischof den Willen des Pabstes befolgte, desto lieber war jener diesem. Aber gehorsame Kinder wollen belonet werden: und da man zu Rom sehr ungerne mit Geld belonet, so verfiel man auf den Gedanken, anstatt baaren Gelds ein Pallium zur Belonung zu geben. Pallium ist ein kleiner Mantel, den man sich für etwa zehn Taler anschaffen kan, der aber in der Kardinalsbude zu Rom zwanzig bis

dreißig tausend Taler kostet, und noch obendrein von keinem Schneidermeister, sondern nur von einem Pfuscher gemacht ist. Auf dieses Pallium hielt der alte Bonifaz alles, und wußte es so sehr anzurümen, daß **Virgilius**, Bischof von Arles, sogar die Fürsprache Königs **Childebert II.** darum ansuchte; und daß **Siagrius** von Autun die Königin **Brunehild**, von der wir im vierten Kapitel gehört haben, sogar mit aufgehobenen Händen bat, ihm durch ihre Fürsprache bei dem Pabst zu Rom ein solches Mäntelchen zu bewirken. Es waren die Heiligen auch von den Welteitelkeiten nicht völlig befreit, und die strengen Moralisten trinken eben so gerne ein Gläschen Burgunder, als wir; selbst der heil. Bonifaz schrieb nach England, seinem Geburtsorte, an seine Freunde um ein Faß Wein, wofür er Pfeffer, Zimmet und Weirauch schikte, damit er, wie er sich in dem Postskript erklärte, sich mit dem Bischof **Ekbert** einen guten Tag machen könne. Auf die Gesundheit dieses Heiligen ward also täglich getrunken, und dieser fromme Gebrauch hat sich bis auf unsere Zeiten her, noch immer im festen Andenken erhalten; denn es wird alle Jahre etlichemal auf die Gesundheit der

der heil. Bernard, Benedikt, Augustin, Norbert, Franz, u. s. f. von den Mönchen wakker geschmauset und getrunken,

Die sonderbaren Ergözlichkeiten, welche der Papagei in diesem Zustande genoß, waren die Jagd, und die Komödien. Ueberall hatte er seine Rolle dabei, und wenn es bei den Komödien wenig zum Lachen gab, so stieg der Papagei auf das Theater, und schwazte so albernes Zeug, daß die Zuschauer eben so sehr darüber lachten, als wir über unsere Hanswursten, welche unter dem Namen eines Bedienten erscheinen. Damals führten die Geistlichen, wie es noch überall im Brauche ist, ein vollkommenes Fürstenleben. Sie hatten Komödienhäuser, Gaukler, und Possenreisser; und Aebte und Aebtissinen unterhielten eine Menge Kuppelhunde, und Stoßvögel zur Jagdlust. Der Papagei, der unter allen Vögeln mit dem Frauenzimmer der Analogie wegen am artigsten umzugehen wußte, genoß bei den Aebtissinen alles Zutrauen; kein Geistlicher von sankt Martin durfte eine Abtissin besuchen, ohne den Papagei mitzubringen; und die erste Frage der jungen Nonnen war: wo ist der Papagei der Erzschelm? Judas unterhielt diesesmal

die Nonnen nicht mit Schnäbeln, wie er es als Kanarienvogel im Kloster der Nantilde getan hatte; sondern er wußte so artiges und reizendes Zeug durch einander herzuschwazzen, daß den jungen Nonnen der Mund wässerte, und die Abtissin blutrot ward. Mit dieser Unbedachtsamkeit hatte sichs aber auch der Papagei vollends verdorben. Die Abtissin hatte ihm, aus Furcht, er möchte mehrere Geheimnisse ausplaudern, schlechterdings den Zutritt verboten, und alle die kostbaren Zukkergebäkke waren für ihn verloren.

Es traf aber den Judas, die Abtissin und die Geistlichen noch ein anderes Ungewitter. Kaum war **Karl der Grosse** zur Regierung gelangt, so erschien ein Befel, der allen geistlichen Personen die Komödien, Gaukler, Possenreisser, Kuppelhunde, Stoßvögel, Reitpferde, und überhaupt alle Thiere bei schwerer Strafe untersagte. Die Chorherrn zu sankt Martin mußten also ihren Papagei abdanken, und in eigener Person wieder die Vesper singen. Sie waren über diese Verordnung so sehr erschrokken, als vielleicht dermalen unsere Domherrn, Chorherrn und Dekane zittern und erschrekken würden, wenn man ihnen so unvermutet ihre Haushälterinen und Köchinen rauben würde. Die Aebte

waren besonders über den wunderlichen Einfall Karls des Grossen sehr unzufrieden: sie hatten sich lieber gewünscht, erst im achtzehnten Jarhunderte Prälaten zu werden, wo man ohne Widerrede unter Vorreitung der Leibhusaren mit sechs Pferden durch die zur Reife gedeihenden Saatfelder der Unterthanen fahren, jagen, und kalopiren kan, ohne daß die Bauern, welche immediate Vasallen des Klosters sind, ein Wort darüber sagen dürfen. Die Chorherrn zu sankt Martin, ob sie schon gewont waren, ihre Bedienten, wie die kleinen Fürsten ihre Invaliden, bei dem geringsten Vergehen zur Türe hinaus zu stossen, und sie nach ausgezogener Livrai halb nakt davon zu jagen, konten sich doch nicht entschliessen, den Papagei auf eine eben so barbarische Art zu entlassen. Sie rümten ihn bei den Hofherren des Kaisers mit solchen Lobsprüchen an, daß diese neugierig wurden, den Papagei wenigst zu sehen, oder gar nach Hofe zu nemen. Aber der Papagei zeichnete sich bei der ersten Prüfung mit so ausnemenden Talenten aus, daß er für einen Wundervogel gehalten, und schon den andern Morgen beim Lever dem Kaiser gemeldet wurde. Er redete iezt mehrere Sprachen, er wußte wenigst auf fünferlei Arten guten

Morgen, guten Appetit, und gute Nacht zu sagen, einen schönen Pas zu machen, und sich artig herumzudrehen; lauter Dinge, welche so gar bei uns einen viertelsgelehrten Menschen empfelen, und ihn bis zum Hofmeister hinaufheben.

Als er in das Kabinet Karls des Grossen gebracht wurde, empfal sich der Papagei besonders dadurch, daß er einen sehr langen kaiserlichen Titel daher sagte, ohne den Athem darüber zu verlieren, und ihn auf solche Weise mit der tiefsten Verbeugung begrüßte. Dieses gefiel Karln ungemein; denn er liebte das Zeremoniel, und man durfte ihn nie anreden, ohne vorher seine Füsse geküßt zu haben; selbst die Königinen küßten zu selbiger Zeit, wenn sie ihre Könige anreden wollten, vorher die Knie derselben. Judas der Erzschelm war also schon wieder am Hofe, und wenn man seine Geburt, seine Talente, und hauptsächlich sein Verdienst genau erweget, so ist es auch nicht möglich, ihn in der Zukunft vom Hofe zu entfernen.

Der Papagei genoß also ganz die Gunst Karls des Grossen; er war bei ihm in dem Kabinet, zur Tafel, und im Konferenzzimmer. Das erste, was sich ihm hier wieder wie gewünscht darbot, war eine Heirat.

Karl der Grosse war vollends entschlossen, die schöne Prinzessin Tochter des longobardischen Königs zu heiraten. Und gleichwie wir oben gehört haben, daß schon **Bonifaz**, der alles auf den Pabst und ihn gleichsam für seinen Abgott hielt, die Franken daran gewönet hatte, dem Pabste alles zu berichten, und ihn in allen Stükken um Rat zu fragen, so hatte sich dieses blinde Vorurteil so tief eingewurzelt, daß es sich immer im festen Ansehen erhielt. Auch Karl war der Meinung, es schikke nicht, eine Prinzessin ins Bett zu nemen, ohne vorher den Pabst um Rat zu fragen, oder ihm wenigst Nachricht darüber zu erteilen. Gerade, als wenn der heilige Vater sogar über das zu disponiren hätte, was in einem Ehebette vorgehet. — Genug, der Schritt war nun einmal getan, und der Pabst wußte die Gesinnung des Kaisers. Allein anstatt daß Pabst **Stephan III.** dem Kaiser zum heiligen Sakrament der Ehe Glük und Segen gewünscht hätte, das sonst ein jeder braver Kerl, wenn es nicht sein eigenes Mädchen betrift, ehrenhalber und aus Höflichkeit tut, schrieb er ihm einen recht groben Brief, und gab ihm noch folgende Verweise: was sich denn der Kaiser einbilde, daß er sich mit der treulosen und stinkendsten Nazion

der Longobarden verbinden wolle, von der ganz gewiß die Aussäzzigen herkommen.

Das war warlich ein artiges Kompliment von dem Pabst auf die schöne Prinzessin! Der Papagei war eben im Kabinet, als Karl das päbstliche Schreiben obigen Inhalts laut herab las. Er fing bei den Worten der **stinkendsten Nazion** dergestalt zu lachen, zu schreien und zu hüpfen an, daß Karl, der anfangs über die impertinenten und limelhaften Grobheiten Seiner Heiligkeit ziemlich aufgebracht war, allgemach seines Zornes vergaß, und sich wieder beruhigte. Was soll ich anfangen, sagte Karl zu sich selbst, wärend er im Zimmer auf und niederging, was soll ich auf diese Impertinenzen antworten? Es hatte aber der Papagei schon lange vorher ein Sprichwort gelernt, welches ihm bei dieser Gelegenheit sehr gute Dienste tat, es heißt: **mit Narren ist kein Kind zu taufen, vielweniger eine Frau zu suchen;** diesen Spruch wiederholte der Papagei ein über das anderemal, und er gefiel Karln sowol, daß er gänzlich beschloß, den Brief unbeantwortet zu lassen. Es war schon zur selbigen Zeit ein gewisser Hochmut unter den Römern, und ein Hang, andere Nazionen zu verachten, gleichwie sie noch iezt die Deutschen gering

schäzzen, ohne zu bedenken, daß sie schon oft ohne deutschen Beistand und Geld, halb würden verhungert sein. Es bedienten sich aber dortmals die Longobarden der Repressalien; wenn sie die Niederträchtigkeit, Feigheit, Geiz, Unkeuschheit und alle Laster zusammen ausdrükken wollten, so sagten sie weiter nicht mehr, als: du bist ein Römer. — Und die braven Longobarden mögen sogar Unrecht nicht gehabt haben.

Karl schritt also zur Verbindung mit der longobardischen Prinzessin, es mögte dem Pabste gefallen oder nicht; und der Papagei gab sich alle Mühe, sich bei ihr einzuschmeicheln. Es war aber kaum eine kurze Zeit verstrichen, so fing der Papagei schon seine Schelmereien zu spielen an. Man weis die Umstände nicht alle, welche dazu beigetragen haben, daß sich Judas oder der Papagei zur päbstlichen Partei schlug, und es am Hofe so weit brachte, daß die longobardische Prinzessin nach einem Jahre wieder zurükke geschikt wurde. Sonst lärmet man zu Rom, als wenn der Himmel gestürmet würde, wenn jemand nach einem Jahre seine Frau wieder verlassen will: aber diesesmal sagte der Pabst kein Wort dazu. Man war vielmehr zu Rom ungemein darüber vergnügt, daß das päbstliche

Schreiben dennoch zu seiner Zeit so gute Wirkung getan, daß sich Karl vielmer gegen die Konkubinen, als gegen das longobardische Geblüt geneigt fand; und dieses konte auch Karl ganz ohne Gewissensangst tun, weil er einen päbstlichen Ausspruch für sich hatte, der für alle Sünden Bürge stehet.

Durch diesen Schritt wurden Karl und der Pabst gute Freunde. Und weil diesem an der Verbreitung des Christentums, oder Erweiterung seiner geistlichen Gewalt gelegen war, so brachte er es bei Karln bald dahin, daß er sich entschloß, das Evangelium mit dem Degen in der Faust zu predigen. Der Plan hierzu war, alle Gefangenen, welche Karl machen würde, in die Klöster zu stekken, sie von den Mönchen im Christentume unterrichten, und ihnen das Taufwasser, sie möchten wollen oder nicht, mit Gewalt über den Kopf abschütten zu lassen. Ueberhaupt aber wurde der Schluß gefaßt, keinen Ueberwundenen zu pardoniren, ausser er verspreche, sich zu bekehren. Mit dieser evangelischen Sanftmut und christlichen Bruderliebe gings dann triptrap über die Sachsen los. Ganze Haufen Mönche begleiteten den Zug, und ganze Wagen voll Chorhemde, Stolen und andere Gerätschaften wurden mit-

geschleppet, in der sichern Meinung, daß es mit dem Seelengewinst recht viel zu schaffen abgeben werde. Sogar der Papagei war unter dem Gefolge begriffen, vermutlich um sich desselben beim Vespersingen wieder zu bedienen.

Allein **Wittikind** und **Albion**, die Anfürer der Sachsen, taten den heftigsten Widerstand. Endlich mußten sie doch der überlegenen Macht unterliegen, und die Anfürer wurden samt den ihrigen zu Gefangenen gemacht. Nun wirds etwas zu Taufen und zu Predigen geben, sagte Karl, und ließ die Mönche unter die Ueberwundenen hintreten. Als aber die Sachsen diese so närrisch gekleideten und geschornen Leute erblikten, so trugen sie, weil sie selbige für Narren ansahen, grosses Bedenken, ihren Worten zu glauben, und schüttelten standhaft die Köpfe. Was sollte nun Karl tun, der sich mit dem Pabst nicht abwerfen durfte, und vor dem er niemals sicher war, unter Bedrohung des Bannes die verstossene Prinzessin wieder annemen zu müssen? In dieser bedenklichen Rüksicht mußte Karl immer darauf bedacht sein, sich den römischen Hof zum Freunde zu machen, und das, was er versprochen, zu erfüllen. Er ließ also die herzhaften Sach-

sen, welche sich nicht so geradezu wollten taufen lassen, fünf und vierzigtausend an der Zahl, an der Allee bei Verden zur ewigen Ehre der christlichen Sanftmut enthaupten. Die beiden Aufürer aber ließ er nach Frankreich bringen, welche sich zu Attigni lieber taufen, als sich ebenfalls die Köpfe abschlagen liessen. Karl rükte hernach immer weiter gegen die Sachsen an, welche sich zulezt, nachdem sie sich dreißig Jahre lang gegen die mit dem Schwert zu verbreitende Religion aufs tapferste gewehret, ergeben, und dabei versprechen mußten, die christliche Religion anzunemen, und was die Hauptsache war, den Geistlichen den Zehend zu geben. Bei dieser Bedigniß mußten es viele mit Händen greifen, daß es nicht so fast um den Dienst Gottes, als um die Bäuche der Diener Gottes zu tun wäre; und es waren zehntausend, welche sich dieser Religionskapitulazion widersezzen wollten. Sie waren aber zu schwach, um ihre Meinung zu behaupten, und wurden, wie die Deisten in Böhmen, aus Sachsen weggefürt, und in verschiedene Länder verteilt. Es war aber auch eine höchst gefärliche Lehre, zu sagen, man soll den Geistlichen keinen Zehend geben; und man würde lieber einen andern Irrtum zu-

gegeben haben, als eine so verdamliche und auf allen Konzilien als höchst ärgerlich erklär- te und verworfene Meinung. Damit sich also ein so frevelhafter Irrtum, der Küche und Keller der Geistlichen in einen bedauerns- würdigen Zustand gesezt haben würde, nicht verbreiten möchte, so mußten zehntausend brave Menschen aus ihrer Heimat wegge- schleppet und von ihren Frauen und Kindern getrennet werden! Sehr sonderbar war es, daß man sogar gefürchtet hatte, die Todten möchten einander anstekken: die bekerten Sachsen durften nicht einmal in die Gräber ihrer Aeltern, weil diese Heiden waren, be- graben werden. Und dennoch verlangten die Geistlichen den Zehend von jenen Gründen, welche von den Heiden urbar gemacht, und zu den fruchtbringenden Saatfeldern umgeak- kert worden waren.

Nachdem also Karl zur Ehre Gottes zehntausend Väter von den Busen ihrer Frauen gerissen, und fünf und vierzigtausend hatte enthaupten lassen, so wurde im ganzen Kir- chenstaat ein te Deum Laudamus mit Pau- ken und Trompeten gehalten, um die Freu- de darüber zu bezeugen, daß die Ehre Got- tes so mächtig befördert worden. Hierauf ging es über die Baiern los. Aber der Pa-

pagei, der sich in Sachsen schon genug gesehen hatte, wie man Kezzer und Heiden bekehret, ging lieber nach Hause, um sich indessen mit den Hofdamen zu unterhalten. Es ging in Baiern gar so arg nicht mehr zu. Denn der Herzog Thassilo wollte lieber das Blut seiner Untertanen schonen, als sich dem heiligen Bekerungseifer widersezzen; er war überhaupt der christlichen Religion sehr geneigt, nur wollte es ihm nicht in den Kopf, dem Pabste Gehorsam und Ehrfurcht zu erweisen. Man schafte aber dafür bald Rat; es ward ein Reichstag ausgeschrieben, und der gute Thassilo wurde zu Ingelheim mit allgemeinen Stimmen zum Tode verdammt! Jezt mußte Thassilo, wenn er mit dem Kopf davon kommen wollte, freilich anders denken! es ist doch besser Mönch zu sein, als zu sterben, dachte er, und verlangte mit seinem Sohne in ein Kloster gesperret zu werden.

Allein bei allen diesen Fortschritten der sanftmütigsten Bekerung sah man zu Rom, daß zwar vieles für die Mönche, aber noch sehr wenig für den Pabst getan worden sei. Es war auch wärend dieser Zeit Stephan III. der den überaus höflichen Brief an Karln geschrieben, und der longobardischen

Prinzessin das artigste Kompliment von der Welt gemacht hatte, in Gott selig verschieden, und Hadrian ihm nachgefolgt. Dieser Hadrian schmeichelte Karln so sehr, daß er ihn bewog, den Herzog von Benevent zu vertreiben, und dessen Güter und mehrere Städte dem Pabste zu schenken. Hierbei blieb es aber nicht allein; Karl hatte den Avaren alle Schäzze, welche sie im Orient und Occident zusammen geplündert hatten, und von einem unermeßlichen Wert waren, abgenommen, und er war eben im Begrif, alle diese Schäzze dem Hadrian zu schenken, als die unerwartete Nachricht kam, daß Hadrian todt sei. Nach so vielen Gunstbezeigungen, welche die Päbste empfangen hatten, darf sich der Leser nicht mehr verwundern, daß Christus auf einem Esel geritten, der heilige Peter zu Fuß gegangen, und dessen Nachfolger mit sechs Pferden gefaren sind.

Hadrians Nachfolger war Leo III. Dieser hatte sich mit den Römern nicht gut vertragen; und er wurde in einer öffentlichen Prozession so sehr gemißhandelt, daß er sich nach Paderborn zu Karln flüchten mußte. Bevor aber Leo wirklich zu Paderborn anlangte, ging das Gerücht, welches geschwin-

der als alle Staabskourire ist, voraus, und es hieß: die Römer hätten dem Pabst die Augen und Zunge ausgerissen, er wäre aber durch ein Wunderwerk wieder geheilet worden. Ob Karl dieses alles geglaubt habe, das weis ich zwar nicht, doch so viel ist richtig, daß der Pabst mit allen möglichen Ehren empfangen worden ist. Er trat aber kaum in das Kabinet des Kaisers, so erinnerte sich der Papagei an das vormalige päbstliche Schreiben, und nante wiederholtermalen die Römer eine stinkende Nation. Er glaubte sich dadurch bei seinem Herrn einzuschmeicheln, oder ihn einigermaßen wegen der alten Unbild zu refanschiren; allein er fiel eben durch sein unbedachtsames Geplapper in die größte Ungnade. Der Papagei wurde gleich aus dem Zimmer geschaft, und es ward ihm nicht einmal mehr erlaubt, den Pantoffel des Pabstes zu küssen. Den Papagei schmerzte es ungemein, daß er durch seine Unbesonnenheit einen vollkommenen Ablaß, den er durch das Pantoffelküssen gleich den übrigen Hofherren hätte erlangen können, verscherzt hatte. Es half aber weder Reue noch Vorstellung; der Papagei hatte nun einmal den Pabst beleidiget: ein Frevel, der mit dem Kirchenbanne gestraft wird,

und mit genauer Not nur in articulo mortis absolvirt werden kan.

Die Bischöfe versäumten nicht die Gegenwart des Pabstes zu benuzzen. Es war ihnen einzig und allein um den Zehend zu tun, welchen zu geben das Volk sich immer weigerte. Man brachte Karln dahin, daß er eine scharfe Verordnung ergehen ließ, den Geistlichen den Zehend zu erteilen. Auf diese Art war das Volk zwischen Tür und Angel; auf einer Seite hatte es die weltliche Exekuzion zu befürchten, und auf der andern den ewigen Rachen der Hölle. Und damit die Verbindlichkeit des Zehendgebens als ein unumgängliches notwendiges Requisit zur Seligkeit angesehen und geglaubt wurde, so versiegelte man diesen ergiebigen Lehrsaz, oder Kanon der Kirche, mit einem Wunderwerke. In Betref des Zehendgebens ward sogar eine besondere Kirchenversamlung zu **Frankfurt** gehalten, wo die Bischöfe einmütig, und zwar inspirante spiritu sancto, erklärten: daß die Teurung und Hungersnot, welche eben das Publikum so sehr drükten, aus keiner andern Ursache entstanden seien, als weil das Volk den Zehend nicht gegeben, und der Teufel die Aeren auf jenen Feldern ausgefressen habe, wo der Zehend verweigert

worden sei. Als nun dieser Ausspruch des heil. Geistes unter Bedrohung, daß derjenige verflucht, Anathema, sei, der ihn nicht glaubt, bekant ward, so liefen die Bauern haufenweise auf die Felder, um zu sehen, ob das Ding war sei. Und, ecce miraculum! sie sahen es mit Augen, und griffen es mit den Händen, daß nun der Teufel, und nicht wie vorhin, die Mäuse, — die Aeren ausgefressen habe: eine Strafe Gottes, welche allgemein geglaubt wurde.

Indeß hielt sich der Papagei, bis er wieder zu Gnaden kam, bei den Hofdamen auf, welche ihn so lange verpflegt hatten, bis der Pabst wieder nach Hause gezogen war. Als Karl bald darauf die Brüderschaft des heiligen Stephan abschafte, wobei immer wakker getrunken ward, und welche löbliche Stiftung auch die heutigen andächtigen Brüderschaften zwar nur implicite und indirekte beibehalten haben, so merkte der Papagei, daß es nun hohe Zeit wäre, aus einem andern Tone zu sprechen. Er fing an, sich mit der bei allen Höfen bekanten Maske der Heuchelei zu bedekken, und eine andächtige frömmelnde Mine anzunemen. Er lernte die sogenanten Stoßseufzer aus dem andächtigen

Ger=

Gertrudenbüchlein auswendig, und bahnte sich dadurch den Weg wieder an seine vorige Stelle zu kommen. Jezt ließ sich der Papagei keine Sylbe mehr verlauten, daß die Römer stinken; sondern er nam mönchische Grundsäzze an, und sagte, die Freigeister und Freimaurer stinken. Hierdurch erwarb er sich bei allen Höflingen, welche die nämliche Sprache redeten, eine allgemeine Achtung, und er durfte sogar die vorhabende Pilgerreise der Hofkaravane mit antreten.

Karl hatte sich nämlich entschlossen, in einer Pilgerkleidung und mit einer Pilgertasche behangen für seine Sünden nach Rom zu wallfarten. Diese Reise war für den Papagei um so notwendiger, da er ohnehin den päbstlichen Pantoffel noch nicht geküßt hatte. Es würde hier überflüßig sein, den ganzen heiligen Zug ad limina sanctorum apostolorum zu beschreiben; denn daß man überall die Glokken geläutet, und die frommen Pilgrime prozessionaliter empfangen, und durch die Städte begleitet habe, das ist eine im römischen Rituale gegründete und allgemein bekante Regel. Karl war nicht zufrieden, daß er selbst wallfarten ging, sondern er beförderte sogar die Wallfarten dergestalt,

daß seine Untertanen bis nach Jerusalem zogen, und Wiesen und Felder zu Hause öde liegen liessen. Da gab es denn freilich wieder unter dem katholischen Häuflein einige Erzspötter, welche sagten, die Leute wallfarten nur, um sich desto mehr dem Müßiggange ergeben zu können. Allein die frommen Bischöfe wußten gegen diese Spöttereien wohl Mittel zu verschaffen, und erteilten den Pilgrimen für baar Geld Atteſtate, daß diese nicht aus Müßiggang, sondern aus Andacht die heilige Reise unternämen. Es wurde sogar das Wallfarten den Beichtenden als eine Busse auferlegt, und hieraus kan man urteilen, daß alle Strassen und Wege voll von heiligen Büssern gewesen waren. Einige unter diesen, je nachdem sie viele Sünden begangen, behingen sich mit Ketten, gingen mit nakten Füssen, trugen grosse Kreuzblökke auf der Schulter, und wieder andere stekten sich einen langen Stok durch die Aermel, und gingen mit ausgespanten Armen daher: einige gingen in härnen Bußkleidern, andre geisselten sich, wie es vor Zeiten zu Wien in der Charfreitagsprozession Mode war. Viele unter den Büssern hatten Masken vor dem Gesicht, damit sie nicht könten gekant werden, und diese hielt man entweder für Ritter, oder

im Rufe der Heiligkeit zu beschliessen. Das Gewül und Gewimmel von ganzen Haufen verkapter Pilgrime, und Schurken, und Meuchelmörder, und Taugenichts, und Müßiggänger und maskirter Huren, gefiel ihm so wol, daß er ganz auf den Pantoffelkuß des heiligen Vaters vergaß. Er rante alle Gasthäuser durch, übernachtete bald da, und bald dort, bald kuppelte er, und bald ließ er sich kuppeln, und spielte in dieser heiligen Stadt Gottes einen Bubenstreich nach dem andern. Zulezt ließ er sich in den berümten Orden der Banditen aufnemen, und brachte es darin so weit, daß er in kurzer Zeit Großmeister desselben ward. Einige Geschichtschreiber lassen ihm sogar die Ehre widerfaren, daß er bei dem Raub der Prinzessinnen, als **Giselbert** die Tochter des Kaisers **Lothar**, **Boso** die Tochter des Kaisers **Ludwig II.** und **Engelschalk**, nachheriger Marggraf in Oesterreich, die unehliche Tochter des Kaisers **Arnulph** entfürten, eine Hauptrolle gespielet habe. So viel weis man gewiß, daß die Gebeine dieses Papageis in einem silbernen Kästgen noch unverweset auf der Engelsburg aufbewart werden, daß ein ewiges Licht dabei brenne, und daß er dem lezten General des Jesuitenordens, Namens

Ricci, als er auf der Engelsburg gefangen saß, auf eine wunderbare Weise öfter im Schlafe erschienen sei, mit der Versicherung, daß die Gesellschaft nie erlöschen werde, und daß er, Judas, ihr seinen Beistand stets angedeihen lassen wolle.

Siebentes Kapitel.

Einige Szenen aus dem Reiche der Todten.

Nachdem Judas der Erzschelm zu Rom selig entschlafen, und, gleich andern Schelmen, im Rufe der Heiligkeit verschieden war, worüber die autentischen Berichte in der Vatikansbibliotek und in dem Archiv der Kongregazio Rituum nachzusuchen sind, und nachdem er auf unserer Gotteserde mit seinen Talenten, troz dem berümten Wechsler Herrn Obexer in Augsburg, genug gewuchert hatte, so ging er endlich in das Reich der Todten hinüber. Da fand er nun alles in größter Simplizität, Bequemlichkeit und stiller Zufriedenheit. Die alten Einwoner, gewont an ihre tausendjärigen verjärten Schiksale, kanten nichts besseres, als einige geringe Be-

dürfnisse: und die neuen Bewoner, welche von Zeit zu Zeit ankamen, zogen den Geist der Alten an, und genossen mit diesen eine genügsame Ruhe. Es waren zwar schon einige darunter, welche Mine machten, das Reich der Todten, welches durch viele Jahrhunderte einer glüklichen Zufriedenheit genoß, zu verbessern. Sie wollten projektiren und reformiren; es war aber ihre Stimme nicht ergiebig genug, um die Majorität über die alten Bewoner zu erhalten. Es ging nämlich eben so zu, wie zur Zeit, als die ersten Kastraten nach Deutschland kamen, und eine ganze Nazion bilden wollten. Judas, dem es anfangs, wie einem aus Frankreich verjagten Banqueroutier, ziemlich schmal ging, und der sich zu einer frugalen Lebensart, welche er unter den Geistlichen ganz vergessen hatte, nicht gleich gewönen konte, schlug sich alsogleich zur Partei der Projektmacher und Reformatorn, um sich wenigstens eine bessere Lage zu **träumen**, wenn er sie auch nicht geniessen konte. Es ist bekant, daß die Projektmacher und Reformatorn überall meist hungrige Leute sind, und das Land nur in einem solchem Grade verbessern wollen, in wie weit sie nämlich der Hunger mehr oder weniger plaget, und sie der Magen dazu

antreibt. In dieser Gesellschaft erschien also Judas täglich: da kramten sie ihren Mutterwiz unter einander aus, belachten die Alten, beklatschten die Vorbeigehenden, und studirten entweder auf eine Lotterienummer, oder Mittagssuppe. Diese Zusammenkunft nanten sie **Akademie**, um sich dadurch vor den übrigen das Ansehen zu geben, daß sie nicht müßig beisammensizzen. Da nun diese Akademie nicht hinreichend war, ihren Magen zu füllen, so entschlossen sie sich, eine Schaubüne zu errichten, um den Nazionalgeschmak, wie sie sagten, dadurch zu verfeinern. Die Notwendigkeit der Verbesserung des Geschmakkes und der daraus erfolgenden Verfeinerung der Sitten wurde so umständlich und übereinstimmend angepriesen, daß man durchaus in die Erbauung eines **Nazionalteaters** mit dem Hanswurst willigte. An allen Ekken und auf allen Brükken waren geschriebene Zettel angeheftet, worin das Publikum um einen milden Beitrag ersucht, und der unbeschreibliche Nuzzen der Schaubüne angerümt ward. Hier zeichnete sich das Frauenzimmer besonders an Gutherzigkeit aus, ohne deren Beisteuer die Büne schwerlich würde zu Stande gekommen sein. Die Idee, welche man von einem Nazionalteater hatte, war

sehr sonderbar, und es scheint, daß das Model davon noch in vielen Orten Deutschlands existire. Es kamen Affen, Gaukler, Springer, Seiltänzer, Feuerhunde, Hanswursten und Lipperls auf die Büne; und die Schauspieler zeichneten sich besonders durch folgende Stükke aus: **Johann Faust**, der baierische **Hirsel**, der **Bettelstudent**, das **Lustlager** aus München, der **Zerstreute**, der **Tadler nach der Mode** aus Wien, der **Schelm aus Wien**, **Hainz von Stein** aus München, der **Neugierige** aus Wien, der **Geburtstag**, **Evakatel und Schnudi** u. s. f.

So oft eins dieser Teaterstükke aufgefürt ward, so spielte Judasl, der anfangs von dem berümten **Preehauser** aus Wien Lekzion annahm, jedesmal die Hauptrolle dabei, und er tat so dikke, wie man sagt, daß er sich in allen Gesellschaften einer goldenen Preismedaille schmeichelte, welche ihm die Einwoner des Reichs der Todten für die Verbreitung des guten Geschmakkes und Verfeinerung der Sitten schuldig wären. Allein man war nicht so freigebig, daß man einen jeden Bokssprung, eine jede Farce, oder einen jeden Narren mit einer Denkmünze krönte, und Judas wartete auf

die Medaille vergebens. Er hatte sie auch im Grunde, und unter uns gesagt, nicht verdienet. Denn nach einigen Monaten erfur man es schon, daß die Sitten, anstatt verbessert, zwar im Umgange verfeinert, aber auch zugleich verdorbener geworden sind. Das sanfte, natürliche Wesen, das unverstellte Betragen, die unschuldigen Reize und Unterhaltungen in den Gesellschaften verloren sich samt dem alten, zwar etwas steifen, aber zugleich aufrichtigen Karakter, und die Koquetterie, die freche, ungezogene Bulschaft, Verstellung und Verzärtelung hatten sichtbarlich die Oberhand gewonnen. Das Stuzzerwesen, die Empfindelei, die gelerte Pralsucht, der Haarbeutelstolz, die süssen, heuchelnden Komplimente, und das Modernisiren hatten augenscheinlich eingerissen, und alles prejektirte, alles fülte, alles verbesserte, und Niemand — arbeitete. Nach diesem handgreiflichen Verfall traten ungesäumt die alten Patres konskripti hervor, und protestirten feierlich gegen die Verfeinerung des Geschmakkes, und der damit verknüpften Hungersnot. Die Schaubüne wurde geschleift, und an deren Stelle der Tempel der Zeres errichtet, auf dessen Altar die Preismedaillen hingelegt wurden, die für diejenigen bestimt waren, welche

das meiste Getreid gebauet, das erste Korn zum Markt gebracht, und die sitsamsten Töchter und arbeitsamsten Söhne erzogen hatten.

Das war ein verfluchter Streich für Judas: Er hatte sich zur nämlichen Zeit aus Italien ein paar Kastraten, die Herren **Marchesini** und **Raccini**, verschrieben, um das Teater recht glänzend zu machen, und hatte das Geld hierzu — geborgt. Es half aber keine Vorstellung; die Leute wollten par force nicht verfeinert sein, und Judas gewann nur noch einen glüklichen Augenblik, um dem Schuldengefängniß zu entkommen. Jezt hatte er noch eine Aussicht übrig, nämlich eine fliegende Büne zu errichten. Er sah es wol ein, welche Ursachen sein stehendes Teater eingestürzt hatten, und daß sich die Zuschauer nicht nach ihn, sondern daß er sich nach den Zuschauern richten müsse. Er zog also von einem Dorf zum andern, und produzirte mit vieler Geschiklichkeit die vortreflichen Meisterstükke des Pater **Neumair**, Pater **Pemble** und Pater **Reisner**, und erhielt dadurch bei den Furknechten, Pfanneflikkern und Kohlenbrennern einen allgemeinen Beifall. Er konte sich aber wie es allen fliegenden Teatern geht, nicht

lange halten; das Landvolk bezalt sehr wenig Einlaggeld, und dem Judas war es um den Mundvorrat zu tun. Hätte er seine aus oben berürten Vätern der Gesellschaft Jesu genommenen Stükke in reichen Städten auffüren dürfen, so würde es ihm eben so gut geglükt haben, als diese ihre Börse dabei füllten. Man kan sich leicht einbilden, wie sehr sich Judas über das dumme Vorurteil geärgert hat, daß man einen Pflug einer Schaubüne vorgezogen, und an der Verfeinerung keinen Geschmak gefunden hat. Nachdem die Truppe im Frieden auseinander gegangen, und dem Wirt eine Zeche von zweihundert Gulden auf der Tafel gelassen hatte, so erinnerte sich Judas jener goldenen Tage, welche er als Pferd, als Frippon, Kanarienvogel und Papagei genossen hatte. Kraftlos und hungrig langte er bei einem Bauernhause an, und übernachtete daselbst.

Die ganze Nacht verging, ohne daß er einen Augenblik schlafen konte; die Vorstellung, durch welche Wege die elendigsten Kreaturen bei jenen Höfen, wo er gestanden, zu den größten Ehrenstellen gekommen sind, die Schurkereien, deren man sich bedient hatte, die niederträchtigen Streiche, welche man ausgeführet, und welche reichlich sind belonet

fällig, so wollte ich diesen Augenblik unverrichteter Dinge meine Reise weiter fortsezzen. Der Pazient erschrak einigermassen über diese Anrede; doch um einen Wunderdoktor nicht umsonst gerufen zu haben, so entschloß er sich nolens volens sein Herz auszugiessen. Ich bin Ebbo, der Erzbischof von Rheims, fing er seine Beichte an, der alles getan hat, um den römisch-katholischen Glauben in Ansehen zu bringen und nun, wie Sie sehen, so schlecht belont wird; ich hatte mir teils aus meinem eigenen erhizten Eifer, teils auch auf Zureden des römischen Hofes, vorgenommen, die höchste Ehrenstuffe in dem Himmel zu erbauen, und ich fühle mich dafür in einer Hölle von Krankheiten und der beschwerlichsten Leiden zu liegen. Haben Ew. Eminenz, fiel ihm Judas mit einer Doktorsmiene in die Rede, keine Bulle, keinen Ablaßbrief für ihren Diensteifer erhalten? Ach! seufzte Ebbo, beim Eintritte in das Reich der Todten werden weder Bullen noch anders geachtet, und meine Wonung, in der ich hier liege, ist schlechter, als ein Stall, den ich als Erzbischof für meine Kuppelhunde hatte. Ebbo bekam iezt entsezliche Konvulsionen, und fiel auf etliche Sekunden in eine Ohnmacht. Das muß doch ein loser Erzbischof gewesen

sein, dachte sich Judas, ich muß mir seinen Lebenslauf näher bekant machen. Als sich Ebbo wieder erholte, so drang Judas stärker in ihn. Hier erzälte der Erzbischof einen fürchterlichen Auftritt, den er während seines heiligen Hirtenamtes veranlaßt hatte.

Kaiser **Ludwig der Fromme**, so fing Ebbo seine Erzälung an, welcher deswegen der Fromme genant ward, weil er sich zu Rheims bei seiner Krönung vor dem Pabste **Stephan IV.** dreimal mit ausgestrekten Händen und Füssen auf die Erde niedergeworfen hatte, sorgte ungemein für die geistlichen, und vernachlässigte ganz die weltlichen Güter. Er ließ sogar allen seinen natürlichen Brüdern die Haare abschneiden, und stekte sie in ein Kloster, um dadurch vor Gott jene Sünden auszutilgen, welche sie durch das Aergerniß ihrer Geburt veranlaßt hatten. Die Geistlichen merkten gar bald die Schwachheit des Regenten, und benuzten sie so sehr, daß eine Menge der größten Uebel, als Teurung, Krankheiten, und Unterdrükkung der Untertanen im ganzen Reiche entstand, welche alle dem Kaiser zur Last gelegt wurden. Indes wuchsen seine Söhne aus der ersten Ehe heran, und Ludwig verteilte

teilte alle seine Länder unter sie, weil er sich bei dem Tode seiner Gemalin vornam, als ein heiliger Witwer im Stande der Keuschheit fortzuleben. Es wollte ihm aber der Cölibat nicht lange behagen, sondern er vermälte sich mit der Tochter eines schwäbischen Grafen, **Judith** mit Namen, und zeugte mit ihr einen Sohn. Da er es nicht vermutete, daß seine zwote Ehe noch so fruchtbar sein würde, und folglich für diesen Prinzen kein Land mehr übrig hatte, so mußte er seine eigenen Söhne um eines bitten. Zu diesem Geschäfte wälte er sich **Bernarden**, Herzog von Septimanien, der ihn gar zum Hörnerträger gemacht hatte. Als dieses die Söhne erfuhren, so wurden sie über ihren Vater noch mehr erbittert, bekamen ihn in ihre Hände, und sperrten ihn ins Kloster; selbst die Gemalin wurde zu Laon ins Kloster gesperrt, und genötiget, die Gelübde abzulegen. Sein Sohn, **Lothar**, war nun Kaiser; es ging aber die Verwaltung noch schlimmer von statten, als zuvor. Denn gleichwie Ludwig den Geistlichen alles einräumte, so gab Lothar seinen Höflingen den vollen Zügel und Zaum. Hierauf wurde Ludwig neuerdings zu Nimwegen als Kaiser anerkant; es dauerte aber nicht lange, so

wurde er wieder abgesezt; und ins Kloster sankt Medard zu Soissons gebracht, um sich daselb zum Mönchsstand vollkommen zu entschliessen.

Mein guter Herr Erzbischof, fragte iezt Judas, Sie beichten immer fremde Sünden, wenn kommen dann die ihrigen? Gut, antwortete Ebbo, Sie sollen sie sogleich vernehmen. Bei allen bisher erzälten Vorfällen hatte ich eine ziemliche Porzion Anteils; ich korrespondirte heimlich mit den übrigen Bischöfen und dem Pabste, und wir spielten die ganze Szene hinter dem Vorhange. Nun wollten wir auch eine öffentlich spielen, und diese war die folgende: Wir hatten einmal die einträglichsten Güter, und diese gaben wir nicht mehr zurükke; damit es also das Ansehen hatte, als wär es uns über die schlechte Verwaltung, welche uns zwar recht gut zu statten kam, sehr leid, so machten wir einen Auftritt, um zu zeigen, wie sehr uns an der schlechten Verwaltung der Länder gelegen sei. Nachdem es, wie schon gesagt worden, durch geistliche Helfer und Helfershelfer dahin kam, daß der arme Ludwig entsezt wurde, so ging auf der geistlichen Seite, welche jederzeit die Sache mit einem besondern Zeremoniel und Verzierungen vornimt,

die Komödie erst recht an. In dem Kloster zu sankt Medard versammelten sich auf meine Einladung alle herumliegenden Bischöfe samt der höhern Geistlichkeit, und halfen mir einen actus solemnissimus in spiritualibus verrichten. Ich befal in der Kirche unter allem Volk einen grossen Bußsak auf die Erde hinzuwerfen, auf welchen sich Ludwig, so lang er war, gestrekt hinlegen, und bekennen mußte, daß er das Reich unwürdig verwaltet habe, und die Ursache aller Unruhen und entstandenen Uebel sei. Alsdenn klagte ich ihn verschiedener Verbrechen und der abscheulichsten Laster an, ließ sie auf einen Zeddel schreiben, und ihm in die Hand geben: hierzu mußte er sich bekennen, und nach dem Confiteor den Zeddel samt seinen Waffen auf den Alter legen. Hierauf wurde er ins Kloster geführt, und mit dem Mönchshabit angetan, womit das ganze Schauspiel geendiget ward. In der That, eine schöne Handlung, sagte Judas, als ich auf der Welt war, hatte ichs soweit nicht bringen können. Aber freilich bin ich noch nie ein geistlicher Herr gewesen. Und was geschah hernach? Nach der Hand, antwortete Ebbo, gab es so närrische Leute, welche Ludwigen bemitleideten; einige darunter fingen gar an,

über die Sache nachzugrübeln, und behaupteten zulezt, man sei mit dem Büsser grausam, barbarisch, und tyrannisch verfahren. Ich achtete aber dergleichen Gloßen nicht, gleichwie es mehrere Bischöfe nicht achten, wenn sie grausame Barbaren genant werden, und ich genoß in meinem erzbischöflichen Palais beim Burgunderwein der besten Zufriedenheit. Während ich unbekümmert so fortlebte, und in domino so forttrank, verbreitete sich das Gerede bis nach Rom. Der Pabst, welcher niemals unrecht haben, und allezeit heilig scheinen will, lehnte alle obigen Vorwürfe von sich ab, und ich — wurde abgesezt, und mußte das Baad austrinken. Sie sehen also, mein lieber Herr Doktor, mit welchem Undank mein heiliger Diensteifer vergolten ward.

Judas bemerkte aus der ganzen Erzälung, wen er vor sich hatte: nämlich einen Mann, von dem sich wenig profitiren läßt, weil die geistlichen Herrn bekannter massen sehr filzig bezalen, und mit dem man sich keine Ehre machen konte, weil er am Kopf und Herz inkurabel war. Um kurz aus der Sache zu kommen, so verordnete er ihm einige Kleinigkeiten, empfal sich, und war Willens nie wieder zu kommen.

Auf dem Wege traf er unvermutet auf eine grosse Bauernscheune. Noch ehe er diese ganz erreicht hatte, hörte er einige Pfeifer und Geiger, und vermutete aus dem Jubel und Jauchzen, daß es eine Hochzeit sein würde, wobei sich die Bauernbursche gerne etwas zu Gute tun. Er fand sich aber gleich beim Eintritt betrogen, und sah da eine Gesellschaft, von der er niemals würde geträumt haben. Von was für einer Profession seid ihr, lieber Freund? sagte Judas zu einem, welcher an der Ekke des Tisches saß, und ein Glas Brantewein in den Händen hatte. Ich bin der Bischof **Leutward** von Vercell, war die Antwort, der die deutschen Töchter mit Gewalt nach Italien hat entführen lassen. Und ihr? sagte Judas zu einem, der neben dem Leutward stand. Ich bin der berümte Bischof **Hatto**, antwortete dieser, der mit der theologischen Restrikzio mentalis dem Grafen **Adalbert** vom Bamberg eine Nase gedrehet. Wie so? fragte Judas. Adalbert getraute sich nicht vor dem König **Ludwig** zu erscheinen, sagte Hatto, um eines begangenen Fehlers wegen eine Abbitte zu tun; darauf ging ich selbst zu ihm auf das Schloß **Theres**, und gab dem Grafen die teuersten Versicherun-

gen, daß ich ihn sicher begleiten, und lebendig wieder zurükke bringen wollte: er vertraute dann auf mein priesterliches Ehrenwort, und ging. Als wir etliche Schritte vom Schloße entfernt waren, stellte ich mich an, ein Früheſtük nehmen zu wollen: wir kerten zurükke, und taten es: darauf gingen wir neuerdings fort, und ich hatte mein Wort gehalten, und den Grafen zugleich zum Ludwig gebracht. Da ward er dann zum Tode verurteilet. Der gute Graf wartete immer auf mein Versprechen, und er hatte es nicht gemerkt, daß ich es schon erfüllt hatte. Jezt zog Judas seine Dose aus der Tasche, und präsentirte beiden einen Schnupftobak. Sagen Sie mir doch, meine hochwürdigen Herrn, fuhr er fort, halten Sie hier eine Hochzeit, oder eine Kirchmeß? Wir feiern das Holländerfest antwortete Hatto, das ist, die Herrn Holländer haben uns sammentlich drei Schiffe voll des besten Franzweins zur Dankbarkeit geschikt, daß wir die katholischen Fasttage so handfest verteidigten, und dadurch ihren häufigen Absaz an Häringen und Stokfisch, so ansehnlich im Kredit erhalten. Und womit nähren Sie sich denn sonst? fiel ihm Judas in die Rede. Wir alle miteinander, erwiederte Leutward, wie Sie hier sehen,

nähren uns mit Pantoffelmachen, welche wir nach Rom schikken, und welche von Rom wieder an andere Höfe zum Küssen geschikt werden, und ein sehr ergiebiges Kommerz sind. Wer sind denn die Herren alle dort, fragte Judas weiter, welche mit so gutem Appetit am Gänsebraten schmausen? Der Alte dort bei dem Ofen ist **Nikolaus I.**, welcher von **Karl dem Kalen** so prächtige Geschenke erhielt, daß er ihn noch vor der Zeit zum Kaiser bestimt hatte: wenn Sie mit ihm sprechen wollen, müssen Sie sich recht tief neigen, denn er ist noch stolz darauf, daß ihm Kaiser **Ludwig II.** das Pferd eine Strekke Wegs weit gefüret hat. Und der nächste daran ist der noch stolzere **Johann VIII.**, der an Karl den Kalen geschrieben, er habe ihm eine Gefälligkeit getan, welche noch keiner seiner Vorfaren erwiesen hat. Worin bestand wol diese? fragte Judas. Er ist ihm entgegen gegangen, antwortete Hatto. Nun lachten diese drei aus vollem Halse zusammen, und Judas präsentirte ihnen wieder eine Prise. Johann VIII. war ein ganzer Mann, fuhr Hatto fort, er verbot sogar Karln die Gränzen des heil. Peter nicht eher zu betreten, als bis er alles zugesagt hatte, was Johann von ihm foderte. Er behaupte-

te es öffentlich, daß ihm Rom von den Kaisern geschenkt worden sei; er machte sogar für baar Geld den nächsten besten zum Bischofe. Er hatte auch die römische Kirche recht in Ansehen zu bringen gewußt, so zwar, daß der Kaiser von ihm mußte gewälet werden; denn, sagte er, secundum regulas Sacrorum Canonum, weil er von uns zum Kaiser muß geweiht werden, so muß er auch von uns dazu gerufen werden; und zu Folge dieses Sazzes hatte er Karln gewält und gekrönet, troz aller Gegenbemühungen der übrigen Fürsten. Hierdurch brachte er es so weit, daß er sogar Karln abzusezzen drohete, wenn dieser nicht tun wollte, was er verlangte: und einmal schrieb er: er soll mit seinen Ländern zufrieden sein, oder er wolle ihn exkommuniziren, oder gar mit Schlägen zum päbstlichen Gehorsam zwingen; verberibus durioribus te erudiendum, waren die Worte des heiligen Vaters, und da getraute sich kein Mensch ein Wort dagegen zu sagen. Doch mein lieber Herr, da Sie so neugierig sind, so sagen Sie auch, wer denn Sie seien. Ich bin, sagte Judas im hohen Tone, Doktor der Arzneiwissenschaft, approbirter und privilegirter Okulist, Zahnoperateur, und Accoucheur. Gleich reichten sie ihm ein

Glas, und tranken einander auf gute Gesundheit. Dann beschrieben sie dem Doktor auch die übrigen Gäste, der, welcher am Fenster sizt, sagten sie, ist **Stephan VI.** welcher aus Rachsucht den Pabst **Formosus** nach seinem Tode ausgraben, und ihn im Anzug des päbstlichen Ornates in die Tiber werfen ließ. Der zur Linken mit der Spiznase ist **Eugen IV.**, welcher die kalte Wasserprobe eingefürt hat, die darin bestund, daß der Leib ins Wasser geworfen ward, schwamm er oben, so war er unschuldig, sank er, so war er schuldig; und es ergab sich, daß alle Beklagten unschuldig waren, welche gut schwimmen konnten!!! Der, welcher gegen über steht, ist **Stephan V.**, der immer disputirt, troz einem Polemiker nach **Pichlers** Methode; er ward zwar ohne Vorwissen des Kaisers Pabst, aber mit seinem Disputiren hatte er es dennoch durchgesezt, daß er rechtmäßig gewälet sei. Am zweiten Fenster sizt **Paschal I.**, welcher einige Römer hinrichten ließ, die für den Kaiser gesinnt waren. Die nächsten sind **Sergius**, und **Hadrian** vom nämlichen Schrott. Und auf dem Hühnerhause befindet sich der berühmte **Isidor**, Verfasser der Dekretalen, worin er behauptete, der Pabst könne auf der Welt nicht gestraft wer-

den, und ein böser Pabst müsse eher geduldet, als gerichtet werden, weil es Gott allein zustehet, über die Regenten der Kirche zu richten.

Eine vortrefliche Gesellschaft, sagte Judas zu sich selbst, ich muß mich mit diesen feinen Herrn näher bekant machen. Er begab sich sogleich von einem Gast zum andern, besprach sich mit denselben über das Pantoffelmachen und andere Dinge, und wußte sich dabei so sehr beliebt zu machen, daß sie zulezt Brüderschaft unter einander tranken, wie es noch in unsern Zeiten bei den geschlossenen Trinkkompagnien und bei Gesellschaften von gleichem Charakter und Gemütsgaben gehört wird, wo es oft heißt: Du Herr Bruder geheimder Rat, oder, du Herr Baron, du Herr Justizrath, du Stadtbürgermeister, du Stadtkämmerer. Nachdem Judas einige Tage die ganze Gesellschaft beobachtet und ausgeforscht hatte, und immer näher und brüderlicher mit derselben vereiniget ward, so tat er einen Vorschlag, der in der Zukunft besonders ihm selbst am besten zustatten kommen sollte. Er rükte mit dem Projekt einer Handlungsgesellschaft heraus, worüber er sich aus guter Vorsicht das Direktorium vorbehielt. Anfangs war es ihm wie-

der in den Kopf gekommen, eine Akademie zu errichten; allein er sah, daß alle die Herrn weiter nichts, als das Küchenlatein ihrer Breviare und Missalen verstanden, und nach der beliebten adelichen Mode mit genauer Not ihre Namen leserlich schreiben konnten: in welcher Rüksicht er dieses Vorhaben ganz aufgeben, und ein Geschäft vorschlagen mußte, von dem sich etwas besseres versprechen ließ.

Also eine Handlungsgesellschaft, meine Herrn, sagte Judas in seiner Anrede, welche uns zu einem Reichtum erheben wird, bei dem wir wie die Fürsten leben können. Dieses Ausdrukkes müssen sich alle Projektanten bedienen, wenn sie ihre Plans durchsezzen wollen, und Judas frappirte dadurch die Umstehenden so sehr, daß sie Augen und Maul aufsperrten. Ohne sich viel zu bedenken, willigten alle augenbliklich ein, und die Aussicht eines Fürstenlebens hatte so viele Reize für sie, daß sie den Judas küßten und umarmten. Hierauf teilte er die Geschäfte unter die Gesellschaft; einer mußte Skapulire zusammenflikken, ein anderer Rosenkränze drehen, ein dritter Amulette vergolden, ein vierter Hexenrauch stossen, ein fünfter Marienbildlein illuminiren und kleiden, ein sechster Agnus Dei stempeln, Brüderschaftsgürteln

flechten, ein anderer die Knochen ausgraben, waschen und bemalen, und wieder ein anderer Ablaßbriefe krizzeln. Die ganze Wohnung war also in eine heilige Fabrique umgeschaffen, und Isidor, **Merkator** genannt, mußte die verfertigten Waaren einschiffen, und den ersten Handlungszweig nach Spanien eröffnen. Judas dirigirte die Kassa und Buchhalterei: und als Isidor das erstemal wieder zurükkam, so brachte er die frohe Nachricht, daß die Waaren mit so gutem Beifall aufgenommen worden seien, daß es ihm unmöglich war, alle Bestellungen anzunehmen.

Traf ichs doch! dachte Judas bei sich, ich will das Geschäft noch so hoch treiben, daß die Vatikansfabrique zu Rom einen Panquerout zu machen gezwungen wird. Eiligst schikte er wieder eine frische Ladung fort, und das Geschäft vervielfältigte sich so sehr, daß er nicht Hände genug zum Arbeiten hatte. Einmal unternam Judas eine Reise, um Materialien für seine Fabrique aufzusuchen und zu bestellen: denn er konte jedes Kraut, jede Wurzel, jede Kleinigkeit und jeden Mist verarbeiten lassen, indem es weiter nichts brauchte, als z. B. ein Stükchen Holz zu vergölden, und darauf zu schreiben: oder particula naviculae s. Petri, oder particu-

la caudae bovis in stabulo christi, oder particula indusii sancti Christophori, oder particula mammillae sanctae Agathae u. s. f. Die Strasse fürte ihn durch einen dikken Wald, wo er unvermutet auf einen grossen Haufen schwarzer Bären stieß. Er stellte sich hinter einen Baum, und begukte die Tiere mit seiner Lunette. Sehr seltsam kam es ihm vor, daß alle Bären aufrecht gingen, und vermutete, daß es etwa gar nur Orang = Outangs sein möchten. In dieser Meinung trat er näher hinzu, und hofte einige Orang = Outangs mit nach Hause zu bringen, indem er aus dem Linne wußte, daß diese Thiere zu den Hausdiensten sehr brauchbar wären. Allein wie erstaunte er, als er näher hinzu kam! Es waren wider alles Verhoffen in schwarze Kutten verkleidete und mit schwarzen Kapuzen bedekte Menschen, und keine Bären. Wer seid ihr? rief Judas; Mönche aus dem Orden des heiligen Benedikt, war die Antwort, welche auf Wildpret ausgehen, um ihren Magen zu sättigen. Judas ließ sich sogleich mit ihnen in ein Gespräch ein; er stellte ihnen vor, wie schändlich es sei vom Wildpret und Müßiggang zu leben; und beredete sie, nach seiner Fabrique zu gehen, Handarbeit

zu treiben, und von dem Gewinste der Handlung zu leben. Nachdem er den Mönchen alle Vorteile und Bequemlichkeiten begreiflich gemacht, so kerte er mit dem ganzen Zuge, deren wol über sechstausend waren, nach Hause. Nach und nach hatte er eine Menge Leute beinahe aus allen heiligen Orden an sich gezogen, welche von nun an eifrig in seiner Fabrik arbeiteten.

Nun war das Werk in seinem völligen Flor; Judas war im Stande nicht nur allein Spanien, sondern Portugall, Italien, Frankreich und ganz Deutschland mit seinen Waaren zu fourniren, und einen ungeheuren Profit aus den Provinzen zu ziehen. Auf den Komtoirs häuften sich die Geschäfte dergestalt, daß Judas Tag und Nacht in den Rechnungsbüchern herumwülen, und das eingegangene Geld in grossen Fässern zälen mußte. Judas schwam gleichsam in einem Meere des Ueberflusses, und er war in seinen Reichtum so sehr verliebt, daß er nicht einmal die Gefar bemerkte, welche ihm drohete. Isidor hatte heimlich zwei Frauenzimmer aus Rom mitgebracht, und diese verkleidet und so verborgen unter die Menge der Arbeiter zu stekken gewußt, daß sie von niemanden bemerkt wurden. Die Frauenzim-

mer waren die Theodora und Marozia, die zu ihrer Zeit berümtesten Konkubinen in dem heiligen Vatikan. Sergius hatte heimlich durch den Isidor einen Brief an dieselben geschrieben, und ihnen sein krankes Herz entdekt, und sie wehmütig um eine baldige Linderung der Liebesschmerzen gebeten. Sergius unterhielt also ein heimliches Liebesverständniß, ohne daß Judas ein Wort davon wußte. Und da sich wärend den Liebeshändeln immer neue Begebenheiten entspinnen, so darf man sich nicht verwundern, daß eine allgemeine Verschwörung gegen den Judas ausbrach. Der schlaue Sergius hatte es wirklich so weit gebracht, daß der Tag und die Stunde zur Ermordung des Judas bestimt, und mehr als der halbe Teil von Mönchen mit Prügeln und Dolchen versehen waren, die Meuterei zu vollenden. Denn Sergius war Willens sich der Kasse und der Komtoirs zu bemächtigen, darauf sich als einen Beherrscher ausrufen zu lassen, und sich Marozia und Theodora zugleich als Königinnen beizulegen. Den Mönchen, welche auf des Sergius Partei waren, wurden grosse Summen Geldes versprochen, wenn sie nicht nur allein Judas, sondern auch die übrigen aus dem Wege räumen würden, damit Ser-

gius desto ungehinderter seine Souveränität erreichen könte.

Allein die allzugrosse Begierde des Sergius nach dem Reichtum, und besonders seine übermäßige Lust sich an zweien Frauen zu gleich sättigen zu wollen, waren die Ursache, daß die Verschwörung noch bei Zeiten entdekt wurde. Es brach nämlich zwischen den Frauenzimmern, welche um das Geheimniß wußten, eine heimliche, selbst vom Sergius nicht vermutete, Eifersucht aus. Der Plan, daß beide zugleich Königinnen sein sollten, vereitelte das Vorhaben um so eher, weil eine jede für sich allein diese Ehre geniessen wollte. Theodora schmeichelte dem Sergius ungemein, um die erste in das beglükkende Ehebet zu kommen, welches in dem Herzen der Marozia einen solchen Verdruß erwekte, daß sie sich entschloß, in der vorhergehenden Nacht Judas in seinem Schlafgemache zu belauschen, ihm die Verschwörung zu entdekken, und sich demselben mit Leib und Seele zu verschreiben. Wie angenem diese Ueberraschung dem Judas gewesen sein mag, kan man sich leicht einbilden; Marozia war in einem Augenblik der Gegenstand seiner Entzükkung, und die Erretterin seines Le-

bens

bens zugleich. Er wußte ihr die Dankbarkeit nicht besser zu bezeigen, als daß er sie an allen seinen Gütern Anteil nemen ließ, und ihr auf der Stelle die Hand darbot, sie zu seiner Gattin zu wälen. Judas hatte keine Minute zu versäumen, sich samt seinen Schäzzen aus dem Staube zu machen; durch die Bedienten seiner Komtoirs ließ er noch dieselbe Nacht alle Rechnungsbücher und Gelder fortbringen, und er entfernte sich mit der Marozia in solcher Stille, daß sich Sergius den folgenden Tag, da er alle Kassen rein ausgeleert fand, ungemein verwunderte. Judas war also mit seinen Schäzzen glüklich entkommen, und vor Tagesanbruch schon so weit entfernt, daß er mit keinem Stekbriefe mehr zu erreichen war. Der zurükgelassene Jammer und das Elend waren so groß, daß ein allgemeines Mißvergnügen und Zerrüttung entstand, daß die vorige Not wieder hereinbrach, und selbst keiner dem andern mehr zu helfen wußte. Alle zerstreuten sich; die Mönche kerten in ihre Wälder in Bärengestalt wieder zurükke, und Sergius, sagt man, habe sich mit der Theodora, die schon grosses Leibes war, unter ein herumirrendes Zigeunervolk begeben.

Achtes Kapitel.

Wunderwerke und Hofdamen.

Schier die meisten Avanturiers, wenn sie mit einem Frauenzimmer entfliehen, richten ihr erstes Augenmerk dahin, sich unterwegs von irgend einem armen Geistlichen für ein baar Goldstükke trauen zu lassen; allein Judas war vielmehr bedacht, mit seinem Gelde und der Marozia einen sicheren Aufenthalt zu erreichen, als sich unterwegs mit kirchlichen Gebräuchen und Gesezzen abzugeben. Wie viel er auf seiner Flucht Pferde todtgejaget habe, darüber sind die Nachrichten verschieden; einige sagen, Judas habe sich auf einem Flusse fortschiffen lassen, weil er auf dem festen Lande bezaubert zu werden besorgte: denn die Mönche hätten nur das Responsorium zum heiligen Antonius von Padua beten dürfen, so hätte Judas mit dem Gelde nicht mehr von der Stelle weichen können; indem Antonius einen jeden Flüchtling, und jedes geraubte Geld wieder zurükke bringt; den einzigen Fall ausgenommen, wenn der Flüchtling schon über ein fliessendes Wasser gekommen ist, oder wenn schon 24 Stunden zwischen der Flucht und dem zu betenden

Responsorium vorbei sind. Andere Geschichtschreiber melden, Judas sei auf dem nämlichen Pferde davon geritten, auf welchem nachmals ein tapferer Ritter auf der Festung zu Nürnberg über den turmtiefen und breiten Graben gesezt hat, wovon die in Stein gegrabenen Hufe noch am heutigen Tage zu sehen sind. Sergius wandte zwar auch alle Mittel an, den Judas wieder zu bekommen: er bat sogar in dieser Angelegenheit einen Scharfrichter, den Judas herbei zu zaubern; es vermochte aber auch dieser mit seinem Schwert, mit dem er sich **ehrlich** gerichtet hatte, das ist, mit dem er schon hundert Köpfe abgehauen, nichts auszurichten, denn er versicherte, daß der Flüchtling, weil er in der Geisterstunde nicht gekommen ist, auf einem Wasser sein müsse, wohin seine Zauberkräfte zu reichen unvermögend sind. Der Scharfrichter hatte nun auch eben so gut, als der heilige Antonius von Padua, prophezeihet; denn Judas erreichte wirklich das Ufer des Meeres, und ward von einem Fischer für baar Geld samt seiner Marozia in die nächste Insel übergesezt.

Die beiden Flüchtlinge küßten und umarmten sich vor Freude, daß sie so glüklich dem geistlichen Zorn, welcher der größte ist,

entkommen waren. Sergius ruhte zwar lange nicht, seine Rache sättigen zu wollen, er bemüte sich aber um eine Nachricht von ihrem gegenwärtigen Aufenthalte vergebens. Es heißt, Sergius habe auch im Salzburgischen eine gewisse Glokke läuten lassen, welche zur Wiederbringung der Entflohenen sonst so gute Dienste tut; allein die Glokke tönte sehr dumpf, und dieses war das untrügliche Zeichen, daß alle weltlichen und geistlichen Mittel vergebens seien.

Nun neigte sich die Sonne zum Niedergange, und Marozia fiel in eine schwärmerische Traurigkeit. Lange wollte das holde Kind dem Judas ihre Leiden nicht gestehen, bis sie endlich in den Seufzer ausbrach, daß sie jezt bei all ihrer glüklichen Wonne eines Geistlichen beraubt wären, der sie mit einander traute. Judas lachte vom Herzen über diese Engbrüstigkeit, er erklärte ihr den Status naturae purae, und bewies, daß er jezt in einem Falle sei, der ihn berechtige, zugleich Pfarrer zu sein, gleichwie der oberste Pfarrer aller Pfarrer zu Rom sich selbst diejenigen Iura stolae erteilen muß, welche ihm kein anderer Untergeordneter überreichen kan. Marozia, welche sich auf diese Vorstellung an die römische Theorie und Praxis mit

Lebhaftigkeit erinnerte, wußte weiter, gleich allen Frauenzimmern, wenn sie in diesem Falle sind, nichts mehr einzuwenden, und begab sich in die Laube, welche Judas zu diesem Ende aus den Gesträuchen geflochten hatte. Sie lebten eine ziemliche Zeit in stiller Zufriedenheit mit einander fort. Judas legte sich auf die Jagd, und Marozia besorgte das Mittagsessen. So oft sie aber ihre Goldküste und den reichen Schmuk betrachteten, so ekkelte ihnen davor, weil sie in dieser Einöde keinen Gebrauch davon machen konnten. Die lange Weile hatte beide wirklich befallen, und Judas seufzte täglich nach einem Schif, um von dieser unbewonten Insel wieder absegeln zu können.

In der Not fängt man zu beten an, heißt es, und Judas verlobte sich nach **Maria Einsiedeln** in der Schweiz. Er machte aus Tonerde zwei Mannsgrosse Statuen, welche sein und der Marozia Portrait vorstellen sollten, troknete sie an der Sonne, und tat ein Gelübd, die beiden Statuen auf eigener Schulter dreimal um die Kirche herum zu tragen, und sie sodann auf den Altar zu stellen, wenn er durch ein Wunderwerk von der öden Insel wieder entkommen würde. Auf das Mirakelbild zu Einsiedeln sezte Ju-

das ein besonderes Zutrauen; denn er wußte, daß selbst Christus der Herr in einer Nacht in Gesellschaft seiner Apostel und Engel die Kirche eingeweihet, und zum Denkmale, daß dieses geschehen, seine fünf Finger oben an dem Eintritt in die Kapelle in den Stein gedrükt habe. Eine Warheit, die niemand läugnen darf, indem alles noch heut zu Tage mit Augen gesehen werden kan, und die ganze Historie auf Veranstaltung der dortigen Mönche auf dem Plaphon der Kirche wunderschön abgemalet ist.

In diesem frommen Eifer blieb Judas nicht unbelont, und kaum waren die Statuen aus Tonerde fertig, so geschah ein augenscheinliches Wunder. In der Ferne erblikte Judas einen Menschen auf dem Meere daher gehen; er rief seine Marozia herbei, und beide starrten vor banger Erwartung auf den Wasserwanderer hin. Als sich dieser allgemach dem Gestade näherte, so erkante Judas einen Mönch in schwarzer Kleidung, welcher auf seinem über das Wasser gebreiteten Mantel, wie auf einem Schiffe, daher schwam. Und dieser war der heilige **Franziskus** von **Paula**, der, wie es in der römischen Kirchenlegende zu lesen ist, nur seinen Mantel ausbreiten durfte, und über die Meere ohne ei-

zige Lebensgefar, und ohne der erst vor kurzen erfundenen, oder wieder eingefürten Sabots zu bedürfen, herumschiffen konte. Die Freude, womit Judas erfüllet ward, war unbeschreiblich; er entdekte dem heiligen Mönche alsogleich sein getanes Gelübd; und da dann Franz von Paula daraus abnam, daß er wirklich ein christkatholisches Ehepaar gefunden habe, so reichte er ihnen ein aus Tonerde gemachtes Marienbild von Einsideln, um sie in ihrem Glauben und Vertrauen zu stärken. Es ist bekant, daß zu Einsiedeln eine eigene Fabrik existiret, wo die Marienbilder aus Tonerde fabrizirt, an das Original von den Mönchen anberüret, und hernach den Wallfartern für baar Geld mitgeteilet werden. Hat nun einer eine kranke Kuh, ein krankes Pferd, oder Schaf, so wird so ein Marienbild klein gestossen unter das Futter gemenget, und hat die Wirkung, daß das Vieh entweder geneset, oder krepiret. Auch wird es kleinen Kindern, wenn sie an Würmern oder Bauchgrimmen leiden, im Wasser eingegossen, wodurch die Schmerzen entweder ab- oder zunemen müssen. Judas, der kurz vorher eben so gut, als ein jeder Mönch, das geistliche Quaksalberhandwerk getrieben hatte, fülte keine Lust von der Tonerde zu

essen, sondern er trachtete vielmehr den Mönch näher auszukundschaften.

Franz von Paula entdekte ihm, daß es sein Geschäft sei, auf dieser Insel einige Kräuter zu sammeln, und dieselben seinen Ordenssöhnen, nämlich den Paulanern, wovon er der Stifter war, nach Rom zu bringen. Ich bin der Patron der unfruchtbaren Frauen, sagte er, und durch mein und meiner Ordenssöhne Zutun befinden sich nun unzälige junge Frauen in gesegneten Umständen. Judas machte auf diese Rede eine bedenkliche Mine, und lächelte der Marozia in die Augen. In allen Kirchen meiner Ordenssöhne, fur Franz von Paula fort, werden sie mein Portrait erblikken, und eine Menge silberner Kinder vor demselben herumhängen sehen, welche von den andächtigen Männern, als ein Zeichen der Dankbarkeit sind geopfert worden. Und als ein Zeichen, daß sie Hörnerträger gewesen, fiel ihm Judas in die Rede. Nicht doch, sagte Franz, bei geistlichen Gesprächen muß man der sündlichen Welteitelkeiten vergessen. Ich samle jezt einige Kräuter, welche ich meinen geistlichen Söhnen nach Rom zurükbringe; mit diesen beräuchern sie die Frauen, geben ihnen eine sogenante Franz de Paula Kerze, beten die Oratio pro praeg-

nantibus, und nach etlichen Monaten erfärt man schon die Wirkung davon. Sie sollten es nur sehen, sagte Franz ferner, wie die jungen Frauen den Paulanerklöstern zulaufen, und mit aufgehobenen Händen um Kinder bitten.

Aus dieser Rede bemerkte Judas ziemlich deutlich, daß der heilige Mann auf geistliche Rafinerien ausgegangen sei; er bot ihm etliche Goldstükke dar, wenn er ihn gefällig auf seinem Mantel von der Insel wegbringen würde, und versprach ihm noch obendrein, wenn die Ueberfart glüklich ablaufen würde, in seiner Ordenskirche zu Rom einen ewigen Jahrtag, das ist, ein solennes Hochamt mit vielen Messen, auf einen gewissen Tag des Jahres zu stiften.

Dieses Anerbieten war dem Mönche ungemein willkommen; sie bereiteten sich zur Ueberfart, und Judas fand hierbei neue Schwierigkeiten. Denn erstens verstand es Judas nicht auf dem Mantel zu rudern; zweitens war der Mantel nur höchstens zwei Personen zu tragen fähig: und drittens wollte er dem heiligen Manne nicht allerdings trauen. Sie verabredeten sich also folgendermassen; Franz mußte zuerst den Judas übersezzen, hernach die Geldkasse, und zulezt

die Marozia. Die ersten beiden Farten gingen glüklich und ziemlich geschwinde von statten, nur bei der dritten hielt die Sache etwas schwerer. Judas wartete schon etliche Stunden, ohne die Marozia mit dem heiligen Franz auf dem Meere erblikken zu können. Endlich sah er noch bevor die Sonne unterging beide daher schwimmen, und freute sich der glüklichen Errettung. Er machte zwar heimlich der Marozia einige Vorwürfe, daß sie die fruchtbare Wunderkraft des frommen Mönches versucht haben möchte; allein sie beharrte bei ihrer Unschuld, und Judas mußte ihr glauben, wenn er anders kein frevelnder Spötter des heiligen Ordensmannes sein wollte.

Nun, dachte Judas, ist es hohe Zeit, mit meinem Gelde etwas zu unternemen, wodurch ich mir Rum und Vergnügen verschaffen kan. Er beschenkte den Mönch für seine Gewogenheit reichlich, hieß ihn nach Rom gehen, die bestellten Messen zu lesen, und gab ihm noch überdies etliche Goldstükke mit, um bei dem Pabste für sich und die Marozia einen vollkommenen Ablaß in articulo mortis zu erkaufen. Franz nam diesen Auftrag gutwillig an; und versicherte dem Judas, daß, wenn er sich noch ein paar

Hand voll Goldstükke wolle kosten lassen, er ihm ein päbstliches Dekret zurükbringen, und dadurch ihn zum Bischof erheben würde. Gut, antwortete Judas, dann sollen Sie mein Hofkapellan werden, und wir können vielleicht gar mit der Zeit auch im Reiche der Todten einen päbstlichen Stul errichten. Franz begab sich also nach Rom, und Judas versuchte es, die ganze Gegend zu durchreisen, um einige Bewoner aufzusuchen.

Ein grüner mit Blumen bewachsener Fußsteig fürte den Judas in eine der angenemsten Gegenden; rieselnde Wasserquellen und mit allerlei Früchten behängte Bäume liessen ihn vermuten, nicht ferne von dem Paradiesgarten zu sein: und je tiefer er in die waldigte Gegend hineinging, desto näher schien er einem ewigen Früling entgegen zu kommen. Die Musik der Vögel, der duftende Wolgeruch, und die külen Schatten bezauberten ihn so sehr, daß er den Ort nicht ohne Bewoner zu sein andete. Auf einmal öfnete sich ihm eine der herrlichsten Szenen. Auf einem schattigten und erhabenen Rasen, der mit Blumen und Rosen dik bewachsen war, sah er von weitem eine der schönsten Nimphen daher spazieren; ihr leichtes durchsichtiges Gewand, die fliegenden lokkigten

Haare, der junge schneeweisse Busen, die mit Purpurrot gefärbten Wangen, und ihr grosser majestätischer Wuchs, verkündigten eine Königin, oder Göttin der unsterblichen Schönheit. Tausend andere Nimphen gingen voran, den Spazierweg mit Blumen zu bestreuen, tausend Nimphen gingen zur Rechten und tausend zur linken mit Blumenkörben und aromatischen Gewürzen, um ihre Königin mit Wolgeruch und duftenden Balsam zu umnebeln; mehrere tausende folgten dieser weiblichen Gottheit mit Harfen und Zittern, und sangen Triumphslieder in melodischen Chören.

Judas erschrak über diese Erscheinung. Wenn ich mich nähere, sagte er zu sich selbst, so wird sie mich von Millionen Geistern, welche zu ihren Diensten stehen, vernichten lassen: hat sie aber ein Gefül für das männliche Geschlecht, so mag ich mich nicht unbelont zu ihren Füssen werfen. Wärend diesen Gedanken erblikte die Göttin den Judas, und es war ihm nicht mehr möglich zu entgehen. Ach, Gnade! schrie er, und strekte sich zu ihren Füssen hin; wenn je eine weibliche Schönheit den Männern gnädig gewesen ist, so seid es doch ihr, anbetenswürdige Göttin! Stehe auf, mein Sohn, sagte die Holde: und hundert Gespielinen, büften sich augen-

blikflich, den Judas von der Erde aufzuheben. Sie betrachtete ihn mitleidig, und befal, Erfrischungen zu bringen: denn Judas hatte sich vom Schrekken noch nicht gänzlich erholet. Ganze Schaaren der schönsten und blühendsten Mädchens taumelten unter einander, mit wolrüchenden Parfümgläsern ihn zu erquikken: hundert trokneten mit der feinsten schlesischen Leinewand den Angstschweis von seiner Stirne; hundert badeten ihn mit Eaux de lavand; und hundert beschmierten seine Schläfe mit kostbarem Balsam. Wer seid ihr, mein Fremdling, redete ihn jezt die Holde an, und in was für Stükken kan ich euch dienen? Ich bin ein vom Sturm an das Gestade geworfener Kaufmann, antwortete Judas, und habe einen großen Reichtum bei mir: die Gnade, um welche ich eure Majestät bitte, ist, daß es mir vergönnet werde, in aller Untertänigkeit dero zärtesten Hände zu küssen. — Judas wurde in eine grosse Laube geführt, und auf das kostbareste mit den auserlesensten Gartenfrüchten bewirtet. Um die Laube herum standen die Chöre der übrigen Schönen, welche in Liedern ihr Dasein, ihre Herkunft, und Lebensart besangen.

Schon aus dem ersten Liede lernte Judas, wer die holde Prinzessin sei, die ihm so ausnehmend liebreich begegnete. Sie war nämlich die heilige Jungfrau **Ursula** samt ihrer ganzen Gesellschaft, oder ihren eilftausend Jungfrauen. Die ausführliche Geschichte von dieser höchstmerkwürdigen Primadonna ist ebenfalls in der römischen Legende zu lesen: und es heißt ausdrüklich, daß sich die heilige Ursula mit eilftausend Jungfrauen über das Meer geflüchtet habe, um den Feinden ihrer Jungferschaft zu entgehen. Wer die Transportschiffe hierzu hergegeben habe, stehet zwar in der Legende nicht, es ist aber genug, daß das Faktum in den Kirchen abgemalet, und in Kupfer gestochen ist. Nachdem nun Judas einmal wußte, woran er war, daß er nämlich in dieser Gesellschaft weder den Zorn des Jupiters, noch die Rache eines irgendwo verstekten christlichen Sultans zu befürchten hatte, so fing er an, sich näher an den Busen der heiligen Ursula zu schmiegen, und endlich sie gar zu küssen. Anfangs sträubte sich freilich die Mamsel Ursula immer gegen die bösen Anfechtungen, aber Judas verdoppelte seine Schmeicheleien, und er siegte.

Schon beim Anblikke des grossen Hofstaates dieser Dame stieg in dem Herzen des

Judas der Wunsch auf, eine so prächtige Prinzessin zu besizzen; und er hatte kaum eine Stunde lang ihr tausenderlei kurzweilige Schnurren vorgeplaudert, so plazte er schon mit seinen Gedanken heraus, und trug ihr sein Herz an. Wenn Ursula meine Königin würde, dachte sich Judas, so wäre ich der Mächtigste unter allen Geschöpfen; denn nirgends unter der Sonne wird man eine Prinzessin finden, der eilftausend Hofdamen zu Gebote stehen. Er nante sie schon seine Königin, seine Gebieterin, seine Angebetete, ohne von ihr das Jawort zu haben, und umschlängelte sie mit seinen Armen. Als er ihr ein langes und breites von seinen Schäzzen, von seinem brennenden Herzen, und andern zur Liebe gehörigen Attributen vorgeschwazzet hatte, so entdekte er ihr auch den Vorschlag, sie zur Königin zu erheben. Mamsel Ursula, welche schon seit langer Zeit her von keiner Mannsperson so zärtlich gestreichelt ward, fülte in ihr auf einmal eine so heftige Neigung zur Verbindung, daß sie nicht mehr widerstehen konte; und die Reize, als eine Königin an der Seite eines Gemales zu glänzen, waren für sie so mächtig, daß sie den Judas mit ihren Armen umfaßte, und nicht mehr von der Stelle ließ. Nun bin ich der

Glüklichste unter allen, dachte sich Judas, ich habe Schäzze, habe eine Braut, und obendrein eilftausend Jungfrauen, ohne befürchten zu dürfen, daß ich ein Hörnerträger werde. Noch denselben Abend wurde das Beilager gehalten, und am folgenden Morgen die Huldigung empfangen. Diese Solennität war für den Judas so ungemein entzükkend, daß es keine Schande wäre, wenn ihn sogar grosse Fürsten darum beneideten. Denn von eilftausend Jungfrauen an einem einzigen Morgen in der Reihe her geküßt zu werden, ist warlich keine Kleinigkeit.

Jezt war dem Judas weiter nichts mehr übrig, als seine Schäzze zu holen, und sich mit der Marozia abzufinden. Sie hatte bereits die Hälfte dieser Gegend durchwandert, voll Angst und Kummer, wohin ihr Liebling geraten wäre, als sie ihn auf einmal gewar wurde, wie er von einem Haufen Nymphen begleitet, über eine Anhöhe spazierte. Die Farben des Zorns und der Wut in dem Angesichte der Marozia ist kein Maler im Stande zu schildern; sie zitterte und bebte, heulte und fiel in Ohnmacht. Alles war vergebens; Judas blieb bei seinem Entschluß, und tröstete die Marozia, daß er ihr mit nächster

Ge-

Gelegenheit einen neuen Liebhaber verschaffen werde. Judas brachte also die angenehmsten Tage in den Armen der Ursula dahin, und Marozia lernte in Gesellschaft der übrigen Gespielinen den Schmerz ihres Herzens einigermassen vergessen.

Bevor ich dieses Kapitel endige, so muß ich den geneigten Leser um eine Gefälligkeit bitten; nämlich um Nachsicht in der chronologischen Ordnung, eine Sache, welche ich gleich anfänglich mir ausbat. Ich befinde mich in der nämlichen Notwendigkeit, in welcher der Dichter **Bürger** gesungen: es war post Christum natum, ich weis nicht mehr das Datum. Zudem habe ich eben kein römisches Martyrologium bei Handen, um die Jahre der Begebenheiten genau angeben zu können. Man muß es daher so gar genau nicht nehmen, wenn ich zuweilen ein Faktum voran sezze, das später geschehen ist, und so umgekert; denn ich kan versichern, daß die Archive und Bibliotheken in Italien, Spanien, Portugal und manchmal auch in Deuschland eben so wol in der größten Unordnung liegen, als mein Manuskript. Zwar hätte mir **Bayle's** dictionaire diesfalls sehr gute Dienste tun können; allein, Gott beware!

daß ich ihn lese! denn wie ich in dem Journale von und für Deutschland ersten Stükke zweiten Jahrgangs sehe, so ist derjenige, der ihn liest, von dem **Bischofe zu Eichstädt** exkommunizirt; da würde dann meine Frau zu Folge den Exkommunikazions-Gesezzen nicht mehr bei mir schlafen dürfen, — und so einen fatalen Streich hoffe ich nicht, daß mir meine menschenfreundlichen Leser gönnen wollen.

Neuntes Kapitel.

Judas bestelt den Porziunkulaablaß zu predigen.

Franz von Paula kam iezt nicht mehr, wie gewönlich, auf seinem Mantel daher gefaren; sondern er landete mit einem grossen Kauffartheischiffe an, und sezte die Equipage ans Land. Judas erschrak ungemein darüber, als er vernam, daß Franz so viele Leute mitgebracht hatte; und wär es ihm möglich gewesen, so hätte er lieber alle wieder zurükgeschikt, indem ihm seine eilftausend Jungfrauen so nahe am Herzen lagen. Das erste, womit Franz seine Aufwartung machte, war

das päbstliche Breve, worin Judas als ein Bischof in partibus erklärt und bestättiget wurde. „Ich wünsche Ihnen Glük, sagte Franz, zu diesem erhabenen Ehrenamte, und Sie sind nun Herr sowol über diese grosse Gegend, als jenseits über die öde Insel: und sollten einmal diese beiden Orte wirklich bewonet werden, und die Einwoner derselben der römischen Kirche anhängen, so können Sie mit der Zeit gar zum Patriarchen gemacht werden.„ Es ist eine herrliche Charge ein Bischof in partibus zu sein, denn man hat einen prächtigen Titel, und dabei keine Geschäfte; man ernennet zu Rom für alle Winkel der Welt geistliche Seelenhirten, ohne daß in denselben Schaafe existiren, noch jemals existiren werden. Ein solcher Seelenhirt, welcher Bischof in partibus genant wird, war nun iezt unser Judas, und er konte sich entweder zu Madrid, oder zu Paris, oder zu Venedig aufhalten; er hatte einmal eine Charge zum Herumschlenzen, mit welcher viele hundert seines gleichen bekleidet sind. Dieses Ehrenamt machte auch bei der Madame Ursula seinen ungemein tiefen Eindruk, und sie befal all ihren Hofdamen den Pantoffel ihres Gemales in tiefester Verbeugung zu küssen, um

dabei einen vollkommenen Seelenablaß zu erlangen.

Judas erkundigte sich alsogleich nach den Namen und Charakters der Fremden, und Franz von Paula machte ihm folgende Beschreibung: „ich habe einen sehr frommen und heiligen Mönch, den **Franziskus von Assis**, mitgebracht, welcher in der oberirdischen Welt, um seine Demut recht zu zeigen, unter den Knaben und Mädchen nakt herumlief, sich von denselben mit (saluo honore) Drek bewerfen ließ, und in dieser erbaulichen Gestalt vor dem Bischofe erschien. Dieser Franziskus von Assis hat über funfzig Ordenssöhne bei sich, welche alle baumfeste Kerls sind, und ihnen gute Dienste leisten können. Es sind auch zwei andere sehr vornehme Herren mitgekommen, nämlich **Petrus Crudelis**, König von Spanien, der seines Geizes und Grausamkeit wegen von seinem eigenen Bruder ermordet wurde; und der Major Domus, **Grimoald**, der den königlichen Prinzen nach Irland gebracht, und die falsche Nachricht, als wäre der Prinz todt, verbreitet hat, um hierdurch seinen eigenen Sohn auf den Tron erheben zu können. Er ist freilich auch hingerichtet worden; aber sowol dem Grimoald als dem Petrus Crudelis hat

der liebe Gott schon lange ihre Sünden vergeben, weil sie so viele Seelenmessen gestiftet haben. Die übrigen sind Bootsknechte und Mateloten, welche vormals Priester gewesen: indem ein jeder Graf oder Herr seinen Hausknecht weihen ließ, um die tägliche Messe in der Hauskapelle zu lesen, worauf sie die Kuppelhunde zur Jagd führen, und die Frau bedienen mußten, wenn sie zu Pferd sizzen wollte.„

Gut, mein Freund, sagte Judas, und klopfte ihn auf die Schulter, wenn Sie mir folgen, so will ich Sie zu meinem Admiral machen, und Ihnen ein Jahrgehalt von tausend Dukaten auszalen lassen. Franz erschrak über diesen Antrag, und konte sich nicht enthalten zu fragen, was er mit Erteilung dieser Charge vorhätte? Judas entdekte ihm rund heraus, daß er sich seit seiner lezten Anwesenheit mit einer der mächtigsten Prinzessinen vermälet hätte, und Franz hätte ihn hiermit als einen Bischof in Partibus und König zugleich zu veneriren. Franz warf ohngesäumt seinen Ordenshabit über den Kopf weg, und huldigte dem Judas. Dieser erteilte ihm dann die Vollmacht, unter den Matrosen die Kriegszucht einzuführen, und befeligte ihn, eine scharfe Mannszucht

herzustellen. Hierauf ließ Judas den Franzizkus von Assis zu sich kommen, beschenkte ihn aufs reichlichste, und ernante ihn — zu seinem Hofnarren. Den Petrus Crudelis und Grimoald machte er zu Kapitains, und gab ihnen die schärfesten Befele, die funfzig Ordenssöhne, vulgo Franziskaner, im Soldatendienst zu unterweisen, und ihnen mit dem Stok die Subordinazion einzuprügeln. Täglich mußte dem Judas Raport gegeben werden, ob sich alle gehorsam und willfärig bezeigten; er belonte das Wolverhalten mit Goldstükken, und den Ungehorsam und Widerspenstigkeit ließ er mit Stokschlägen bestrafen.

Nach wenigen Wochen hatte Judas eine vollkommene militärische Mannschaft; die Zucht und Ordnung waren so gut hergestellt, daß er wirklich Ordres zur Wachparade erteilen konte. Bisher hatte er die Vorsicht gebraucht, weder seine Geliebte, noch den übrigen Hofstat seiner Gemalin sehen zu lassen. Sein ernsthaftes Wesen, sein majestätisches und gebieterisches Betragen, und dabei seine Freigebigkeit mit den goldenen Geschenken gaben ihm bisher ein solches Ansehen, daß ihn ein jeder für seinen Herrn erkante. Die guten Leute glaubten in vollem Ernste den Wor-

ten Franzens, der ihnen von dem Reichtum und von der Gewalt und Macht des Judas Wunderdinge erzälte, der zugleich alles, wie ihm Judas befolen hatte, mit dem Vergrösserungsglas erklärte, so daß sie alle zitterten, so oft sich Judas sie zu besehen würdigte. Es war nur noch ein Schritt zu tun, und er hatte seine Absicht vollends erreicht. Ein neuer Huldigungstag wurde für die Fremden festgesezt, und die Handlung ging auf einer hierzu besonders ausgesuchten schattigten Anhöhe vor. Judas saß mit Madame Ursula auf einer grünen Rasenbank; zu beiden Seiten standen die eilftausend Jungfrauen; der Geruch von Blumen und Balsam umduftete die ganze Gegend; und die Chöre ertönten von beiden Seiten. Hier mußten die Fremden alle vorbei ziehen: Franz von Assis eröfnete den Zug; nach ihm kamen die beiden Kapitains mit ihren Gemeinen; und diesen folgte Franz von Paula mit den seinigen. Man kan sichs wol vorstellen, wie sie sich alle über den herrlichen Anblik eines noch nie gesehenen Hofstaates verwunderten. Wie groß wird erst unsers Königs Armee sein, dachten sie sich heimlich, da schon die Zal der Hofdamen unübersehbar ist. Den funfzig Mönchen wurden sogar die Augen starr bei dem

Anblik so unzäliger Schönheiten, und einige konten sogar den militärischen Schritt nicht treffen, so sinnlos und bezaubert wurden ihre Gedanken. Selbst Franz von Assis purzelte etliche male übern Haufen, weil er immer seine Augen auf die Schönheiten, und nie auf die Erde geheftet hatte. Nachdem aber der Händekuß geschehen war, und der Zug den linken Flügel vorbeiging, so war des Zusammenpurzelns und Stolperns kein Ende mehr, und Judas konte sich selbst bei all seiner majestätischen Mine des Lachens nicht mehr erwehren.

Nach dreimal ausgerufenen vive le Roi folgte öffentliche Tafel. Die beiden Kapitains, der Admiral Franz von Paula, und Franz von Assis als Hofnarr wurden dazugezogen. Hier sollte nun Franz von Assis seine Rolle spielen. Er machte auch anfänglich ziemlich ehrliche Spasse; als er aber immer jüngere und schönere Nymphen erblikte, so verging ihm Sehen und Hören; er erstarrte, und mußte vollends, um keinen Bok zu machen, weiter gebracht werden. In kurzer Zeit darauf fiel auch der Admiral in die Ohnmacht, und Judas sah sich genötiget, die Tafel aufzuheben. Als sich die beiden Kapitains nach ihren Untergebenen umsahen,

fanden sie auch eine ziemliche Unordnung. Die Gemeinen wollten mit Gewalt ihre Posten verlassen, und hinter dem Gebüsche den Nymphen nachschleichen, ohngeachtet die Korporals schon alle ihre Stökke an den unbändigen Kerls entzweigeschlagen hatten. Der Lärm konte mit genauer Not noch gestillet werden, und Judas merkte iezt seine Unvorsichtigkeit, die er mit Vorzeigung der Hofdamen begangen hatte. Um nun dem Uebel, daß es nicht weiter um sich greife, zuvorzukommen, so befal er dem Admiral das Schif mit Soldaten anstatt der Matrosen zu bemannen, und auf einen Sklavenhandel auszufaren.

In dieser Verlegenheit ließ Judas den Hofnarren zu sich rufen, und zog ihn zu Rate; doch da die Sache einen sehr heiklen Punkt betraf, so war guter Rat teuer. Der Hofnarr besann sich eine ziemliche Weile, und riet endlich dem Judas das Porziunkulafest einzufüren. Mit diesem Ablaß, sagte er, hab ich Mönche und Nonnen im Zaum gehalten, nicht so fast, daß sie sich nicht vergingen, denn wer sollte dieses verhindern können? sondern daß sie wenigst ihr Vergehen wieder bereuten, und nicht gar über den Zaun sprangen. So ein Projektgen gefiel

auch dem Judas; Dieser ließ sogleich etliche Taxbäume niederhauen, eine Triumphpforte aus Tannenästen errichten, und die Ablaßtafel daran hängen.

Franz von Assis zog iezt den Hofnarren aus, und war wieder geistlicher Vater. Er eröfnete die Solennität mit einer herzbrechenden Predigt, troz dem seligen P. **Neumayr**, welcher einige Zeit hernach mit der Erklärung des Vater unsers sieben volle Jahre zugebracht, und jedes Jahr nur eine Bitte desselben abgehandelt hatte, um das Gedächtniß seiner Zuhörer nicht zu sehr zu überladen: wovon das gedrukte Original in Augsburg in der Kontroversfabrik einzusehen ist. Der heilige Porziunkulaablaß, schrie er, ist der ware Weg zum Himmel; auf diesem Wege müssen wir beharren, fur er fort, und nicht auf den Nebenwegen der Sünden herumirren, wo wir beständig in Gefar sind zu stolpern und über den Haufen zu purzeln, wie es erst vor wenigen Tagen geschehen ist. Wäre der Porziunkula nicht der ware Weg, so würde mir in der Nacht nicht geträumet haben, ich will sagen, mir nicht geoffenbaret worden sein, daß dieses noch das einzige, lezte, und sicherste Rettungsmittel der Sünder sei. Glaubet ihr etwa, daß wir nur

aus Spaß allerlei Springbrunnen, allerlei komische Vorstellungen, allerlei Malereien und Tändeleien vor unseren Kirchtüren aufgerichtet haben? Man irret sehr; es geschah um das andächtige Völklein herbeizulokken, und um demselben eine himmlische Seelenspeis und eine fromme Augenweide zugleich zu verschaffen. So weidet denn eure Augen an der grünen mit Tax- und Tannenästen gezierten Triumphpforte, und verschliesset eure Augen vor dem weiblichen Geschlechte, damit ihr nicht endlich gar in die Hölle hinabpurzelt. Amen.

Sobald es bekant geworden war, daß ein Porziunkulafest gehalten werden soll, so drängten sich die Hofdamen so begierig dahin, daß es nun Judas wol begriff, daß er Oel ins Feuer geschüttet hatte. Es ging nämlich da, wie es bei allen Ablässen und Wallfarten zu gehen pflegt: alles voll Enthusiasmus; alles in der Kirche höchst andächtig, und ausser derselben höchst ausgelassen. Die Jahre lang bewachten Mädchen finden da die beste Gelegenheit, ihre jugendliche Hizze zu külen, und die Jünglinge taumeln in Gärten und Wäldern herum, und stürzen, betrunken von Leidenschaften, in ihr größtes Verderben. Wallfarten und Trinkgelagen, Ablässe und

Tanzplätze findet man überall mit einander verbunden. In den Kirchen lärmen die Prediger, Chormusikanten und Beichtväter, und zunächst an den Kirchen Taschenspieler, Bänkelsänger, Quaksalber, Affen und Murmeltiere. Eben so ging es auch bei dem obengenanten Porziunkulaablaß: Judas sah bald da, bald dort einen von den Söhnen Franzens sich auf dem Spazierwege nach den Gesträuchen entfernen, und selbst seine Gemalin kam ihm bedenklich vor, daß sie gar so lange, und gar so viele Sünden dem Franz von Assis zu beichten hatte. Auf einmal nam Judas eine Fakkel vom Altar, und stekte das ganze Wesen, was zum Ablaß gehörte, in Brand. Dieser unerwartete Vorfall sezte die Uebrigen alle in Schrekken, und sie eilten zur Rettung.

Doch was Judas von einer Seite gut machte, das wurde auf der andern verschlimmert. Der Hofnarr schlich sich unter diesem Tumult mit der Ursula davon, so, daß man drei Stunden lang nicht wußte, wohin beide gekommen wären: bis sie zufälliger Weise unter einem Baum angetroffen wurden. Hier hätte Judas freilich auf der Stelle seine Gewalt und Gerechtigkeitspflege ausüben können; er fand es aber nicht für dienlich,

weil er bedacht war, zuerst eine allgemeine Ruhe herzustellen, und seinen Tron zu bevestigen. Glüklicher Weise tratt ein neuer Umstand ein, wodurch sich die Szene von selbst änderte. Der Admiral landete mit zwei erbeuteten Schiffen, und hatte eine Menge Gefangener am Bord.

Zehntes Kapitel.

Judas stiftet einen Adel, und die heilige Hermandad, und kreirt einen Prälato Domestiko, oder Tischnarrn.

Franz von Paula hatte bereits seinen Rapport abgelegt, und erkläret, daß er die beiden Schiffe auf einer Sandbank aufgebracht habe, und nur noch zu rechter Zeit gekommen sei, bevor die ganze Mannschaft verhungert wäre. Es waren allerdings sehr wakkere Leute, welche der Admiral mit gebracht hatte, Petrus der Dritte nämlich, König von Sizilien, der Kardinal Ximenez, Erzbischof von Toledo, der Jude Zedekias, Leibarzt Kaisers Karls des Kahlen, Ferdinand, König von Spanien und seine Gemalin Isabelle, Pabst Innocens IV, Eleonora, Königin von England, Hanno,

Bischof von Kölln, Kaiser Otto II, Isabelle, Königin von England, der Herzog und Kardinal von Lerma, Eleonora Tellez, Königin von Portugall, nebst mehr andern. In Warheit, eine schöne Gesellschaft, rief Judas auf, nachdem er sich den kurzen Lebenslauf eines jeden hatte erzälen lassen. Allerdings, Sire, erwiederte der Hofnarr; (denn man muß wissen, daß er allemal bei einem jeden wichtigen Staatsgeschäfte auch zugegen war, und sein Votum ebenfalls dazu zu geben hatte; denn Judas konte zur selbigen Zeit eben so wenig ohne Narren sein, als es heut zu Tage einige seiner Nachfolger sein können.) Allerdings, Sire, sagte Franz von Assisi, und gewiß verdienen sie nicht nur das Zutrauen Eurer Herrlichkeit im vollesten Maße, sondern mein unmaßgeblichster, pflichtschuldigster, tiefniedrigster Rat wäre, sie durch kleine Gunstbezeugungen verbindlich zu machen; solche Leute bekömmt man nicht alle Tage, und Belonungen muntern auf. Man macht die Leute durch Geschenke zu allem aufgelegt; das muß ich als ehemaliger Ordensmann am besten wissen. Ich dächte also, weil Eure Herrlichkeit ohnehin jederzeit gewont sind, Verdienste landesväterlich zu belonen — — kein Wort weiter! fiel Judas

ein; es ist schon beschlossen. Mein Plan lag schon lang in meinem Gehirn; nun, da ich taugliche Subjekte habe, soll er ausgefürt werden. Judas nämlich hatte schon lange gewünscht, erstens seinen Hof durch viele bordirte Müßiggänger recht glänzend zu machen, und zweitens viele solche Hofherrn um sich zu haben, die ihm als getreue und untertänigste Vasallen lauter schöne Dinge vorsagen möchten; denn wenn schon in seinem Reiche alles drunter und drüber ging, so wünschte er doch, daß man ihn loben, und den gerechtesten, den gelertesten, den weisesten und den menschenfreundlichsten Monarchen nennen möchte. Um nun dieses seines Wunsches, sowol was den erstern, als was den zweiten Punkt betrift, recht gewiß gewärt zu werden, hatte er schon lange den Plan entworfen, in seinem Lande einen recht zalreichen Adel einzufüren, die einträglichsten und wichtigsten Chargen mit demselben zu besezzen, die Kavaliers gleichsam als eine Besazzung vor alle Tore seines Palastes hinzustellen, und weil man doch immer von nichtadelichen Bürgern so verdrießliche Dinge von schlechten Staatsverwaltungen, Ungerechtigkeiten, Bedrükkungen rc. hören muß, wodurch man aus seinem guten Humor ge-

bracht wird, mittelst dieser wachsamen und getreuen Diener alle schlechten Leute, welche etwa ihre Not oder erlittenes Unrecht dem Herrn selbst klagen wollten, gleich vor den Toren des Palastes abzuweisen, und keinen gemeinen Mann mehr vor sich zu lassen. Auf der Stelle ließ Judas diesen seinen Entschluß in seinem ganzen Reiche bekant machen, mit dem gnädigsten Beisazze, daß, weil er jederzeit ware Verdienste geschäzt habe, ein jeder in seinem Reiche, der eine so hohe Würde und Belonung durch irgend eine ausserordentliche Tat verdient zu haben glaubte, die Freiheit haben sollte, sich zu melden, und um einen so hohen Rang zu bewerben.

Kaum war diese höchst landesväterliche Verordnung im Lande bekant worden, so lief von allen Seiten eine so fürchterliche Anzal Bitschriften um die Erhebung in den Adelstand ein, daß Judas samt seinem Hofnarrn beinahe nicht Zeit genug fand, sie zu lesen. Der eine fürte zum Beweise, daß er diese Belonung verdient habe, nicht seine eigenen, sondern die Verdienste eines seiner **Urgroßältern** an, der schon vor zweihundert Jahren gelebt hätte, und den, so wie

dessen

dessen Taten oder Verdienste keine Seele mehr kante. Ein anderer rümte sich, daß er weiland bei seiner päbstlichen Heiligkeit **Alexander VI.** Bulbriefe bestellt habe; ein Dritter sagte, daß er im Reiche der Lebendigen Kammerdiener gewesen, und seinem gnädigen Herrn zwölf voller Jahre hindurch zu dessen vollkommenster Zufriedenheit die Haare gekräuselt habe. Ein jeder aus ihnen konte sich unter der glorwürdigsten Regierung eines Judas zum Adelstande die gerechteste Hofnung machen. **Cåsar Borgia**, ein würdiger Sohn seines Papas Alexanders VI. war seiner ritterlichen Taten und grossen Politik wegen hinlänglich bekannt. Er hatte seinen eigenen Bruder, den Herzog von **Gandia**, ermordet, den meisten italiänischen Herrn mit Gewalt ihre Länder geraubt, und als sie ein Bündniß wider ihn errichtet hatten, ihnen in den freundschaftlichsten Ausdrükken einen Kongreß zur Festsezzung eines ewigen und dauerhaften Friedens, und guten Verständnisses vorgeschlagen, sich aber, als sie eben im Begrif waren, die Sache mit der besten Gesinnung zu schlichten, in ein Nebenzimmer zu einer geheimen Unterredung mit ihnen begeben, wo schon zuvor bestellte Häscher sie er-

griffen, erdrosselten, oder ihnen den Giftbecher reichten — wie gesagt, dieser Held war dem Judas schon zu bekannt und beliebt, als daß er außer diesen Taten einer weitern Empfelung bedurft hätte. Aeulicher Verdienste rümte sich Otto II. Er hatte einst im Vatikan eine grosse Tafel gegeben, wozu die vornemsten Römer geladen wurden. Alles war über die außerordentliche Gnade und Wolgewogenheit Ottos höchst entzükt, und ließ sichs herzlich schmekken; aber als sie eben in ihrem größten Appetit waren, flogen unvermutet ihre Köpfe vom Rumpf. Es hatten sich nämlich Soldaten hinter sie hergeschlichen, welche die Ordre ihres Herrn Prinzipals, der sich durch diese bequeme Gelegenheit für einen heimlichen, schon lange gegen sie gefaßten Groll schadlos halten wollte, mit dem entblößten Säbel befolgten.

In Wahrheit, rief Judas halb erstaunt auf, trefliche Subjekte, außerordentliche Verdienste, um eine gute Monarchie herzustellen; Aber unter allen hat Cäsar Borgia den Vorzug. So listig die Sachen durch einander zu treiben! Beinahe sollte ich auf seine Verdienste eifersüchtig sein! Er ist mein Mann. Er soll künftig mein erster Konferenzminister sein. Einen bessern bekomme ich

in Ewigkeit nicht. Das ist allerdings richtig, versezte der Hofnarr, der außerordentlichen Genies giebts nicht gar zu viele. Aber küne, unternemende und geschikte Menschen giebts dann doch immer genug. Photius, ehemaliger Patriarch zu Konstantinopel, dessen Bitschrift ich da eben lese, ist gewis nicht zu verachten. Was der Mann Feinheit hatte, was er für Kunstgriffe brauchen mußte, bis er sich als ein Laie zur Würde des Patriarchats hinauf schwang! So sehr sich der alte ehrliche Patriarch Ignatius verteidigte, und bewies, daß er seinen Stul rechtmäßiger Weise besizze, und sich desselben nicht durch das geringste Verbrechen unwürdig gemacht habe, so half doch alles nichts. Ignatius, der sich noch obendrein erfrecht hatte, sich wider ein gewisses Laster des Kaisers ungebürlich herauszulassen, wurde in einem Kerker gestekt, nachher ins Elend geschikt; und Photius saß, obwol er kein Geistlicher war, als Patriarch auf dem Trone. Aber er war auch klug und hatte Welt genug, gegen die Blutschänderei des Kaisers Michaels nicht ein Wörtchen zu sagen. So ists recht, fiel ihm Judas eifrig ein; das ist ja immer meine Meinung; solche

getreue Vasallen wünsche ich mir eben! darum errichte ich auch jezt einen Adel.

Izt las Judas weiter in den Bitschriften, und entdekte zu seiner größten Freude eine Menge Subjekte, wovon er eines zu seinem erhabenen Zwek für tauglicher hielt, als das andere. Einer aus diesen unterschrieb sich **Ximenez**, weiland Kardinal und Erzbischof von Toledo. Ein feiner Politikus, sagte Judas; ein warer Staatsmann! der könte mir auch mein eigenes Reich erweitern helfen. Hat er es so weit bringen können, daß der Pabst dem König **Ferdinand** ganz Afrika schenkte, obwol Afrika dem Pabst niemals gehörte, so wird er mir wol auch einen so wichtigen Dienst leisten können. Es ist warlich die allersimpelste und leichteste Methode zu Ländern zu gelangen. Ein anderer, **Petrus der Dritte**, König und Stifter der sizilianischen Vesper, ward von Judas, der Naivete seines Geistes wegen, besonders gut aufgenommen. Nicht weniger **Ferdinand**, König von **Spanien**, welcher gleich bei seiner Ankunft ins Reich der Todten vom Kopf bis zu den Füssen mit päbstlichen Bullen, Filianzbriefen und Ablaßdekreten behängt war, und in dieser Stellung seine andächtige **Isabella** am Arme einherfür-

te. Judas hatte schon bei der ersten Revüe, die er mit den angekommenen Fremdlingen vorgenommen hatte, vernommen, daß dieser Ferdinand mit Beihilfe seiner Isabella gegen alle Juden zur größern Ehre Gottes mit größter Härte verfaren, und sie, nachdem sie hinlänglich gequält worden waren, aus seinem Reiche vertrieben habe, wofür ihm dann der Pabst, der bekantermaßen tugendhafte, christliche Handlungen nie unbelont läßt, der ausgeübten Grausamkeit wegen, den Titel eines katholischen Königs beigelegt hat. Auch der Herzog und Kardinal von Lerma, welcher es bei Philipp III, Könige von Spanien, so weit gebracht hatte, daß die arbeitsamsten Untertanen, die Maranen, aus dem Königreiche vertrieben wurden, hatte das Glük, sich das gnädigste Wohlgefallen des Judas in einem so hohen Grade zu erwerben, als der Leibarzt Zedekias, welcher seinen König auf seiner Zurükkunft von Italien nach Frankreich mit Gift von den Beschwerlichkeiten dieses Lebens befreit hatte. Als die Bitschrift des Pabstes Innozens des IV. und zugleich sein darin angefürtes Merit, daß er mit Hilfe der übrigen hochwürdigen Geistlichkeit Sanctius II. glüklich vom Trone gestürzt habe, vorgelesen wurde, fing

Judas an, eine bedenkliche Mine zu machen, noch mehr aber, als er sah, daß sich der Bischof **Hanno von Kölln** damit empfal, daß er dem Kaiser **Heinrich dem Dritten** schlechterdings niemals gestattet, an Festtagen seine Krone ohne Erlaubniß seines Beichtvaters aufzusezzen, und daß er einst dem Kaiser, als dieser den Beichtvater bei dem Bischofe verklagte, derb abgeprügelt habe. Das kann ich eben nicht billigen, sagte Judas; wenigstens izt nicht, seitdem ich selbst ein Reich habe. Abgeprügelt möchte ich von einem Bischofe in Warheit nicht werden. Aber der Hofnarr wußte ihm so gründliche Gegenvorstellungen zu machen, und die Handlungen des Pabstes und des Bischofes in einem so vorteilhaften Lichte zu zeigen, daß Judas endlich nachgab, von ihren grossen Fähigkeiten überzeugt wurde, und auch diesen beiden, so wie allen vorigen, von demjenigen der entweder blos die Verdienste seiner Urgroßältern aus Mangel eigener Verdienste angefürt, oder der dem Pabst Alexander VI. Bulbriefe bestellt hatte, angefangen, bis auf den Leibarzt Zedekias, den Adel wirklich zu erteilen beschloß.

Die Sache war nun also festgesezt, und sollte ohne Verzug ausgefürt werden. Allein

als Judas eben dazu Befel geben wollte, fiel es ihm ein, daß man den würdigen Leute unnotwendig ein Diplom erteilen müsse, ohne welches der Adel unmöglich bestehen kan, daß man aber hiezu eben so notwendig einen Notarius publikus approbatus, immatrikulatus und Juratus haben müsse, welcher die Diplomen ausfertige, und mit seiner alles beglaubigenden Unterschrift und Insiegel versehe, damit sie ihre völlige Gewißheit und Rechtskraft erlangen. Wem sollt' ich nun dieses wichtige Amt anvertrauen? fragte Judas, wer ist fähig, würdig dazu? Weißt du keinen wakkern Mann! aus einem heiligen Orden? Diesen Leuten glaubt man ohnehin alles; sie stehen im Rufe der Heiligkeit. Bitte um Vergebung, erwiederte Franz von Assis, was die Heiligkeit, oder vielmehr den Ruf derselben betrift, will ich zwar nicht widersprechen. Aber ein Notarius, denke ich, muß ein Mann von grossen Kentnissen und Wissenschaften sein; und Wissenschaften sind die Sache der Ordensgeistlichen nicht; sie streiten gegen die heilige Klosterregel. Wunderlich, sagte Judas, befielt dann die Klosterregel, dumm zu sein?

Judas war wirklich in einer Art von Verlegenheit, wem er das Amt eines No-

tarius geben sollte, als ihm zum Glük ein Mann beifiel, von dem er sich einst viel über Jus kanonikum, Kirchengeschichte und Diplomatik gehört zu haben erinnerte. Ich kenne zwar den Menschen nicht, sagte er zu sich selbst, und weis nicht, was an ihm ist. Aber unstreitig ist er ein feiner Kopf, ein Mann von Wissenschaft, ein Genealogist. Er schwazte so viel. Der soll Notarius sein. Dieser Mann von Wissenschaften und Politik war der berümte Jesuit **Germonius**, welcher einst, da er auf der Oberwelt herumwanderte, zu Gunsten des römischen Hofes und Beförderung des römischen allein seligmachenden Glaubens allerlei wichtige Urkunden verfälschte, und unter andern einer Stelle des heil. **Hilarius von Poitou**, im zweiten Buche von der heil. Dreieinigkeit, mit Hilfe des Beichtvaters **Ludwigs XIV. Le Tellier**, glüklich einen andern Sinn gegeben hat, so daß, da sie zuvor folgende Worte enthielt: Ita poteſtatis dignitas non amittitur, dum carnis humanitas *adoptatur*, nun sehr schön die Worte dafür in dem Koder stunden: dum carnis humanitas *adoratur*. Judas wußte kein Wort davon, daß dieser geschikte Mann einen so künstlichen Streich ausgefüret hatte, noch, daß er ein

Jesuite sei; hätte er das gewußt, so würde er über die Wahl eines Notarius unstreitig nie in Verlegenheit geraten sein. Selbst im ganzen Reiche des Judas fiel es keinem Menschen bei, daß er ein Jesuite sei, obwol er sich schon seit geraumer Zeit daselbst aufgehalten hatte; denn er trug weltliche Kleider. Eigentlich war er ein heimlicher Emissar, und sein Geschäft war einzig und allein, alles, was im Reiche des Judas vorging, auszuspioniren, so wie noch heut zu Tage in katholischen und protestantischen Ländern verkappte Jesuiten in weltlichen Kleidern als Spionen häufig herumgehen. Der heilige **Ignaz Loyola** nämlich, Stifter des berümten Jesuitenordens, hatte, sobald als er auf der Oberwelt gestorben, und in die Unterwelt gekommen war, alsogleich in Gesellschaft mit andern berümten Jesuiten, weil dergleichen Leute auch nach dem Tode unmöglich ohne Herrschaft sein können, in dieser Unterwelt ein neues Reich gestiftet, welches von dem Reiche des Judas ganz abgesondert war, und von dessen Existenz weder Judas, noch irgend einer seiner Untertanen das geringste wußte; so geheim hatten die Jesuiten die Sache zu halten gewußt. Gleichwie aber ein Jesuit an **einem** Reiche niemals genug hat, so war die ganze

Absicht Loyolas, welcher mit den übrigen Jesuiten an einem unbekanten Orte unbemerkt wonte, darauf gerichtet, den Judas nach und nach zu schwächen, zu stürzen, und auf diese Art sein Reich mit leichter Mühe an die Jesuiten zu bringen. In dieser Absicht sandte er den durchtriebenen Mitbruder **Germonius** als einen Spion dahin ab, mit dem Auftrage, alle Masquen anzunemen, welche er zu seinem Zwek für dienlich erachtete, sich in alle Familien einzuschleichen, bei den Freigeistern den Freigeist zu spielen, bei den Betschwestern den Betbruder, auf diese Art alle Geheimnisse zu ergründen, fleißig alle Absichten und Unternemungen des Hofes zu beobachten, sich die Ministers zu Freunden zu machen, und ihm alles zu rapportiren, auch es ihm zu melden, wenn er es für schiklich hielte, zum Sturze des Judas etwas Wichtiges zu unternemen. Auf solche Art war also Germonius viele Jahre lang **unbemerkt** ein **gefärlicher** Mann im Staate, bis er endlich von Judas aus dem Staube hervorgezogen, und durch eine gnädigste Promozion in den Stand gesezt wurde, noch **gefärlicher** zu sein. Das Dekret als Notarius wurde ihm auf der Stelle erteilt, und mit demselben alle Freiheiten und Vor-

rechte, falschen Urkunden vollen Glauben zu verschaffen, geschehene Schurkereien unter seinem Zeugniß und Insiegel als rümliche Taten vorzustellen, und erschlichenen Privilegien, Diplomen, Testamenten ꝛc. eine förmliche Rechtskraft zu erteilen.

Kaum war er in dieses Amt mittelst des besagten Dekrets und Insiegels und Notariatszeichens eingesezt, so war auf Befehl seines Herrn sein erstes Geschäft, für diejenigen, welche Judas in den Adelstand erhoben wissen wollte, die Diplomen zu schreiben, und er fertigte sie um so lieber aus, da es teils lauter küne, unternemende, teils aber im höchsten Grad einfältige und andächtige Leute waren, von denen er sich mit der Zeit für den heiligen Jesuitenorden alles versprach, und die er sich durch eben diese Gelegenheit recht verbindlich zu machen hofte. Er sezte also die Diplome in so schmeichelhaften Ausdrükken auf, daß die neuen Edelleute, als sie selbige lasen, beinahe ihren Augen nicht trauen wollten, und Germonius von der Stunde an ihr Abgott ward.

Wer war entzükter als Judas, als das sämtliche neue Corps diplomatique zur Bezeugung seiner gränzenlosen Dankbarkeit ihm seinen untertänigsten Handkuß abstattete, und

er nun seine Regierung durch einen so auser⸗lesenen Adel verherrlichet sah? Alsogleich tat er, um dem Werke noch mehr Glanz und Dauer zu verschaffen, noch einen Schritt weiter, und schenkte ihnen beträchtliche Gü⸗ter und Herrschaften. Er teilte einige Ter⸗rains in gewisse Distrikte ein, sezte seine Lieblinge als Herren darüber, doch mit dem Vorbehalt, daß er sie ein⸗ und absezzen kön⸗ne, überließ ihnen die Nuzniessung; gesellte noch überdas einem jeden einige von seiner Mannschaft als Sklaven bei, damit sie bei langer Weile nach Standes Gebür etwas zu tyrannisiren hätten, und fürte auf solche Art das Lehensystem ein.

Meine Leser haben bereits gehört, daß Judas den Adel nicht blos aus Prachtliebe, und um seinen Hof recht glänzend zu ma⸗chen, sondern zugleich aus einer noch wich⸗tigern Ursache eingefürt habe, nämlich weil ihm bisher die Klagen seiner Untertanen sei⸗nen guten Humor so oft raubten, und er nun durch Errichtung des Adels dieser Unbe⸗quemlichkeit zu steuern gedachte. Er hofte, wenn er seine Regierungslast mit diesen ge⸗treuen Vasallen teilte, so würde alles in den besten Zustand versezt, und unter allen Untertanen seiner Staaten eine allgemeine

Zufriedenheit hergestellt werden. Allein wider alles sein Erwarten nam die Sache eine ganz entgegengesezte Wendung. Die Edelleute, sobald sie die Gunst ihres Herrn, und ihre unumschränkte willkürliche Macht fülten, wurden übermütig; sie fingen an, alle Ge-Geschäfte unter sich selbst zu schlichten, ohne den Regenten das geringste von jenen Verordnungen und Anstalten wissen zu lassen, die sie unter seinem Namen machten; alle wichtigen Aemter wurden mit ihren Kreaturen, Schmeichlern, Unwissenden, Scheinheiligen, Stuzzern und Müßiggängern besezt, und alle suchten ihr Amt nur zu verwalten, um grosse Einkünfte daraus ziehen zu können. Zu diesem Ende wurden Steuern über Steuern, Abgaben über Abgaben aufgelegt, der gemeine Mann wurde bis aufs Blut ausgesaugt, die größten Ungerechtigkeiten mußte er ertragen, die beschwerlichsten Frondienste tun, die kostbarste Zeit versäumen, ohne dafür schadlos gehalten zu werden, und jeder Friseurjunge oder Barbierbursche, der irgend einen gnädigen Herrn bediente, durfte den arbeitsamsten, nüzlichsten Bürger ungestraft drükken, beschimpfen, betrügen und beleidigen, ohne daß er das geringste dabei zu befürchten hatte; denn wer sich die Freiheit heraus-

nam, dagegen klagen zu wollen, der wurde von dem hohen Adel ohne Gnade entweder zu einem langwierigen schimpflichen Arrest, oder zu Stokschlägen, oder auf einige Jahre zu Schanzarbeiten verdamt, oder auf andere Art empfindlich gestraft. Diese willkürliche, despotische Regierungsart erregte eine allgemeine Gärung unter dem gemeinen Publikum, und alles war wider diese seltsamen Handhaber der Gerechtigkeit im höchsten Grade erbittert. Alles schrie und fluchte laut darüber; und es verging kein Tag, an welchem nicht bald an einem der Paläste der Grossen, bald an dem Schlosse des Judas selbst die ärgsten Pasquille angeheftet wurden. Sogar im Auslande wurde diese drükkende Verfassung bekant, und es kam beinahe kein Journal heraus, in welchem nicht irgend ein in den Staaten des Judas begangener Schurkenstreich mit beissenden Anmerkungen erzält, und die Regierung aufs heftigste mitgenommen wurde. Der ganze hohe Adel geriet dadurch, wie natürlich, in die äusserste Wut; er konte sich wol vorstellen, daß man von seinen Handlungen im Auslande nichts wissen würde, wenn nicht einige Inländer ihnen die Sache berichteten. Aber umsonst gab man sich alle Mühe, die Einsender aus-

zukundschaften, umsonst spie man Feuer und Gift und Galle umher, umsonst bedrote man die Frevler, welche künftig dergleichen höchst-aufrürische Majestätswidrige Dinge gegen die Regierung (denn die Grossen beliebten damals ihre Ungerechtigkeiten Regierung zu nennen) entweder schreiben, oder reden würden, mit den empfindlichsten Strafen; der Lärm des Publikums wuchs von Tage zu Tag; Mißvergnügen, Verwünschungen, Flüche ertönten auf allen Strassen, in allen Häusern, und die Gärung wurde um so grösser und fürchterlicher, als auch auf der andern Seite die Gewonheit, blos nach seinem eigenen Belieben zu handeln, und die Tirannei zunamen.

Der Lärm war zu groß, als daß er nicht endlich bis zu den Ohren des Judas gedrungen sein sollte, obwol sich bisher die Edelleute alle Mühe gaben, ihm alles Unangeneme sorgfältig zu verbergen, und ihm tausendmal vorsagten, daß sich seine Untertanen äusserst beglükt schäzzen, unter seiner weisen und milden Regierung zu leben. Judas hatte einst bei Gelegenheit eines Spazierganges, den er dasmal ohne Vorwissen des Adels incognito vornam, auf allen Strassen, wo Leute beisammen stunden, so viel Klagen über eine

schlechte Regierung, über Erpressungen und Ungerechtigkeiten, so viel Erbitterung über den Adel und ihn selbst angehört, daß ihm die Haut schauderte, und er alsogleich, wie wenn ihn ein Gespenst erschrekt hätte, in größten Schrekken und Verwirrung nach Hause eilte. Als er seinen Palast erreichte, fand er an einer Ekke desselben, welche gewönlich von keinem Gardisten bewacht wurde, einen Zettel, welcher an die Mauer angeklebt war, er riß ihn ab, trug ihn mit sich in sein Kabinet, fing an zu lesen, und sieh! es war ein Pasquill, worin der Pöbel seine aufs höchste gestiegene Ungeduld in den bittersten Ausdrükken äusserte. Judas wurde sogar bedrohet, daß seine sämtliche Untertanen das Joch abschütteln wollten, wofern er keine Aenderung in der Regierung vorneme, und die ungerechten Edelleute', wie sie sich ausdrükten, von allen Staatsgeschäften ausschliessen würde.

Man kan sichs vorstellen, wie groß die Erschütterung war, welche eine so unerwartete Nachricht in dem Gemüte des Judas hervorbrachte; und man kan sichs eben so gut denken, wie weit grösser noch die Ueberraschung, Verlegenheit und Wut der Edelleute gewesen, als ihnen Judas seine gemachte

machte Entdekkung eröfnete, und sie also sa=hen, daß er nunmehro von dem waren Zu=stande seines Reichs unterrichtet sei. Zum Glük waren sie in den Künsten des Hofes schon so weit gekommen, daß sie bei Erzä=lung ihrer Taten nicht einmal erröteten, noch stotterten, noch die Farbe veränder=ten, noch andere Zeichen eines bösen Ge=wissens von sich gaben. Ja sie hatten diesel=ben vielmehr so gut gelernt, und waren dar=in schon so geübt, daß sie izt, als ihnen Ju=das Vorwürfe zu machen anfangen wollte, in das äusserste Erstaunen über den ausser=ordentlichen Frevel des übelgesinnten, höchst boshaften Pöbels ausbrachen, und unter tausend heiligsten Versicherungen ihrer gänz=lichen Unschuld mit größter Heftigkeit in Judas drangen, und ihn beschwuren, diese aufrürischen Gesinnungen und Staatsverbre=chen des schlechten Haufens empfindlich zu strafen, und ihnen (dem Adel) die ge=bürende Satisfakzion mildest angedeihen zu lassen.

Ihre Beredsamkeit war so groß, und die Beweise, womit sie ihre Unschuld, und im Gegenteile die unerhörte Bosheit der Un=

tertanen schilderten, so gründlich, daß Judas selbst davon überzeugt wurde, und nun, da er anfangs ein Mistrauen auf den Adel zu sezzen began, vielmer dasselbe auf das Volk warf, und höchlich darüber entrüstet wurde, daß die Untertanen so **vermessen** seien, sich über Ungerechtigkeiten zu beklagen. Was ist aber zu machen? fragte er, wie kan dem Unfuge gesteuert werden? Der Adel beeiferte sich sogleich in die Wette, ihm hundert der auserlesensten Ratschläge zu geben, und alle stimten darin überein, daß man ein Exempel statuiren, und mit Feuer und Schwert darein schlagen müsse. Wenn nur nicht wir selbst dabei Ohrfeigen bekommen, sagte Judas; ist mir übrigens alles recht. Jezt trat aber die hochwürdige Geistlichkeit auf (denn meine Leser haben bereits gehört, daß Judas auch die Bischöfe, Kardinäle, und Päbste, die sich um den Adelstand gemeldet, in denselben versezt, und folglich einen **Adel**- und einen **Prälatenstand** eingefürt habe), und gaben dem Projekte durch Zusäzze und Wendungen eine volle Kraft und Festigkeit. Judas bezeugte alsogleich sein gnädigstes Wolgefallen darüber, und entschloß sich auf der Stelle, nach ihrem Entwurfe einen **Kirchenstaat**, und mit demselben zur grössern Beförderung der Frömm-

migkeit und des **Glaubens**, und zur Dämpfung aller üblen Nachreden die **Bigotterie** einzufüren.

Kaum hatte der Prälatenstand diesen Entschluß vernommen, als sich unter ihm eine Menge Mitwerber um kirchliche Würden, vorzüglich aber um die oberste Würde eines Pabstes meldeten. Beinahe hätte sich Judas bewegen lassen, **Innozens den IV.** zu diesem Amt zu erwälen, indem derselbe gar so zudringlich darum ansuchte, und aus seinem ehemaligen Lebenswandel mit den überzeugendsten Gründen dartat, daß er zum **Herrschen** geboren sei. Allein er erinnerte sich noch eben in Zeiten, daß derselbe einst den Regenten so gefärlich gewesen, und fürchtete sich also auch im Reiche der Todten nicht ohne Grund für seinen Tron. Auch die Bitte des Erzbischofes **Hanno** verwarf er, denn er erinnerte sich an die Schläge, welche einst der Käiser von ihm bekommen. Er faßte also einen kurzen Entschluß, und gab die Schlüssel zum Himmelreich dem Franziskus von Assis: denn, sagte er, Franziskus ist dumm, wie ein Fisch, und heilig noch obendrein: der wird mir auf der einen Seite nicht schaden, auf der andern aber durch seine Heiligkeit der Kirche Ehre machen.

Franz bestieg nun wirklich den päbstlichen Stul, und glaubte, unter dem Schuzze des Judas gänzlich darauf gesichert zu sein; als auf einmal ein alter Einwoner des Reiches der Todten, Pabst **Gregor VII.**, der schon lange daselbst unbemerkt ohne Amt gelebt hatte, dessen Herrschsucht aber unmöglich einen weltlichen oder geistlichen Monarchen über sich leiden konte, feierlich auftratt, Franzen einen unrechtmäßig Erwälten nante, ihn exkommunizirte, und sich selbst auf den heiligen Stul dringen wollte. Dieses war also das erste **Schisma**, welches sich unter der glorwürdigsten Regierung des Judas zu grösserer Erbauung der Gläubigen in der heiligen Kirche entspan. Der Streit wurde so hizzig, daß sich Judas endlich genötiget sah, **Gregor** den VII. als einen Majestätsschänder und Schismatiker verurteilen, und endlich noch zur Gnade zu einem ewigen Festungsbau verdammen zu lassen.

Da Judas auf solche Art eine so grosse Promozion in Spiritualibus vorgenommen hatte, so erhielt der Admiral **Franz von Paula**, obgleich abwesend, indem er auf Werbung ausgegangen war, bei dieser Gelegenheit von Franz von Assis, dem dermaligen Pabst im Reiche der Todten, mittelst eigenen

sub annulo Piscatoris ausgefertigten Breve die ansehnlichste Stelle eines Prälato Domestiko, mit dem allen diesen Herrn eigenen Vorrechte, die Tage seines Lebens hindurch, müssig gehen zu dürfen.

Ungeachtet nun in Judas Reiche der Kirchenstaat auf dem Felsen des heil. Franz von Assisi unerschütterlich feststund, und also das Volk wenigst aus Bigotterie sich enthalten sollte, gegen die Regierung und Anstalten des Judas zu schmähen, so hörte doch das Misvergnügen und Murren nicht auf, sondern wurde vielmer immer stärker. Es kam wirklich so weit, daß der hohe Adel auf desperate Mittel verfallen mußte. Hierin wußte nun freilich die hochwürdige Geistlichkeit am besten und geschwindesten Rat. Man muß schlechterdings die heilige **Hermandad**, oder **Inquisizion** einfüren, hieß es; der Frevel nimt sonst kein Ende. Das Projekt wurde sogleich dem Judas vorgelegt, und von ihm gebilliget. Diejenigen, welche schon zuvor im Verfolgen der Menschheit geübt waren, **Petrus der dritte** von Sizilien, **Ferdinand** von Spannien, **Ludwig VII.** von Frankreich rc. wurden **Familiares** der heiligen Hermandad, welche die Gesinnungen und Reden der Einwoner ausspionniren, und bei dem

heil. Kezzergericht angeben mußten; der Bischof **Hanno**, der Kardinal von **Lerma** und die übrigen Geistlichen wurden indessen Inquisitoren, und der verkappte Jesuit **Germonius** zum Sekretär und Archivar der heil. Inquisizion ernant. Der Leibmedikus **Zedekias** aber, weil er sich so gut aufs Giftmischen verstund, wurde heimlich vom Germonius in die Dienste des heil. Jesuiterordens genommen. Alle verrichteten ihr Amt so gut, daß schon in zweien Tagen ein grosser Teil arbeitsamer Untertanen, welche die Ungerechtigkeit der Grossen nicht ertragen wollten, ad correctionem salutarem in düstern Gefängnissen schmachtete.

Eilftes Kapitel.

Die Sizilianische Vesper-Spizbübereien, und der heilige Jesuitenorden.

Wärend daß alles dieses im Reiche des Judas vorging, kam Franz von Paula, und nunmer zugleich Prälato Domestiko mit neuen Kolonisten an. Es war allemal das erste Geschäft des Judas, daß er, so oft eine neue Lieferung ankam, sich die Leute vorfüren ließ. Er wußte zu gut, daß in dem Reiche der

lebendigen noch überaus viele seiner Anverwandten herumwanderten, und allentalben zrrstreut sejen. Er war daher jederzeit äusserst begierig, ob sich nicht unter denen, welche in das Reich der Todten ankamen, einer aus seiner Familie darunter befinde. Diesmal hatte er auch seine Revüe nicht umsonst vorgenommen.

Ein kleines, krumbeinigtes, auf eine Stelze gestüztes Männchen hüpfte unter den übrigen, welche Franz von Paula vorfürte, dem Judas entgegen, und machte ihm ein artiges Kompliment. Dieser, in der Meinung, daß es ein armer Bettler wäre, holte eine Kupfermünze aus der Tasche, um ihn damit zu trösten. Das Männchen nam sie aber nicht an, und bot im Gegenteile dem Judas seinen ergiebigen Schaz dar, der erst ans Land gebracht werden mußte. Wer seid ihr? fragte Judas, da man an eurem Anzuge nur einen armen Pilgrim erkennen kan. Ich bin **Ignaz von Loyola**, der Stifter des berümten Ordens der Jesuiten, sagte das Männchen, und suche hier mit allen meinen Schäzzen, welche ich aus Portugal mitgebracht habe, Schuz und Zuflucht. Ein Jesuit! schrie Judas auf, tausendmal wilkommen, mein Herzensfreund, sagte er, und um-

armte und küßte ihn aufs zärtlichste. Und ganz alleine? Nicht doch, sagte Loyola, ich habe einige wakkere Männer bei mir. Der eine ist Pater **Neidhardt**, der Liebling der Königin **Maria Anna** von Spanien; es wurde zwar die Königin wegen ihrer Zuneigung gegen ihn bei dem Volke so sehr verhaßt, daß man, um die vorige Ruhe wieder herzustellen, den Pater Neidhardt aus dem Lande verweisen mußte: aber der gute Pater war ganz unschuldig, und nur die Feinde des Jesuiterordens hatten so gottlose Verläumdungen gegen ihn ausgestreut, welche der dumme Pöbel zulezt gar geglaubt hatte. Ein Beichtvater muß doch mit seinen Beichtkindern ein bischen vertraut sprechen, und man muß hieraus nicht sogleich etwas Böses argwonen. Die Königin war freilich ein bischen verliebt, aber nicht in den Pater Neidhardt, dafür beware der Himmel! sondern eigentlich in ihren Großstallmeister von **Valenzuela**, der zur nämlichen Zeit nach den Philippinischen Inseln verwiesen ward, als die Königin nach Toledo wandern mußte. Auf diese Art geschah denn dem lieben Neidhardt so sehr Unrecht. Ich bedaure ihn, sagte Judas, so giebts doch immer so verläumderische Zungen, welche den Jesuiterorden nicht leiden

können. Allein trösten Sie sich, mein liebster Pater Ignaz von Loyola, Sie finden auf der andern Seite wieder Freunde, welche ihre Ordenssöhne mit ausgespanten Armen aufnemen, und unter diesen schäzze auch ich mich glüklich, Sie an meiner Seite zu haben. Ich kenne Ihre Gesinnung, sagte Loyola; Sie sind unsere Hauptstüzze; ohne Ihren Beistand würden wir vieles in der Welt nicht ausfüren können. Darauf küßte und umarmte ihn Judas wieder. Sie sprechen allerdings die Warheit, erwiederte Loyola, was man auf der einen Seite verliert, wird auf der andern wieder gewonnen. Mein heiliger Orden steht in Portugal in solchem Ansehen, daß ich die Schäzze kaum unterbringen kann, welche allдort gesammelt worden. Dank dem frommen und gottesfürchtigen König **Johann III.**, welcher die Jesuiten zuerst in Portugal aufnam, und ihnen zu **Coimbra** das herrlichste Kollegium bauen ließ. Der muß ein recht heiliger Mann gewesen sein, sagte Judas; o, ja! erwiederte Loyola, er hat sogar die Inquisizion in seinen Landen eingefürt. Indeß wurden Kaffee und Tobakspfeifen auf den Tisch gebracht, und Judas entdekte dem Vater Ignaz seine Besorgniß wegen des Einbeuchs einer Unzufriedenheit seiner Unter-

tanen. Da nun die Jesuiten in solchen Fällen geübt sind, so diktirte Ignaz dem Judas die vortreflichsten Projekte, wodurch er sich in Ansehen erhalten, und seine Gegner mit der Zeit demütigen konte. Alle Vorschläge wurden genemiget, und Ignaz war bei dem Judas eben so gut das Faktotum, als es bei andern Familien und angesehensten Häusern die Beichtväter sind.

Der Leser wird vielleicht nicht begreifen können, auf welche Art denn der teure Mann Gottes, Ignaz von Loyola, der zuvor immer an einem einsamen Orte im Reiche der Todten lebte, so geschwind in das Reich des Judas gekommen. Es kam mir anfangs selbst sehr seltsam vor, und ich verfiel auf hunderterlei Gedanken, bis ich endlich in einer alten, noch ungedrukten Chronik die Sache näher erläutert fand. Diese Chronik meldet, daß Germonius, dessen allmächtige Notariatsfeder den hohen Adel in Judas Staaten erschaffen, oder wenigst beståttiget hatte, sich, sobald er den Despotismus des Adels, und das laute, überaus grosse Mißvergnügen des Publikums wargenommen, diese Gelegenheit begierig zu Nuzzen gemacht, auf der einen Seite durch Herumschleichen in den Häusern, durch Emissars, und durch allerlei ge-

heime jesuitische Künste die Unzufriedenheit des Volks nur noch heftiger angefacht, auf der andern Seite aber dem Ignaz durch eine eigene Staffette augenbliklich die Nachricht zugesandt habe, daß jezt, da das Mißvergnügen und die Gährung unter dem Volke aufs höchste gestiegen sei, Ignaz keine Minute versäumen sollte, nach den Staaten des Judas zu eilen, daß jezt, weil das Volk ohnehin höchst unzufrieden und aufgebracht, der bequemste Zeitpunkt vorhanden sei, den Judas zu stürzen, und seinen Tron zu besteigen; „und sollten auch, sezte er bei, unsere geheimen Absichten verraten werden, so wird es uns doch ein leichtes sein, durch den Kredit, in welchem Sie wegen Ihrer Heiligkeit stehen, die ganze Tat wegzuläugnen, so wie wir schon oft den unschuldigsten Leuten Ehre und Glük, Geld und Güter abgeläugnet haben.„ Loyola kam also in der Absicht, dieses grosse Projekt, mit Beihülfe des **Germonius, Neidhardt** und mererer Jesuiten auszufüren.

Indessen wurde das Geschrei des Publikums wider die Tirannei der Grossen und die Nachlässigkeit des Judas immer stärker und bitterer; keine Drohungen, keine Gefängnisse fruchteten; der Adel war bestürzt, in

der äussersten Verlegenheit, Judas fülte den tiefsten Gram, und ging voll Angst und Verwirrung herum. In dieser Verlegenheit verließ er seinen Pallast, ohne selbst zu wissen, wohin er gehen wollte, und geriet an einen Ort, den er seit seiner Anwesenheit im Reiche der Todten niemals betretten hatte.

In einer niedlichen Sommerlaube saß **Casimir I.** König von Polen, welcher einst fünf Jahre lang Mönch, und Abt zu Clugny in Frankreich gewesen war, nach seines Vaters Tode aber **mit päpstlicher Genemigung** die Regierung übernommen hatte. Judas besprach sich lange mit ihm, als er endlich auch auf den Stand der hochwürdigen Geistlichkeit zu sprechen kam. Seltsam, sagte er, ich bin Beherrscher dieses Landes, und wußte nicht einmal, daß diese Gegend bewont sei. Sind auch Mönche hier? fragte Judas weiter; diese Leute liegen mir gar nahe am Herzen: es simpathisirt ordentlich mit ihnen. Allerdings, antwortete Casimir, ist auch dieser Ort, so wie die ganze Welt damit überschwemmt. Sie werden es doch wissen, daß es schwarze, weisse, braune, graue, blaue Mönche von allen Farben und Gattungen gebe, wie sie zu Wien, nach dem System des Herrn Ritters **von Linnee** geschildert, in

Kupfer gestochen zu sehen sind. Die berümtesten aber, und die mit ihrer Dummheit am meisten Lärmen machen, sind wol die **Dominikaner**, oder die Weissen mit einem schwarzen Strich über den Rükgrad, wie die Elstern. Haben diese auch Frauen, fragte Judas weiter, wie es sonst bei jedem heiligen Orden gewönlich ist? Ich meine, ob auch Nonnen aus diesem Orden hier sind? Eine sehr grosse Anzal, erwiederte Casimir; es sind, so viel ich von ungefär erzälen gehört habe, eilftausend, und nennen sich **Ursulinerinnen**, lauter junge, schöne, wolgewachsene und blühende Mädchens. — Hier verlor Judas auf einmal die Farbe, und konte auf einige Minuten kein Wort reden. Wie sind dann aber gar so viele hieher geraten? fragte er endlich, als er sich wieder erholt hatte. Auf die allernatürlichste von der Welt, versezte Casimir, so wie jederzeit Mönche und schöne Mädchens zusammen kommen. Die Gemalin unsers mächtigsten und weisesten Beherrschers, **Ursula**, welche gegenwärtig Priorin des Ordens ist, ging einst mit ihrem Hofstaate, den eilftausend Jungfrauen spazieren, und da ihr die schöne Natur so wol behagte, geriet sie unvermutet in diese Gegend. Hier ging eben der berümte Dominikaner Johann

Tezzel, von Hause zu Hause herum, und sammelte gegen reichliche Ablässe, die er verkündigte zum Besten der päpstlichen Hofküche Steuern ein. Natürlich mußte ein so rüstiger wolgewachsener und durchgefütteter Mönch den Damen gefallen; er lokte sie mit sich, sie gingen freudig mit ihm ins Kloster, und da gefiels ihnen so wol, daß sie sich von dem heiligen Stamvater **Dominik** in den Orden aufnemen liessen. Sie sind zwar einsweilen nur Tertiarinnen, das ist, sie haben noch keine Klausur, sondern kommen ins Kloster so oft es ihnen beliebt, und gehen auch wieder, so oft ihre geistlichen Uibungen zu Ende sind; indessen sind sie doch wirklich den Klosterregeln unterworfen, und werden nächstens, wie ich höre, auch die Klausur halten, denn wirklich bauen die Dominikaner ein prächtiges Kloster für sie zunächst an ihr eigenes, damit keine Partei zu der andern einen zu weiten Weg habe.

„Hole der Henker das Heiraten, sagte Judas zu sich selbst im Weggehen; wenn man bei einer Gemalin, welche wirklich kanonisirt worden, vor Hörnern nicht sicher ist, wie wirds erst alsdann hersehen, wenn man ein anders, nichtheiliges Mädchen zur Frau nimt? Dacht ichs doch, es müsse etwas dahin-

ter sein, daß mir meine Gemalin seit einiger Zeit so frostig und zurükhaltend begegnete.„ Er konte sich unmöglich enthalten, selbst an den Ort hinzugehen, welchen ihm Casimir beschrieben hatte, um sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen. Kaum war er aber eine ziemliche Strekke weit gegangen, als ihm ein Frauenzimmer mit feuerroten Wangen und fliegenden Haaren entgegen flog. Retten Sie sich, Sire, schrie sie schon von weitem, retten Sie sich, oder Sie sind verloren. Ich habe mich beinahe aus dem Athem gelaufen, um Ihnen eine erschrekliche Nachricht zu bringen. Die Dominikaner haben es, ich weis nicht, durch wen, erfaren, daß Sie in Ihren Staaten eigenmächtig eine Inquisizion errichtet haben; darüber sind sie nun grausam aufgebracht; denn, sagen sie, **Wir** allein haben von dem Statthalter Christi das Privilegium erhalten, grausam zu sein; sie haben sich also förmlich gegen Sie erklärt, bereits unter sich selbst eine Gegeninquisizion errichtet, und sind im Begriffe, Sie im Namen der heiligen Hermandad aufzuheben, ins Gefängniß zu werfen, und Ihnen den Prozeß zu machen. — Judas stund unbeweglich und stumm bei dieser Erzälung da. Aber woher wissen Sie dann dieses Vorhaben?

fragte er endlich, wer sind Sie dann? Ich war, erwiederte das Frauenzimmer, als ich noch in der Oberwelt lebte, **Eleonora**, Königin von Frankreich; mein Gemal **Ludwig VII.** warf mir vor, daß ich so ausschweifend wollüstig seie, und gab mir deshalb einen Scheidebrief, worauf ich Königin in England wurde. Als ich starb, kam ich gleich hieher in diese Gegend; die Dominikaner sahen mich, ich gefiel ihnen; und gleichwie die Mönche ohnehin alle ihre Güter als bona communia besizzen, so behielten sie auch mich als ein bonum commune. Allein seitdem sie die Ursulinerinnen kennen lernten, sank ihr Vertrauen; sie wurden von Tage zu Tag gleichgültiger gegen mich; hingegen zärtlicher gegen die Ursulinerinnen —— Genug! sagte Judas; ich habe mer als zu viel gehört. Sakreblen! Meine Gemalin mir so ungetreu? Die Dominikaner eine Inquisizion gegen mich? Der Frevel soll gerochen werden. In diesem festen Entschlusse kerte er augenbliklich um, und eilte mit starken Schritten seinem Pallaste zu. Aber kaum näherte er sich demselben, als er alles im grösten Allarm fand. Hofherrn, Priester, Pöbel, alles schrie durch einander; es war ein förmlicher

licher Aufstand. Mit Not konte er, indem er von dem wütenden Pöbel nicht bemerkt wurde, zur Türe hinein schlüpfen, welche er im größten Schrekken hinter sich zuschlug. Den Soldaten gelang es endlich, die Rebellen zurükzutreiben, und die Wut ein bischen zu stillen. Izt trat ein sonst an Judas Hofe wichtiger Mann unter gewaltigem Schnauben in sein Kabinet, und erzälte ihm, daß er eben den Augenblik durch ein Mädchen, welches bei dem Jesuiten Germonius ziemlich vertraut war, folgendes schaudervolle Vorhaben entdekt hatte. Sir, sagte er, man war wirklich entschlossen, sie nicht nur vom Trone zu stürzen, sondern auch Ihnen das Leben zu rauben; und die saubern Herrn, welche dies vorhatten, waren die Jesuiten. Um die Ursulinerinnen den Dominikanern zu entreissen, und für sich zu gewinnen, und teils um blos in der Person eines Dritten zu handeln, reizten sie die Dominikaner zur Widersezlichkeit gegen Eure Herrlichkeit, stellten Ihnen vor, daß sie ihr Recht auf die heil. Inquisizion nicht so nachlässig aus den Händen lassen sollten, und brachten sie so weit, daß sie wirklich im Begrif sind, Eure Herrlichkeit von ihrem Inquisizionsgericht verurteilen zu

lassen. Noch mehr; sie hezten nicht nur das Volk wider Eure Herrlichkeit auf, um ihren Plan wenigstens auf eine Art auszufüren, wenn es auf der andern mißlingen sollte, sondern dungen sich auch den ehemaligen Fischhändler **Masaniello**, und den Schwertfeger **Annese**, beide aus Neapel, welche schon einst diese ganze Stadt in Aufrur gebracht hatten, um auch hier als schon geübte Anfürer der Rebellion ihnen zu dienen.

Halt ein, schrie Judas, das kan ich von den Jesuiten unmöglich glauben; wir waren doch bisher immer ein Leib und eine Seele. Sogleich ließ er den heiligen Ignaz zu sich rufen, und fing an, ihm darüber in einem raschen Tone Vorwürfe zu machen. Als aber dieser ihm **bei seiner priesterlichen Würde** versicherte, daß die Jesuiten ehrliche **Leute** und **Masaniello** und **Annese** von den **Dominikanern** gedungen worden seien, so glaubte er seinen Worten, und aller Zorn fiel einzig und allein auf die Dominikaner. Germonius aber fiel aus Gram, daß nun seine so schönen Plane verraten und vereitelt waren, in so heftige Paroxismen, daß er in zweien Stunden als ein Verräter aus dem heiligen Jesuitenorden gottselig verschied.

Allsogleich beorderte Judas sein ganzes heiliges von ihm errichtetes Inquisizionsgericht, um sowol die Hauptpersonen des Dominikanerordens, als auch alle, welche an der Verschwörung Teil hatten, empfindlich zu strafen. Er teilte seinen Hermandad alle seine Soldaten zu, diese fingen gleich an zu mezzeln, und so wurde dann unter seiner glorwürdigsten Regierung die zweite **Sizilianische Vesper** gespielt.

Die Inquisitoren machten mit den ihnen beigeordneten Soldaten die Sache so gut, daß sich Judas nicht enthalten konte, ihnen sein gnädigstes Wohlgefallen durch eine ausserordentliche Promozion zu bezeugen. Eben hatte zum Glük **Eleonora**, welche ihm zuerst die Verschwörung entdekt hatte, ihr grün seidenes Strumpfband in dem Tumulte verloren, und einer der Inquisitoren war so glüklich, es zu finden, und ihr zu überreichen. Dieses wichtige Faktum bewog den Judas, zum ewigen Andenken einen Ritterorden vom grünen Strumpfband zu errichten, und die Inquisitoren zur Dankbarkeit für ihre treugeleistete Dienste sogleich auf der Stelle mit den Zeichen dieses Ordens zu beehren. Er würde aber ungerecht gehandelt haben, wenn er nicht auch die vortrefliche Entdekke-

rin der Verschwörung nach Verdiensten belonet hätte. Ihr zu Gunsten errichtete er also ein Stift für adeliche Damen, und sezte sie dabei feierlich als Großpriorin ein. Die übrigen, welchen die Gnade zu Teil wurde, in diesem Stifte aufgenommen zu werden, waren: **Isabella**, Gemalin **Ferdinands** von Spanien, **Marozia**, ehemals Maitresse des Pabsts Sergius, **Eleonora Tellez** von Portugall, einst die Ehegattin des **Laurenz Dacuncha**, aus welcher **Ferdinand** die Tochter **Beatrix** in einem öffentlichen Ehebruche erzeugte, und **Isabella**, Königin von England, welche ihren Gemal **Eduard** absezzen und umbringen ließ, um mit **Robert Mortimer**, dem sie bis nach Frankreich nachgelaufen war, desto ungehinderter ihre Liebeshändel treiben zu können. Eben wollte Judas auch die ehemalige Aebtissin zu Quedlinburg, **Adelheid**, zur Würde einer Dame in seinem Stifte erheben; aber beinahe alle bereits ernanten Stiftsdamen, vorzüglich die Großpriorin und Marozia, protestirten feierlich dagegen; denn sagten sie, Adelheid war so störrisch, altfränkisch in ihrer Denkungsart, und hatte so wenig Welt, daß sie sich ganz jämmerlich widersezte, als ein Ritter eine Gunstbezeugung verlangte, bis endlich **Heinrich** IV. sie mit

beiden Händen fest hielt, damit ihr der Ritter ein Kind machen konte. Nein, diese soll unsere Gesellschaft mit ihrem Starrsinne nicht belästigen. Mit ihrem üblen Humor würde sie uns im Damenstift nur den Spaß verderben. Judas ließ sichs gefallen, und ernante sie dafür zur Gardedame seiner hochwertesten Ehehälfte Ursula.

Auch Franz von Paula hatte sich bei der Dämpfung des Aufrurs ritterlich gehalten. Dafür trat ihm Judas seine Stelle als Episcopus in partibus ab. So stunden izt die Sachen, nachdem der Aufrur gestillt zu sein schien. Judas hatte von der Stunde an, da ihm Ignaz von der Ehrlichkeit seiner Mitbrüder, der Jesuiten, versicherte, nicht den geringsten Verdacht mehr. Er dachte nicht an das Sprüchwort, daß ein Schelm dem andern niemals trauen dürfe.

Zwölftes Kapitel.

Ein Jude nimt die Rosenkranzbrüderschaft in Pacht. Die Grundsäzze des Isidors Merkator werden wiederholt, und die besten Subjekte hervorgesucht.

Kaum hatte Judas, wie oben gesagt worden, sein Regierungsgeschäft mit dem Vater Ignaz geteilet, so teilte auch dieser seine Bürde mit seinem Ordenssohne und Liebling, dem Pater Neidthard. Loyola hatte schon auf unserer Erde als ein Soldat gestanden, und zum ewigen Merkmale sein krummes Bein auch mit in das Reich der Todten gebracht; es meldet aber die römische Legende nicht, ob er seiner Bravour, oder der Deserzion wegen krum geschlagen worden sei. Er übernam aus einer angebornen Neigung zur Herrschsucht, den Defensivstand; das ist, die Schiffe und das ganze Kriegsvolk sowol zu Wasser als zu Lande mußten seinen Befehlen gehorchen: und dem Neidthard wurde der Lehrstand samt dem ganzen Erziehungsgeschäfte übergeben, doch mit der Einschränkung, daß er nichts ohne Bewilligung des Loyola unternemen dürfte. Judas hatte bei

dieser Veranstaltung die besten Tage; er war ohne Kummer und Sorge, und dennoch zugleich auch ein souverainer Herr, und für das, was er in Rüksicht seines weiblichen Hofstaates entberen mußte, indem die Frauenzimmer, zwar zum größten Verdrusse der Jesuiten, noch immer den Dominikanern fest anhingen, wurde von einer andern Seite her bald Rat geschaft.

Der erste Befel, welchen Loyola gab, war, die Schiffe vom Stapel zu lassen, von allen benachbarten Gegenden Leute ohne Unterschied aufzunemen, und das Land zu bevölkern. Selbst die Zal der Schiffe wuchs täglich mehr und mehr an; denn wo man eines aufbringen konte, das mußte sich ergeben, und wurde zu den gemeinschaftlichen Absichten gebraucht. Es verging daher beinahe kein Tag, an welchem nicht, nach verstärkter Marine, Schiffe ankamen, und neue Bewoner von allen Geschlechtern und Nazionen ans Land sezten. Zugleich bediente sich auch Loyola der Fürsorge, die Landmacht bei Zeiten fürchterlich zu machen. Exerziren und Rekroutiren war sein Augenmerk, und es scheint, Loyola sei vielmehr zu einem Soldaten als Ordensmann gemacht gewesen. Er wußte aber auch den Soldaten- und Mönchs-

geist so enge mit einander zu vereinbaren, daß er alle übrigen Ordensstifter in der Verbreitung ihrer Macht und des geheimen Einflusses weit hinter sich ließ. Nachdem er sich dann stark genug fand, stellte er sich allgemach den Söhnen des Dominik entgegen, und schalt sie gottlose Kezzer.

Die Dominikaner fingen auf diesen Streich ein lautes Zettergeschrei gegen die Jesuiten an, und diese schrien wieder entgegen. Die Vorwürfe geschahen zwar nicht ausdrüklich der Ursulinerinnen wegen, um hierdurch das öffentliche Skandal zu verhindern, sondern sie eiferten eigentlich um die Vorzüge und Verdienste ihrer Orden gegen einander, und gaben, damit man die Absicht nicht merken sollte, dem ganzen Streite den Titel: Controversia de immaculata Conceptione Beatissimae virginis Mariae. Judas war darüber so sehr erfreut, daß er dem Loyola ganze Strekken Landes als ein Eigentum übergab. Nun, dachte sich Loyola, kan ich dem Patrimonium des heiligen Peters Troz bieten; und ich will es wol noch so weit bringen, daß sogar grosse Herren Respekt vor mir haben müssen. Um sich dieser Ehrenstufe desto mehr zu versichern, hielt er es für eine höchst nötige Maxime, sich die Frauen-

zimmer im Damenstift, denen Judas eben so wenig abschlagen konte, als mancher Fürst einer Tänzerin, zu gewinnen. In dieser Absicht ließ er sich einen jungen Novizen aus dem Probehause aus Rom bringen, der ein wunderschöner, blütevoller und schlanker Jüngling war, und Aloysius von Gonzaga hieß. Diesen Aloys dressirte Loyola ganz nach seinen Grundsäzzen. Er mußte galant und heilig zugleich sein können, gelert und bigott, mitleidig und rachsüchtig, je nachdem es die Umstände des Ordensvaters erheischten. Mit diesem Jüngling hatte Loyola sich die Schönen dergestalt verbindlich zu machen gewußt, daß sie ihm nicht nur ohne Aufhören des schönen Aloys wegen schmeichelten, da sie ihn sonst seines krummen Beins wegen nur verspottet und verlacht haben, sondern er entdekte auch teils alle Staatsgeheimnisse des Judas, welche die Frauenzimmer erforschen konten, und erhielt von dem erstern durch ihre Fürbitte alles, was er verlangte. Nach der Hand merkten zwar auch die übrigen Mönche das Ding; und wir sehen die alten Ordensobern meistens in Gesellschaft junger Ordenszöglinge, bei ihren Freunden und Freundinnen Visite machen; ob diese aber eben so wenig ihres Zwekkes,

als Loyola, verfelen, davon hatte ich niemals ein Augenzeuge zu sein, die Ehre gehabt. Durch diese schlaue Maxime des Loyola ward dem Judas eine grosse Brille auf die Nase gestekt. Dieser konte sich unmöglich von seinem innigsten Freunde eine Schalkheit träumen lassen: er sezte das gänzliche Zutrauen auf die beiden Gesellschafter. Denn so oft sie mit einander von einem Besuche zurükkamen, und den langen Gang im Schlosse oder im Garten heraufgingen, so betete Loyola im Brevier und Aloys am Rosenkranze. Sogar wenn Judas durch das Schlüsselloch horchte, so konte er nichts anders vernemen, als geistreiche und seelenerquikkende Gespräche, und jederzeit sah er den Loyola zwischen dem Aloys und den Frauenzimmern in einiger Entfernung sizzen, und zwar in einer geistreichen Stellung mit in den Schoos gelegten Händen und niedergeschlagenen Augen. Vermutlich hatte Judas die Herzenssprache nicht verstanden, und nicht gewußt, daß ein Frauenzimmer auf eben diese Art am leichtesten zu besiegen sei. Alle Schmeicheleien und tausend süsse Worte von unbedachtsamen Stuzzern gesprochen, machen lange den Eindruk nicht, als die innerliche Empfindung, welche durch ein anhaltendes sanftes Anschielen bei einem

ruhigen Gespräche rege gemacht wird. Loyola wußte sehr gut, daß eine zarte Liebesflamme von rauhen Sturmwinden ganz und gar ausgelöschet werde, und daß nur ein sanftes von einem stillen Jüngling unterhaltenes Frülingslüftgen dieselbe anzufachen vermögend sei. Durch diesen Kunstgrif brachte er es so weit, daß ihn die Schönen mit aufgehobenen Händen ihr Beichtvater zu sein baten; und selbst die Großpriorin des neu errichteten Damenstifts, so wie Ursula selbst, wurde von so vielen Versuchungen des Fleisches gequälet, daß sie wenigstens alle Wochen dreimal ihre Herzensanliegen in den Schoos des Loyola zu schütten für nötig fand.

Inzwischen ergrif auch Pater **Neidthard** den glüklichen Zeitpunkt, und sezte den **Dominikanern** einen unüberwindlichen Dam. Er errichtete eine hohe Schule, besezte die Lerstüle mit seinen Ordensgliedern, und machte, wie alle Mönche, wenn sie einen Lerstul besteigen, eine Mine, daß nur aus seinem Munde allein alle Weisheit und Aufklärung herausströme. Zu diesem Ende wurde ein ganzer Haufen Jesuiten aus Paraguay herbeigerufen. Denn es ist bekant, daß die Jesuiten von Paraguay, wo sie sogar eine eigene Republik errichtet hatten, die vorzüglich

schlimsten Gesellen aus dem ganzen Orden waren. Sie hatten sogar die Unabhängigkeit ihrer errichteten Republik mit solchen Vorteilen, Stärke und Ränken zu behaupten gewußt, daß ihnen der König Joseph Emanuel von Portugall nicht eines Nagels breit wegnemen konte. Diese frommen und geistreichen Ordensmänner waren zugleich die rachgierigsten Leute; denn nachdem ihnen in Portugall, und besonders in Lissabon, die Beichtstellen und aller Zutritt beim Hofe untersagt ward, so zettelten sie eine Verschwörung gegen den besten König an, welcher auf öffentlicher Landstrasse verwundet ward. Man verbante hierauf die Jesuiten aus dem ganzen Königreiche, und der Rädelsfürer des Königsmordes, der berümte Pater Malagrida, wurde mit noch einigen hingerichtet. Diesem Vorfall wußten aber die Jesuiten in Deutschland eine so schöne Wendung zu geben, daß sie sogar unter den andächtigen Mütterleins Reliquien von dem seligen Pater Malagrida, verteilten, mit der autentischen Nachricht: Malagrida sei in Portugall der Religion wegen gemartert worden, und im Rufe der Heiligkeit verstorben. Die Jesuiten aus Paragnay, nebst dem P. Malagrida, waren also, wie man zu sagen pflegt, der Kern des

weltberümten Ordens; und Neidthard, der sich gänzlich auf die Stärke desselben verlassen durfte, entwarf einen Lerplan, wovon folgende Säzze, welche unter dem Namen Theses beim Eintritt in das Auditorium an das schwarze Bret geheftet wurden, merkwürdig sind:

I. Wenn man mutmaßet, daß ein König oder Regent mit der Zeit der Religion, das ist, dem Jesuiterorden und dessen Grundsäzzen gefärlich werden könte, so darf und soll man ihn ohne mindeste Gewissensangst ermorden.

II. Die Jungfrau Maria war schon vor dem Falle des Adams von der Erbsünde befreit; und was immer die Dominikaner von ihrer Jungfrauschaft sagen, es mag hernach war oder falsch sein, so behaupten wir das Gegenteil.

III. Der Pabst ist infallibel; er mag träumend oder wachend sprechen, wenn er nur die Meinung hat, daß er ex cathedra spreche.

IV. Die römisch-katholische Kirche ist die allein seligmachende Kirche: alle, welche dieser Kirche nicht zugetan sind, werden als Kezzer erkant und verdamt.

V. Papa est supra concilium; das ist, wenn fünfhundert Bischöfe und tausend gelerte Männer einerlei Meinung sind, der Pabst aber allein das Gegenteil behauptet, so ist dessen Meinung allen übrigen vorzuziehen, und wenn er auch sagen würde, daß schwarz — weiß wäre.

VI. Wenn der Mensch ohne seine Schuld, aller Unterweisung im römisch-katholischen Glauben beraubt wäre, so müßte ihm ein Engel zum Lerer geschikt werden; welches bisher freilich der liebe Gott hat bleiben lassen.

VII. Der Probabilismus ist dem Probabiliorismus weit vorzuziehen, weil man mit jenem mehrere Dinge mit gutem Gewissen ausfüren kan, als mit diesem.

VIII. Ein weltlicher Regent hat in keinem Falle das Recht, die Kirchengüter anzugreifen, und sollte er auch dadurch die größte Landesplage, Hunger und Krieg abwenden wollen.

IX. Der Pabst ist der ware und einzige Statthalter Christi auf Erden, obschon dieser weder jemals das römische Gebiet noch die Mathildischen Güter in Besiz gehabt hat.

X. Kein weltlicher Fürst hat die Macht über die geistliche Hierarchie; der Pabst allein kan die Mönchsorden aufrichten und wieder vertilgen, nur die Gesellschaft Jesu nicht, weil diese die einzige Stüzze der Kirche ist. Sollte er diese wirklich aufheben, so höret er ipso facto auf, infallibel zu sein.

XI. Sieht Jemand einen Ordensmann Unkeuschheit treiben, so soll er den Mantel darüber werfen, um das Aergerniß zu verhindern; sieht er aber einen Jesuiten, so ist man gar verbunden, sich schon in der Ferne Schnupftobak in die Augen zu werfen; denn nur daran zu denken, ist schon eine Sünde.

XII. Der Jesuiterorden kan geistliche und weltliche Güter mit allem Rechte an sich ziehen, weil dadurch das Geschäft der Glaubensverbreitung befördert wird.

XIII. Aus eben dem Grunde kan ein Vater seine Kinder enterben, und das Vermögen unserem Orden vermachen, weil das geistliche Wol dem weltlichen vorzuziehen ist.

XIV. Wer behauptet, daß sich unser Orden jemals des Aqua tofana bedienet habe, der kan von seinen Sünden nicht ein-

mal auf dem Todbette absolvirt werden.

XV. Mit demjenigen, der von dem Pabste in den Bann getan ist, darf man weder essen, noch trinken, noch schlafen, noch sonst einen Umgang haben, und wären es auch seine eigene Frau und Kinder.

XVI. Sobald ein Regent exkommunizirt ist, so ist kein Untertan mehr verbunden, demselben Gehorsam zu leisten, noch weniger Steuern und Abgaben zu reichen.

XVII. Die Keuschheit ist die vornemste und Gott gefälligste Tugend, wenn sich also das ganze Menschengeschlecht zum Mönchs- und Nonnenstand verpflichten würde, so zwar, daß die Welt in Gefar stünde, gänzlich entvölkert zu werden, so ist es keinem Regenten erlaubt, diese heilige Entvölkerung zu verhindern.

XVIII. Die Restrikzio mentalis findet nur Plaz, wenn sie zu Gunsten der Geistlichen, nicht aber zu Gunsten der weltlichen Macht gebraucht wird.

XIX. Die

XIX. Die Ehe ist kein Gesez Gottes, sondern nur eine gütigst erteilte Erlaubniß zu Gunsten der schwachen Menschen, welche die Tugend der ewigen Keuschheit nicht erlangen können.

XX. Die geistlichen Güter sowol, als die Personen, sind dem päbstlichen Richterstule allein unterworfen: der Pabst selbst aber, als die einzige höchste Person auf Erden, kan von Niemand gerichtet werden, und hätte er auch die gröbsten Laster begangen.

Kaum hatten die Dominikaner von diesen Lersäzzen Nachricht erhalten, so errichteten sie einen grossen Scheiterhaufen, und liessen die Säzze nach gehaltener Inquisizionsprozession durch den Scharfrichter öffentlich verbrennen. Dieses Verfaren jagte die Jesuiten neuerdings in einen hizzigen Eifer, und sie verbranten den Dominik ebenfalls in effigie. Bald darauf kam es zu Klopffechtereien; Neidthard stellte eine öffentliche Disputazion an, und lud hierzu mehrere Dominikaner ein. Es wurde den ganzen Tag distinguo, retorqueo, nego und probo geschrien, und da zulezt die Dominikaner nichts

nachgeben wollten, so sprangen einige verstekte Jesuitenbrüder, die gröbste Menschenklasse auf Gottes Erdboden, mit Fäusten über die Distinguenten und Retorquenten hin, und Neidthard hatte durch dieses argumentum baculatorium glüklich das Feld erhalten. Die Dominikaner namen hierauf ihren Rekurs nach Rom. Allein auch hier war ihnen der Weg mit einer grossen Summe Goldes, das die Jesuiten aus Paraguay dorthin gesandt hatten, abgeschnitten; sie wurden zur Beruhigung verwiesen, und der Pabst erteilte ihnen zu einiger Schadloshaltung für die empfangenen Schläge die Brüderschaftsbulle des heiligen Rosenkranzes. Mit dieser Brüderschaft zogen sie einen starken Geldkanal an sich; sie waren aber doch nicht im Stande, die Dukaten der Jesuiten bei der römischen Kuria zu überwiegen. Judas, der immer zugleich sehr geldgierig war, erfur bald, durch welche leichte Wege man reich werden könte, und daß bei den Jesuiten wenig zu gewinnen sei. Er hatte einen jungen Menschen, **Lambert Simnel** mit Namen, zu seinen Hofpagen; dieser Junge war eines Bekkers Sohn, und wußte, als er noch im Reiche der Lebendigen herumwandelte, in England durch die geheimen Ratschläge der Schwiegermutter

des Königs, **Elisabeth**, die deswegen im Gefängniß starb, die Rolle des gefangenen Grafen **von Warwik** so gut zu spielen, daß er in Dublin gekrönt ward. Er ward so lange für diesen Prinzen gehalten, bis selbst der König den waren **Eduard von Warwik** in der St. Paulskirche zu London dem Volke öffentlich gezeigt hatte. Simnel wurde dennoch wieder begnadiget, und nachher als ein Küchenjunge, und zulezt gar als Falkenier am Hofe angestellt. Der zweite Hofpage des Judas war **Warbek**, eines getauften Juden Sohn aus den Niederlanden, welchen die verwittibte Herzogin von Burgund, **Margaretha**, **Eduards IV.** Königs von England Schwester, so künstlich abgerichtet hatte, daß er sich für **Richard**, Herzog **von York**, **Eduards V.** Bruder ausgab, und als ein solcher vom König **Jakob IV.** von Schottland eine ziemliche Zeit mit ansehnlichen Hülfstruppen unterstüzt ward. Warbek drang mit seinen Haufen bis gegen London ein, ward aber geschlagen, gefangen und aufgehangen. Unter diesen beiden Pagen mußte der erste die Rolle des Judas, und der zweite den Minister desselben spielen, und so begaben sie sich, ohne Vorwissen der Jesuiten, heimlich zu den Domini-

kanern, und namen die Rosenkranzbrüderschaft in Pacht.

Die Jesuiten, welche darauf umgingen, durch Schmeicheleien den Judas am Gelde recht schwach, sich selbst aber recht reich zu machen, konten nicht begreifen, daß Judas so lange nicht erschöpft würde. Wir hatten schon so viele Familien, und selbst hohe Häuser ins Verderben gebracht, sagte einmal Neidthard zum Vater Loyola, nur hier will es uns nicht allerdings glükken. Wir müssen uns nur noch mehr verstärken, erwiederte dieser, und die Jesuiten aus Polen zu uns ziehen, welche den Aufrur gegen den König **Sigismund III.** erregt haben; sie sind baumstarke Kerls, und weichen in keinem Stükke zurük. Wenn es beliebt, sagte Neidthard, so können wir auch einen zweiten, noch stärkern Haufen aus Polen ziehen, nämlich diejenigen, welche unter König **August II.** den Tumult in Thorn erregt haben, wo der Ratspräsident **Joh. Gottfried Rößner** nebst andern Bürgern den Kopf verloren hatte, und die Stadt unserem Orden allen Schaden gutmachen mußte. Hier lachte Loyola aus vollem Halse über den feinen Kniff, daß es die Jesuiten so weit hatten bringen können, ohne daß man es merkte,

daß sie die Tumultuanten gewesen sind. Wenn wir die Aufrursstifter auf einen Flek zusammenbringen wollen, erwiederte Loyola, so werden meine Ordenssöhne aus London, welche das Parlement mit Pulver in die Luft sprengen wollten, gute Dienste tun. Nur Schade, versezte Neidthard, daß diese Pulververschwörung so früzeitig entdekt worden. Und jammerschade, erwiederte Loyola, daß unsere besten Freunde, **Robert Catesby, Thomas Percy, Thomas Winter, Robert Winter** und **Dygby**, das ganze Spiel mit ihren Köpfen bezalen mußten. Ich wollte den Lord **Mounteagle**, fiel ihm Neidthard in die Rede, auf der Stelle seiner Bosheit wegen erwürgen, daß er dem König das Geheimniß entdekt hat. O, mein Sohn, sagte Loyola, dergleichen boshafte Menschen giebt es genug, welchen mein Orden ein Dorn in den Augen ist; wir haben es nur dem römischen Stul zu verdanken, daß wir noch in gewissen Ländern begünstiget werden, weil sich die Leute ohne päbstlichen Ablaß, das weiter nicht mehr und nicht weniger als ein überschriebenes Papier ist, nicht zu sterben getrauen. Künftig sollen wir die Ränke feiner spielen, damit sie wenigstens nicht vor der Ausfürung entdekket werden. Da wa-

ren die Jesuiten aus Frankreich andere Männer; diese haben sich an dem König **Heinrich** nach ihrer Verbannung meisterlich gerochen: es war freilich unser getreue **Jean Chastel** zu voreilig, daß er aus übertriebenem Eifer den König nur an der Oberlippe verlezte; allein seinen Feler machte der unsterbliche **Ravaillac** doppelt wieder gut, da er den König auf offener Strasse zu Paris in der Kutsche ermordete. Der zeigte in der Tat, was ein eifriger Anhänger unsers Ordens auszuwirken vermag. Hätten wir in allen Provinzen solche Ravaillacs, so wäre die Welt schon lange unter unserem Szepter. Wenn wir nun diese fürchterliche Mannschaft beisammen haben, fragte Neidthard, was geben wir ihr für einen Fürer? Einen, der nicht unser Ordenskleid trägt, antwortete Loyola, damit unsere Absicht desto weniger entdekt werde. Ich kenne einen verlaufenen Mönch, fur er fort, Namens **Grischka Otrepiev**, der es allen Erzschelmen weit bevor tun kan. Dieser Mönch nam in Rußland die Person des **Zarewitsch Demetrius** an, welcher schon dreizehn Jahre vorher zu **Uglitsch** auf **Boris** Veranstaltung unglüklicher Weise war ermordet worden. Allein das Mönchgen Otrepiev gab vor, daß

er damals von seiner Mutter heimlich nach Polen in Sicherheit wäre gebracht worden. Dieser Wahnprinz brach mit einer polnischen Armee, die einige Magnaten aus Blindheit für ihn gesammelt hatten, ins rußische Reich ein, und schlug ein Corps der Zarischen Kriegsvölker. Hierauf erhielt er einen grossen Zulauf, und nachdem sich **Boris**, der nur sieben und ein halbes Jahr regierte, aus Gram mit Gift hingerichtet hatte, so ging ein großer Teil der rußischen Armee zum Mönche über. Wärend diesem Hergange entstand ein Aufrur, wodurch **Borissowitsch**, der nur sechs Wochen lang auf dem Trone gesessen, erwürget wurde. Der Mönch war so glüklich, daß er einen öffentlichen Einzug in Moskau hielt, und vom ganzen Reiche als der rechtmäßige Regent anerkant ward. Schade, ewig Schade! schrie Pater Neidthard, daß der vortrefliche Mann kein Jesuit gewesen ist, er würde, bei meiner Seele! unserem Orden Ehre gemacht haben. Allein, mein liebster, hochwürdigster Vater, seufzete er, bei allen den Planen unserer Erweiterungen und Vergrösserungen finde ich doch dasjenige Vergnügen nicht, welches ich in Spanien am Hofe der anbetungswürdigsten Königin genossen habe: die Novizen in unserem

Probehause zu Rom haben eher hundert Gelegenheiten eine schöne Lukrezia zu küssen, als bis ich nur einem Bauernmädchen die Hände drükken kan; wir haben so viel schöne Damen in unserm Stifte, und ich hatte noch nicht einmal das Vergnügen, nur eine einzige küssen zu können. Sie werden doch wissen, daß, wenn einmal die Liebeskrankheit sich in das menschliche Herz einschleichet, diese eine unheilbare Pest ist, und daß die mutigsten und stärksten Männer, wären es auch alle Ravaillacs, derselben unterliegen müssen: wenn Sie nun dieses Uebel nicht zu verbannen wissen, so sind alle Plane vergebens.

Dafür habe ich jezt, sagte Loyola, ehe Sie ausgeredet haben, auf der Stelle schon Rat geschaft: in wenigen Wochen soll uns allen geholfen sein. Ich baue Nonnenklöster, und neme alle hübschen Gesichter auf, welche aus der Oberwelt von Zeit zu Zeit anlangen werden. Und damit das Werk desto mehr Neuheit und Reize für sich habe, so geben wir der Sache eine andere Gestalt. Ich will unsere Nonnen die **englischen Fräuleins** betitteln, und die Ordensregel so vorschreiben, daß wir dieselben besuchen können, so oft es uns beliebt.

In kurzer Zeit standen die Nonnenklöster schon fertig; die Mädchens wetteiferten um den Vorzug, dieselben zu beziehen; und da man dem Dinge einen Anstrich von Heiligkeit gab, so ist es nicht zu verwundern, wenn sich die Schönen bemühten zugleich ihr Herz befriediget und ihre Seele geheiliget zu sehen. Judas sah dem ganzen Klosterwerke mit ruhigen Augen zu; er hatte ohnehin auf die Jungferuschaar, seitdem er seine Ursulinerinnen etwas näher kennen gelernt hatte, wenig Vertrauen mehr, und so oft er sich an die Dominikaner erinnerte, so ekelte ihm sogar an seiner eigenen Gemalin. Loyola machte der Madame Ursula Hofnung, sie mit dem Aloys in engere Vertraulichkeit zu bringen, und dem Judas machte er die schmeichelhaftesten Aussichten einer neuen glüklichern und reizevollern Verbindung. Durch diese an sich selbst sehr simpeln Vorschläge wurden auf einmal alle heimlichen Neigungen befriediget; und Judas, der das Prinzip im Kopf hatte, seinen Staat nach dem römischen Staat zu bilden, glaubte dadurch seiner Glükkeserhöhung immer näher zu kommen.

Dreizehntes Kapitel.

La Pucelle d' Orleans, und Bußprediger, eine Jesuiterschule und die Toleranz.

Ich finde es noch für notwendig, einige meiner Leser zu erinnern, daß das Reich der Todten nicht in dem einzigen Plaz, worauf sich dermalen unser Romanheld befindet, bestehe, sondern daß dasselbe in verschiedene Bezirke eingeteilet sei, aus welchen die Bewoner nach Gefallen frühe oder spät hin und wieder wandern können, oder für immer ruhig zu Hause bleiben. In dem Gebiete des Judas vermehrten sich die Fremdlinge, nachdem sich der Ruf verbreitet hatte, daß sich alldort die Jesuiten niedergelassen haben, so unvermutet und zalreich, wie die Brunnengäste zu Spaa, wo sich die Schurken und Betrüger aus ganz Europa in einem Sommer versammeln, worüber im **grauen Ungeheuer** eine gar erbauliche Schilderung zu lesen ist. Diese Fremden konten sich willkürlich zu einer Partei schlagen; sie hielten sich aber meistens auf die Seite der Jesuiten. Unter diesen war der französische Marschall d' Ancre, welcher wegen der Frau Mutter des

Königs **Ludwig XIII.** erschossen, und dessen Gemalin, die **Leonora Dori**, geköpft und verbrant wurde. In dessen Gesellschaft war **Richard** der Bukelichte aus England, der den König samt dessen Bruder **Richard**, Herzoge von **York**, im Tower erdrosseln ließ. Ihnen folgte der mit vielen Titeln prangende **Thomas Wolsey**, erster Staatsminister aus England, Erzbischof von **York**, Großkanzler, Cardinal, und Legat des päbstlichen Stuls; er hatte nebst dem **Campegio** die Ehescheidung des Königs nicht zugeben wollen, und war auf dem Wege nach seinem Gefängniß gestorben. Er war ein höchst hochmütiger Kirchenprälat, und seinetwegen mußte sogar der Graf **Buckingham** seinen Kopf verlieren: nur Kaiser **Karl** wußte ihn am rechten Flek anzupakken, und mit der Hoffnung, ihn zum päbstlichen Stule zu erheben, konte er ihn viele Jahre lang bei der Nase herumfüren. An einem andern Tage erschienen auch die Päbste **Clemens VII.** und **Paul III.**, welche mit ihrem Eigensinne, der zu Rom seinen Hauptsiz hat, ganz England aus ihrer geistlichen Jurisdikzion verloren haben: sie wurden von den vier Gemalinen, welche Heinrich teils verstoßen, teils hingerichtet hatte, begleitet, und diesem folgte

Thomas Cromwell, welcher die sechs festgesezten Glaubensartikel bei sich hatte, vermöge welchen es bei Lebensstrafe verboten war, etwas anders zu glauben. Eine besonders merkwürdige Gesellschafterin war auch die Königin Maria, welche aus warer katholischer Sanftmut viele hundert Protestanten teils hinrichten teils verbrennen ließ.

Vor allen wurde dem Judas die schöne Pucelle d' Orleans vom Pater Neidthard vorgefürt. Dieses Bauermädchen, das den König Karl mitten durch das vom Feinde besezte Land nach Rheims zur Krönung gebracht hat, und nachher von den Engländern zu Rouen als eine Hexe verbrannt ward, gefiel dem Judas beim ersten Anblik. Sein erster Gedanke war, sich mit der Pucelle zu verbinden, und Loyola, dem dieses eben Wasser auf seine Müle war, beschleunigte das Geschäft. Judas hatte nun eine neue Gemasin, genoß mit ihr das Glük der Liebe, und hatte unter tausend Liebeständeleien wenig Zeit mehr übrig, sich um andere Geschäfte anzunehmen. Indessen rükten schon allgemach die im vorigen Kapitel angefürten Loyolisten ins Land. Ihre Partei verstärkte sich immer mehr und mehr, und ihr Einfluß auf die Verfassung war so sichtbar, daß es sogar die

gemeinsten Leute wußten, woher die Unterdrükkung und Tyrannei seinen Ursprung habe. Der Hofstaat des Judas war mit den oben erzälten Personen teils besezt, teils hatten sie sich zur Partei der Loyolisten geschlagen, und Judas war aus Unvorsichtigkeit so schwach, daß man ihn nach Belieben stürzen konte.

Um diese Zeit hatte auch die Bevölkerung auf allen Pläzzen des Reiches zugenommen. Denn Loyola, der sich im ersten Augenblikke fest entschlossen hatte, über kurz oder lang alles seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen, gab sich alle Mühe, aus allen Winkeln Leute herbei zu ziehen. Er wußte die Plantage besser anzulegen, als es die Holländer und Engländer auf ihren Inseln tun, welche nur die erwachsenen zur Arbeit fähigen Negers mit sich nehmen, die Kinder aber ins Wasser werfen, oder den wilden Tieren Preis geben. Die ganze in dem Reiche gegenwärtige Jugend wurde von den Jesuiten erzogen und unterrichtet; und damit alles ein Hirt und ein Schafstall werden möchte, so wurden die sogenanten Missionärs, oder Bußprediger in dem Lande herumgeschikt, welche mit ihren Grimassen und Geheule den Pöbel beängstigen mußten. Diese Bußpredi-

ger hatten eben sowol eine aus Brettern gebaute Bühne, wie die Quaksalber und Hanswursten auf den Jahrmärkten; auf diesen Bühnen geisselten sie sich öffentlich vor dem Volke, namen in eine Hand ein Wachslicht, und in die andere einen Todtenkopf, legten sich auf einen Strohsak hin, lärmten, schrien, heulten, und starben. Sie hatten auch verschiedene Fähnleins bei sich, stellten mit diesen Prozessionen an, und richteten ihr Gaukelwerk so artig ein, daß der lange Reihenzug der Prozession bald ein Herz, bald ein Kreuz, und bald die Namen von Jesus, Maria und Joseph vorstellte. In ihren Bußpredigten donnerten sie dermassen gegen die Sünden der Unkeuschheit, daß es eine Herzenslust war, nach geendigter Predigt zu sehen, wie der Gatte seine Gattin von sich gestossen und geprügelt, ein anderer sich erhängt, und ein dritter sich aus Verzweiflung erstochen hat. Sie predigten sowol dem weiblichen als männlichen Geschlechte besonders; zu jenem sagten sie: Mädchens! traut den Jungens nicht, sie haben den lebendigen Teufel in den Hosen; zu diesen schrien sie: Jungens! traut den Mädchens nicht, sie haben die lebendige Hölle unter den Schürzen. In den Städten spielten sie mit ihren Studenten Meditazionen,

Promulgazionen, Exerzizien, Endskomödien, Fastnachtsspiele, sogenannte Kübeln, Hainzel, und Stabatmater, bei welchen lezten sich die Studenten halb nakt ausziehen und geisseln, und am Charfreitage grosse hölzerne Kreuzblöke in der Stadt herumziehen mußten. An den Festtagen der heiligen Ignazius und Xaverius spielten sie besonders erbauliche Prozessionen; da mußten sich oft über dreihundert Studenten als Mohren maskiren, zu Pferde paradiren, und so sah man ein ganzes Regiment schwarzer Teufel in der Stadt herumreiten, welche so fürchterlich hersahen, daß die erschrokenen Kinder an den Fenstern schrien, und manche Frau zur Unzeit glüklich oder unglüklich entbunden ward. Diese Vorstellung bedeutete die Bekehrung der Indianer; ein anderes Kavallerieregiment mußte den Soldatenstand des heiligen Ignaz vorstellen. Kleine Schaubühnen folgten, welche die Taglöner auf ihren Schultern herumtragen mußten; auf diesen Bühnen waren die kleinern Studenten, alle in Priesterrökken und Jesuiterkleidern: sie stellten verschiedne Handlungen der Jesuiten vor, als das Noviziat, den Predigerstul, eine Lehrkanzel, u. s. f. Viele unter diesen hatten Zukkerbrod oder ein paar Semmeln im Munde, die grössern aber lab,

ten sich mit Bier. Die Kinder vornehmerer Aeltern mußten dabei Grafen, Bischöfe, Könige, Kaiser vorstellen, und die ärmern mußten Sklaven, Schiffknechte, und verschiedene Tiere machen.

Judas, der noch nie solche Taschenspiele, Gaukelwerke, und Kindereien gesehen hatte, riß Augen und Maul darüber auf, und die Loyolisten machten sich dadurch so sehr bei ihm beliebt, daß derjenige mit dem Zuchthause wäre gestraft worden, der über die Possenspiele gelacht hätte. Ja er wurde so sehr gereizet, daß er einzig und allein die römische katholische Religion in seinem Reiche geduldete, und keiner andern schlechterdings mehr ihre freie Uebung gestatten wollte, weil er ein billiges Bedenken trug, ob wol bei den übrigen eben so viel Schnikschnak zu sehen wäre, als bei dieser. Kaum wurden die Loyolisten dieser Gesinnungen und das Wolgefallen des Judas gewar, so sezten sie sich ganz in die Mitte des Korbes. Alles, was sie anordneten, vorhatten und unternamen, das war löblich und wolgetan, und keine Seele durfte es wagen, ihre Einrichtungen zu kritisiren.

In

In den Schulen, welche sie unter sich gebracht hatten, ging es eben so herrlich und lustig zu. Pater **Pontanus** wurde als Schulinspektor aufgestellt; dieser schrieb vier große Bände in Dialogen für die Schüler, welche in die Mitte herausgehen, und ihre Dialogen in Form einer Komödie sprechen mußten: dieses ward die lateinische Sprachlere genant, und wurden vier Jahre dazu erfodert, ohne daß einer einen erträglichen Brief schreiben lernte. Mit der griechischen Sprache machten sie ungemein viel Aufhebens, denn im ersten Jahre lerten sie Dekliniren, im zwoten die Gradus komparazionis, im dritten Konjungiren, und im vierten und fünften Jahre die Irregularverben zur Hälfte kennen. Hiemit konte auch der Student zufrieden sein; denn mehr braucht ihr nicht, sagte Pater **Gretscher**, ein ehrwürdiger Jesuit und Hauptlerer der griechischen Sprache, weil euch ohnehin die heilige Schrift zu lesen verboten ist. Pater **Wagner** und **Eschenbrender** lerten die Phraseologie so vortreflich, daß, wenn die Studenten um den Preis schrieben, derjenige gekrönet ward, dessen Machwerk wegen vollgestopften übereinander gehäuften und genotzüchtigten Phrasen kein

Mensch verstehen konte. Der berümte Polemiker, P. Pichler, unterrichtete sie im Klopffechten und Stiergefechten, und wer es immer mit einem Jesuiterstudenten aufnam über Säzze zu disputiren, der mußte mit blutigem Kopfe abziehen. Die Naturgeschichte lerten sie deshalben nicht, weil alles ohnehin auf der lieben Erde keimet und wächst. Aber P. Dufresne hatte in sechs kleinen Büchelgen, jedes zu acht bis zehn Bogen, und zwar diese auf der einen Seite deutsch, und auf der andern lateinisch, ein so vortreflich historisches Werk geliefert, daß man die allgemeine Weltgeschichte, die Kirchengeschichte, die Geschichte der Kezzereien, der Konzilien, der Päbste und Kaiser, die biblische Geschichte, die heidnischen Kaiser, den Globus terrestris und zölestis mit einemmale wie Kraut und Erbsen untereinander geworfen, zur größten Bewunderung finden kan. Pater Neumayr schrieb die Idea rhetorices, und lerte die Redekunst auf eine so hinreissende Art, daß sogar die alten Mütterchens unter den Predigten zu schlafen anfingen. In der Dichtkunst waren sie Meister, sie übertrafen sogar den Ovid, dessen Elegien sie in Stoßseufzer gegen die Jungfrau Maria umgeschmolzen haben. Die Experimentalphysik wurde von P.

Mangold mit solcher Geschiklichkeit gelesen, daß die Studenten an Hexen, gezauberte Donnerwetter und Schlossen baumfest glaubten, bei einer Sonnenfinsterniß vor Furcht davon liefen, und mit einem Lorettoglökgen in der Hand die Ungewitter vertreiben wollten. Die Lere der Moral war gar allerliebst: sie durchsuchten die Studenten bis auf die nakte Haut, ob sie ein Skapulier am Halse, eine Brüderschaftsgürtel um die Lenden, ein Amulet auf der Brust, einen Rosenkranz und ein geweihtes Osterbrod in der Tasche hatten. In der Fasten mußten sich die Studenten alle Sonnabende öffentlich geisseln, eiserne oder härne Zilizien um den Leib tragen, und hundert andere Bußwerke verrichten. Es ward ihnen aufs schärfste verboten, sich die Haare zu krausen, zu pudern, oder die Schuhe zu puzzen; um dieses zu bewerkstelligen, errichteten sie Seminarien als Musterschulen, wo es den Studenten weder sich zu kämmen, noch die Strümpfe zu nähen, noch einen Hut auszubürsten, noch den Mantel zu säubern, noch die Schuhe oder Kleider zu reinigen, noch ein Schnupftuch zu tragen befolen ward. Spiegel, Haarpuder, Pomade u. s. f. waren bei schwerer Strafe verboten, weil dieses sichere Kennzeichen der Welteitelkeiten sind,

womit der Teufel, der ganze Scheffelsäkke voll Pomade und Spiegel herumträgt, die liebe Jugend verfüren will. In ihren Predigten, Erhortazionen, Tyrozinien und andern geistlichen Uebungen stellten sie lauter Jesuiten und Mönche zur Nachfolge auf: die Prinzipaltugenden des heiligen Aloys wurden sogar in Kupfer gestochen vorgezeigt, denn dieser Jüngling war allerdings der Nachahmung würdig: die Kupferstiche, welche den Aloys mit dem Besen in der Hand vorstellten, da er eben die Klostertreppen abkeret, oder wie er in einem Siebe Wasser holet, oder wie er den Soldaten das Pulver aus der Patrontasche stielt, oder wie er der Keuschheit wegen seine Frau Mutter nicht einmal ansieht, oder wie er menschenschen vom Hofe entläuft, oder wie er sich halb nakt ausgezogen auf seiner Zelle geisselt, oder wie er in einer öffentlichen Disputazion nicht einmal seine Lerer zum Wort kommen läßt, und seine Grillen gegen alle vernünftigen Einwendungen hartnäkkig behauptet — machten auf die Jugend so heftige Eindrükke, daß man alle Jahre mehrere Beispiele der Nachahmung von den Studenten erwarten konte, wie sie statt des Studirens mit Besen und Reitpeitschen die Zeit verschleuderten, mit dem Pulver spiel-

ten, und sich oftmals unglüklich beschädigten, ihren Aeltern entliefen, menschenscheu nicht einmal ihre Freunde besuchten, sondern sich lieber in Winkeln verstekten, und hartnäkkig selbst der gesunden Vernunft entgegen handelten, und den albernsten Possen des Aberglaubens, der Bigotterie und der Vorurteile nachhingen. Man stellte ihnen sogar den heiligen **Simon Stilita** als Muster vor, welcher mehrere Jahre auf einer hohen Säule, und zwar nur auf einem Fuße gestanden hat: einen **Franz von Assis**, der den Stokfischen, und einen **Antonius von Padua**, der den Eseln geprediget hat, woraus folgte, daß mancher Zögling die Eigenschaft eines Stokfisches oder Esels annam. Es leuchtete auch schon im vierten und fünften Jahre die sichtbare Wirkung dieses Lerplanes hervor; die Studenten strömten haufenweise nach der Jesuiterpforte hin, baten kniefällig um den heiligen Ordenshabit, und vergossen aus enthusiastischem Eifer ganze Ströme von Tränen. Die Jesuiten suchten sich dann die zu ihren Absichten tauglichsten Subjekte aus den herumknienden Jünglingen heraus, und gaben den übrigen den Abschied. In einem Fluge gings dann zum Kapuzinerguardian, dem es nichts seltenes war, alle Jahre we-

nigstens dreihundert Studenten vor sich auf Knien liegen zu sehen. Dieser hob dann wieder einige Rekrouten aus, welche er für den heiligen und von Päbsten und Kaisern privilegirten Mönchsbettelstand am tauglichsten erachtete. Der übrige Troß ging nach andern Klöstern: da schwärmten sie sechs Wochen lang in dem Lande herum, besuchten verschiedene Klöster, und wo die Studenten das beste Bierbrauerhaus des Klosters antrafen, da baten sie fußfällig in den heiligen Orden aufgenommen zu werden, und allda beim ächten Bier- und Weinkeller ihr Seelenheil bewirken zu dürfen.

Judas war bei diesen Anstalten innigst erfreut, indem er sein Land denjenigen Modellen am änlichsten sah, wo er als Papagei, Frippon und Kanarienvogel so gute Tage erlebt hatte. Er selbst besuchte in höchst eigener Person die Disputationssäle und Schulen; er ward mit Trompeten und Pauken empfangen, und man unterließ nicht, die Freigebigkeit, Frömmigkeit, Mildtätigkeit und Beförderung der Wissenschaften der weisen Fürsorge des Judas zuzuschreiben, und dessen Tugenden auf Realbogen in Kupfer zu stechen, diese zu illuminiren, und mit denselben dem Hofe ein Geschenk, das ist, ein Jesuiten-

kompliment zu machen. Selbst die schöne Pucelle, nunmehrige Gemalin des Judas, war diesen Anstalten enthusiastisch gewogen: sie wurde laut auf allen Kanzeln als die beste und weiseste Landesmutter gepriesen, ob es schon bekant war, daß sie im höchsten Grade bigott und schwärmerisch war, indem sie immer himmlische Erscheinungen und göttliche Offenbarungen hatte. In dieser Lage der Sachen unterließ man nicht häufige Kouriers nach Rom zu schikken, welche mit ganzen Schnappsäkken voll Breven, Bullen, Konfirmazionen und Ablaßbriefen wieder zurükkamen: alles war am Hofe mit der römischen Korrespondenz beschäftiget, und in den Kanzleien schrieb man wirklich durch den angewonten Briefwechsel ein so elendes Latein, als es zu Rom in den Kollegien de Propaganda und der Pönitenziarie geschrieben wird. Man sah in kurzer Zeit im ganzen Reiche mehr Klöster, Kirchen und Kapellen sich auftürmen, als neue Bauernhöfe; und das gegrabene Erz wurde in der Glokkengiesserei zum Läuten bei Gewittern in solcher Menge verarbeitet, daß man nicht drei Zentner vorrätig hatte, um eine Kanone zur Abtreibung des Feindes giessen zu können.

Da man nun das Land mit Klöstern, Kirchen und Kapellen reichlich versehen, und jedes Kloster, Kirche oder Kapelle seinen besondern Heiligen als Schuzpatron aufgestellt hatte, so mußten notwendig eine ungeheure Menge Feiertage, Kirchweihmessen, und Jahrmessen und Ablaßfeste entstehen, an welchen das Volk, um zu seufzen, zu phantasiren, und zu opfern herbeieilte. Es wurden auch die Opfer und Geschenke, und milden Stiftungen, und frommen Vermächtnisse in kurzer Zeit so sichtbar, daß die Kirchen und Kapellen mit silbernen und goldenen Geschirren, Leuchtern, Maykrügen, oder Blumenkrügen so voll angestopfet waren, daß man die Geistlichen nur in seidenen und mit Gold durchwirkten Kirchenkleidern paradiren sah. Die Gold- und Silberschmiede wurden in wenigen Jahren die angesehensten und reichsten Zunftmeister, wärend die Wagenmacher, Tischler, Schuhmacher und Leinenweber und die übrigen Zünfte gänzlich verdarben. Man sah silberne Statuen in Mannsgrösse auf den Altären, und silberne Lampen, manche zu drei bis fünf Zentner schwer, in den Kirchen hangen. Wenn ein solennes Hochamt, oder Vesper, oder Litanei gehalten wurde, so standen manchmal über hundert silberne Leuchter

mit Wachskerzen auf den Altären; obschon die armen Taglönersfrauen nicht einmal eine Oellampe im Vermögen hatten, und ihre Spinnerei beim Mondenschein treiben mußten: in den Städten aber wurden drei, manchmal fünfhundert Wachskerzen bei dergleichen Solennitäten, deren nicht wenige waren, mit einemmale verbrant, und die hochweisen Magistrate waren unmöglich zu bereden, die unnüzzen und verschwenderischen häufigen Kirchenbeleuchtungen zu den nächtlichen Stadtbeleuchtungen zu verwenden, damit sich die Handwerker und Taglöner nicht Hals und Beine brechen, wenn sie von ihrer Arbeit spät und müde zu ihren Kindern im Finstern nach Hause gehen. In dieser Absicht hatte man sogar einige Gold- und Silberarbeiter aus Augsburg verschrieben; weil es bekant war, daß sich dort die besten Leuchterschmiede, Monstranzfabrikanten und Heiligendrechsler befinden. Das Wachs wurde mit teuren Kosten aus Polen geholet, und zum Vergnügen der geistlichen Schauspiele, das ist, Vespern und Litaneien verbrant, wärend durchgehends die Leinen- und Rübsensaat vernachläßiget wurde, und man oft in Städten kaum so viel Oel hatte, daß ein armer Strumpfstrikker seine Tagsarbeit fertig

machen konte. Die seidenen und goldenen Stoffe holte man aus Frankreich, Spanien und Italien zu Meßkleidern, Kirchentapeten, und grossen Baldachinen, unter welchen die Priester schlummerten, und die Untertanen waren nicht einmal mit einer Strohhütte bedekt.

Da nun die Feiertage, Kirchweihfeste, Gottesdienste und Prozessionen so sehr angehäufet waren, daß nur wenige Tage zur Arbeit übrig blieben, so brach allgemach die liebe Not herein. Anfangs suchte man sie mit dem Gebet abzuwenden; es wurden noch mehrere Gottesdienste angeordnet, noch mehrere Prozessionen gehalten, und noch mehrere Wachskerzen mit noch grösseren Kosten verbraut, und die Armut verbreitete sich dabei auch immer noch mehr. Daß die Arbeit aus der Not helfe, und daß man durch diese sein Brod gewinnen müsse, daran dachte kein Mensch.

Endlich schrieb man nach Rom um Hilfe und Beistand. Allein da war man sehr vorsichtig; anstatt des Goldes, welches die häufigen Privilegien, Bullen, Breven, und Ablaßbriefe gekostet hatten, wieder Gold, oder wenigstens Brod zu schikken, ließ der heilige Vater ganze Küsten voll heiliger Reli-

quien, Gebeine, Partikelgen und andere Knochen zusammenpakken, und diese den Notleidenden zum Trost zusenden. Man verwunderte sich sogar darüber, woher denn der heilige Vater eine solche ungeheure Menge heiliger Gerippe genommen habe; und man glaubte, es sei entweder ein ganzes Schlachtfeld abgeräumet worden, oder man habe die turmhohen Todtenhügel eröfnet, worunter die erschlagenen Deutschen bei Gelegenheit des sogenannten **Bauernkriegs** verscharret wurden. Es war aber auch dieser Transport sehr teuer zu stehen gekommen; denn man muß bedenken, daß zu Rom auf die Gerippe eben sogut ein Transito- Essito- und Konsummozoll gelegt ist, als auf einen andern Handlungsartikel, und das Mautpatent, welches zu Rom die **Authentika** genannt wird, kostet weit mehr Geld, als je eines auf der Donau, der Weichsel, oder dem Rhein für die Schiffe bezalt wird.

Nun waren die Reliquien angekommen; aber roh, ungewaschen, unpolirt, wie man sie aus der Erde gegraben hatte. Sie mußten erst in Gold und Silber gefaßt, und in silberne und gläserne Gefässe und Monstranzen gestellt werden, bevor man sie auf den Altar stellen konte. Man mußte sie wieder

nach Italien, Deutschland, und besonders nach Schwäbischgmünd zurüksenden, um sie einfassen zu lassen, weil das Reich von dergleichen Künstlern, Himmelsnäherinnen und Gotteswäscherinen ganz entblöst war. Da nun die Gerippe mit Flittergold, Silberblättchen und Edelsteinen geziert zum zweitenmale gebracht wurden, so ging man ihnen Prozessionsweise entgegen, und es wurden besondere Feiertage dazu ausgeschrieben. Das Gedräng war so groß, daß die Fallbrükke bei dem Stadttore einbrach, und das alte Portal zusammen stürzte, und gegen hundert Menschen dabei ums Leben kamen. Der Bürgermeister ahndete aus diesem Vorfalle eine Strafe Gottes, und er war zu bequem, um nachzusehen, daß der Grund des Unglükkes von dem morschen und halb verfaulten Machwerk hergerüret habe, welches gewiß wäre verhindert worden, wenn man das Geld, welches die Prozession kostete, für das Stadttor verwendet, und selbes vorher ausgebessert und geflikket hätte. Sogar der Bischof der Stadt war mit dem Bürgermeister, welche schon lange Tobaks- und Trinkbrüder waren, der nämlichen erlauchten und weisen Meinung. Der unglükliche Vorfall bei dem Stadttore kam ihm in der folgenden Nacht

im Traume vor; er hielt diesen Traum für eine Offenbarung des göttlichen Strafgerichtes, und befal, um Abwendung noch härterer Strafen, eine Prozession mit auf den Kopf gestreuten Aschen anzustellen. Woher nemen wir aber die Asche, seufzten die Bürger, da wir Mangel am Holz haben. Die Waldungen, welche vormals den Bürgern und Untertanen eigen waren, sind an die Kirchen und Klöster verschenkt worden: und das übrige Holz haben die Mönche und Nonnen für ihre Bräuerhäuser aufgekauft. Der Jammer war allgemein, und die Not war aufs Höchste gestiegen, da man nicht so viel Holz im Vermögen hatte, um den Kopf mit dessen Asche bestreuen zu können. Die armen Leute und Kinder liefen zu den Klosterpforten, und bettelten, um ihnen wenigstens eine Asche von dem Holz zu geben, das ihnen ungerechterweise entzogen worden war. Allein sie wurden nicht gehört; und die Mönche waren so unerbittlich hartherzig, daß sie den Armen sogar ein vermeintliches Mittel vorenthielten, wodurch sie ihren Gott zu besänftigen glaubten. Der Bischof beharrte aber fest auf seinem Entschluß, und der Bürgermeister und erlauchte Rat sollten Mittel herbeischaffen. Es ward proponirt und votirt; und nach ei-

ner Viertelstunde war man schon einig, das neu errichtete Schulhaus, worüber der Stadtrat über fünf Jahre lang pro und contra projektirt hatte, zu verbrennen, und die Asche davon unter die Notleidenden zu verteilen.

Die Prozession mit der Asche auf dem Kopf ging also wirklich vor sich. Eben befand sich in der Stadt ein gemeiner Tyroler, aus dem Imsterthale, der mit Kanarienvögel handelte. Er konte die Dummheit der Leute nicht länger ansehen, und sagte in seinem geraden deutschen Tone heraus: ihr Narren, warum geht ihr müssig? besäet die Felder mit Korn, anstatt eure Köpfe mit Asche, und ihr werdet nicht lange mehr hungern. — Der Frevler! der Gotteslästerer! schrien die Bürger, und der Tyroler ward gefänglich eingezogen, und zum Tode verdammt. Nun steht es in der **Karolina** ausdrüklich, daß ein Gotteslästerer mit dem Feuer sollte hingerichtet werden. Der Stadtrat, der das hochnotpeinliche Halsgericht zugleich zu verwalten hatte, sollte nun wieder Holz herbei schaffen. Zum Glük war noch ein allgemeines Gebäude, ein Krankenhaus übrig, welches zu diesem religiösen Aktus verwendet wurde. Die Kranken wurden auf die offenen Strassen ge-

legt, und der Tyroler mit Haut und Haare samt dem Krankenhause verbrannt.

Indeß waren die Altäre mit heiligen Gerippen besäet; das bedrängte Volk kniete ganze Tage vor dieselben hin, man verbrannte eine Menge Wachskerzen, man opferte noch den lezten Heller, und — es folgte kein Mirakel. Der Hunger ward allgemein. Die Ministres, die Stadträte, die Prälaten und andere Tagdiebe, welche täglich spazieren furen und ritten, und Hasenjagden anstellten, bemerkten endlich, daß der halbe Teil der Saatfelder öde und unbebauet daliege. Man forschte der Ursache nach, und nach langem Forschen, Deliberiren und Projektiren fiel es ihnen endlich ein, daß sie zu viele Feiertage und zu wenig Werkeltage im Kalender hätten. Man erkaufte sich ein teures Breve um die Aufhebung der Feiertage, und ließ es im ganzen Reiche verkündigen. Allein das Volk murrte dagegen voll Erbitterung. Es war nun einmal an das Religiöse gewönt, im Aberglauben und Bigotterie erzogen, von den Geistlichen in seinem Wane bestärkt, der Geist des Kunstfleisses, der Arbeitsamkeit und der Erfindung durch die Andächteleien erstikket, die Seele durch die Armut und das Elend niedergedrükt, alle Lebensgeister schlaf, die Ner-

ven matt, Kummer und Verzweiflung hatten die Oberhand, und die Furcht, in der Religion, die nun einmal so widersinnig verbreitet ward, gekränket zu werden, oder sie zu verlieren, hatte es vollends rasend und tollsinnig gemacht. Vergebens befal man den Landbeamten, das Volk an den aufgehobenen Feiertagen zur Arbeit anzuhalten; das Volk kerte den Stok um, und prügelte die Beamten. Religion! war das Signal der Erbitterung; und diesem Signale, dieser Wut unter dem Volke kan man mit einemmale keine Gränzen sezzen. In den vorigen Jahren ward das Volk im Aberglauben und in der Bigotterie erzogen und unterrichtet; diese wurden dem Volke unter dem Namen der Religion beigebracht; die allgemeine Lehre war: lieber für diese Religion zu sterben, als sie zu verlassen. Die Vorteile, welche aus dieser Religion, die mit Aberglauben und Bigotterie umhüllet war, dem Volke gezeigt, und wozu wenigstens Hofnung gemacht wurde, waren zu stark, zu hinreissend, als daß man auf einmal davon abstehen konte. Das blendende Pfaftum hielt das Volk in seinen Klauen; diesem sollte man das Volk vorher entreissen, bevor man demselben die Vernunft reinigen wollte.

wollte. Es war daher nicht zu verwundern, daß man lieber Hungers sterben wollte, als einen Teil der Religion, wozu die Feiertage erhoben wurden, zu verlieren. Der Gedanke kam zu spät, und der Schritt war nicht vorbereitet genug.

Da man sich schlechterdings zur Arbeit nicht entschliessen konte, so entstand eine gräuliche Teurung, und erbärmliche Hungersnot. Man wollte fremdes Getreide, fremdes Brod kaufen, es war aber kein Geld vorrätig; der Geldmangel war allgemein, und das Silber stekte zum Teil in den Kirchen und Klöstern, zum Teil auf den Altären, zum Teil war auch selbes schon lange für geistlichen Schnikschnak ins Ausland versendet worden. Die silbernen Apostel und Engel und andere Statuen waren in den Kirchen mit Eisen vergittert: und die Geistlichen, welche einen gewalttätigen Angrif besorgten, stellten aus schlauer Vorsicht hölzerne Statuen dafür hin, und verbargen die silbernen unter der Erde. Mit Wehmut sah man nach Italien hin, wo die Seele und Mund belebenden Dukaten für todte Gerippe sind eingewechselt worden. Man schrieb nach Italien um Hilfe, um Getreide; es erfolgte aber ohne hinlängliche Kau-

zion oder baare Bezalung kein Pfund Brod. Denn die Heiligen in Italien sind eben so unerbittlich, und ohne Wunderwerk, wie die Todtengerippe auf den Altären.

Judas, der bei all der Bequemlichkeit und dem Vergnügen, welches er in den Armen seiner Pucelle empfand, von keinem anderen Schmerz wußte, als wenn sie entweder nicht bei ihm schlafen wollte, oder wegen Unpäßlichkeit unfähig war, auf dem Ball zu tanzen, wußte beinahe gar nichts von dem Elend und dem schlechten Zustande seines Reiches. Er lebte immer in dem süssen Troste, daß, nachdem seine ganze Regierungsverfassung für die Mönche und himmlischen Güter eingerichtet ist, alles zeitliche Glük und Wol von oben herab kommen werde, ohne daß man Hand an den Flug legen darf. Wenn er manchmal im sausenden Galop mit seinen Hofherren auf die Jagd ritt, und mit seinen Hengsten durch die Stadt und Dörfer jagte, so liefen ihm die bettelarmen Untertanen Schaarenweise nach, und schrien um Brod. Allein Judas vernam im Taumel seiner fürstlichen Freuden die Stimme des Elends nur halb; und die Hofherrn wußten das Ding sehr gut zu verdrehen, indem sie ihm weißmachten, daß ihm die Untertanen für die

glükliche Regierung danken wollten. Mitten unter diesen Auftritten brach ein neues Uebel herein, welches gar nicht konte verborgen bleiben, ob sich schon die Ratsherrn und Hofherrn alle Mühe gäben, die Sache zu verheimlichen.

Die bei der Verbrennung des Tyrolers und Krankenhauses auf die Strassen gesezten Unglüklichen hatte man ohne allen Beistand elendig verschmachten lassen. Was diese Armen erst recht unglüklich machte, war ihre Religion. Sie waren meist vertriebene und verfolgte Protestanten aus der Pfalz, welche anderswo ihr Brod suchten. Nun waren sie entblöst und von der langen Reise entkräftet schon halb dem Tode nahe ins Krankenhaus gebracht worden, indem sie keiner aus den Katholiken in seine Herberge aufnemen wollte, und dies nicht so fast aus angeborner Hartherzigkeit, als viemer aus der falschen von den Mönchen verbreiteten Religionslehre, daß alle Protestanten Kinder des Teufels wären. Auf diese Art mußte sich freilich ein bigotter Bürger lange bedenken, ob er Kinder des Teufels in sein Haus aufnemen sollte. Man sah schon die Gefar vor der Türe, welche aus der unbarmherzigen Verweigerung der Herberge entstehen würde. Weil auch der belobte

Stadtmagistrat besorgte, daß eine einbrechende Krankheit nicht nur die Bürger, sondern vielmehr ihre eigene Familie treffen möchte, so deliberirten sie in vierzehn Sizzungen, und beschlossen, die erbarmenswerten Emigranten unter dem Dach ihres Stadtkrankenhauses sterben zu lassen: welches aber aus dummen Fanatismus auch nicht erfolget war. Diesen edelmütigen Entschluß nannten sie Toleranz, und liessen ihre tolerante Gesinnungen im ganzen Reiche austrompeten, so daß man in der Ferne Wunder glaubte, auf welch hohen Grade der Menschlichkeit man gekommen wäre, da sie doch im Grunde die nämlichen Ochsen geblieben, welche sie vorher gewesen waren. Diese mit dem Tode ringenden und auf den Strassen verschmachtenden Emigranten waren es nun, welche eine anstekkende Seuche verursachten. Und eben dieser Zufall gab den Priestern wieder neue Gelegenheit zu erweisen, daß die Seuche eine Strafe Gottes sei, weil man die Kinder des Teufels in dem Reiche geduldet hat. Der Magistrat machte alsogleich einen neuen Entschluß bekant, den Protestanten auf ewig die Gnade der Aufname zu versagen. Und so mußte eine gegen die Protestanten ausgeübte Unmenschlichkeit als eine Gnade in die Jahrbücher geschrieben

werden, die Verbrennung des Tyrolers als eine weise Gerechtigkeitsliebe, und die Einäscherung des Schul- und Krankenhauses als eine väterliche Fürsorge für das Wol des Landes und der Bürgerschaft.

Vierzehntes Kapitel.

Judas verschönert seinen Hofstaat mit einem Grand-Aumonier, verordnet eine Getreidesperre, und wonet einer Seligsprechung bei.

Die Nachricht von der eingerissenen Seuche kam bis zu den Ohren des Judas, und an einem Tage hatte ihm ein zweifacher Verdruß zugestossen, nämlich: eine gefärliche Epidemie, und, was das ärgste war, die Pucelle ward von einem Prinzen entbunden, der dem Pater **Neidthard** mit Seele und Leib ähnlich war. Der nämliche schwarzbärtige, tiefäugigte, und krummnasigte P. Neidthard, sagten die Hofdamen, und Judas erwiederte aus heimlichen Zorn nicht eine Sylbe darauf. Diese beiden Vorfälle brachten den Judas so sehr in Verwirrung, daß er im ersten Augenblikke nicht wußte, was er anfangen sollte. Er war anfänglich willens, den P.

Neidthard mit dem neugebornen Prinzen zu konfrontiren; allein kaum hatten der Pucelle die Mutterwehen ergriffen, so stellte sich der schlaue Pater krank, und der Medikus, welcher ohnehin von dem Kollegium der Jesuiten aus politischen Absichten eine sehr grosse Besoldung zog, gab vor, daß Neidthard von der Epidemie ergriffen und sehr gefärlich krank geworden wäre: auf diese Art war die Konfrontazion ausgestrichen, die Pucelle bei ihren vorigen Ehren gelassen, und der Pater glänzte wie zuvor mit seiner Frömmigkeit und engelreinen Lebenswandel.

Die Epidemie grif aus Mangel der Narungsmittel und wegen häuslichen Kummer immer mehr um sich; um derselben Einhalt zu tun, mußte man vor allen die Armen, welche alle daran krank lagen, trösten und ihnen Hilfe leisten. Judas, der sich vor der Krankheit eben so sehr fürchtete, als die jungen Fräuleins vor den Pokken, entschloß sich endlich zum Almosengeben; eine Sache, welche allen vornemen und reichen Herren eigen ist, aber leider! erst alsdenn in Erfüllung gebracht wird, wenn sie bei einem widrigen Schiksale sich mit Almosen davon loszukaufen genötiget sehen. Zu diesem Vorhaben erwälte sich Judas, einen Grand-Aumonier,

oder Großalmosengeber mit zwanzig tausend Taler järlicher Besoldung. Es kostete also der Großalmosengeber die nämliche Summe, welche zur Verpflegung eines grossen Teils der Armen beinahe wäre hinreichend gewesen. Diese würdige Stelle wurde dem Kardinal Richelieu übertragen, der sie mit tausend Freuden annam, und sich das Dekret eines perpetuirlichen Almosengebers zur Vorsicht ausfertigen ließ, um sich für einen Banqueront, worein die Kirchenprälaten so oft verfallen, sicher zu stellen.

Richelieu war kaum angestellt, so kaufte er sich einen prächtigen Staatswagen, hielt zwei Duzzend Reitpferde, eine Schaar Livreibedienten, Kutscher, Heudukken, Läufer, Jäger, und einen Haufen Kuppelhunde. Judas mußte ihm sogar das prächtigste Haus in der Stadt, das für siebenzig tausend Taler feil stand, einräumen, um, wie Richelieu vorgab, dem Hofe ein Ansehen geben zu können. So viel kostete eine trokkene Idee vom Almosengeben! Die Priester posaunten auf allen Kanzeln von der Freigebigkeit und Mildtätigkeit des Judas, und es wurden sogar öffentliche vierzigstündige Gebete angestellt, daß der junge Prinz in die Fußsteige der höchstbeglükten Regierung seines erlauchten Vaters treten möchte. Kaum war Richelieu als Grand-Aumo-

nier zum erstenmale in Staatspracht bei Hofe aufgefaren, so versammelten sich bei seinem Palais eine Menge Schneider, Sattler, Wagner, Schmiede, Posamentirer, Kaufleute, Hutmacher u. d. gl. mit ihren Kontos in der Hand, und wünschten bezalt zu werden. Richelieu fluchte aus voller Kehle über die grobe Sitte des Volkes, ce n' est pas la mode de Paris, schrie er, geht zum Diable, ihr Henkersknechte. Er sprach nämlich aus einem grossen Tone, und nannte einen jeden ehrlichen Menschen, der nicht von roten Kardinalsstrümpfen herstammte, einen Henkers- oder Schinderskencht, obschon diesen eher auf ihr Ehrenwort zu trauen war, als seiner Eminenz. Die guten Handwerksleute konten diesen Schimpf um so weniger ertragen, je mehr sich der Kardinal geneigt fand — sie nicht zu bezalen. Es entstand daher ein Auflauf unter den Zünften, der nicht eher konte gedämpft werden, als bis die Schneiderkontos u. s. f. bezalt und befriediget wurden. In dieser Angelegenheit schafte sich Richelieu troz einem nach Deutschland entlaufenen Franzosen bald Rat. Er eröfnete die Armenkasse, bezalte die Handwerker, und die, für welche die Kasse nicht hinreichte, wies er auf die kommenden Monate an, bis wieder

frisches Almosen eingelaufen wäre. Ganze eilf Monate waren verflossen, bis die armen Notleidenden in die Liste kamen, und etwas an Geld erhielten; denn bis dahin wurden immer die Schuldner mit der Armenkasse abgefertiget. Aber wie erschraken und zitterten die Armen, als sie nur den halben Teil von dem monatlichen Gnadengelde erhielten, da sie zuvor, ehe man einen Großalmosengeber im Reiche gekannt, doppelt so viel empfingen. Das Murren drang bis zum Trone hinauf, und Judas fand sich genötiget, seinem teuren Grand-Aumonier einen gelinden Vorwurf darüber zu machen. C'est un bagatelle, fur Richelieu ganz erhizt gegen ihn auf, c'est ne pas encore un an; die lausigen Pougers sollen warten, bis ich die Rechnung geschlossen habe, und das kan noch vor einem Monate nicht geschehen. Allein bis Richelieu die Rechnung geschlossen hatte, waren schon alle armen Hilfsbedürftigen und Taglöner verhungert, ein sehr grosser Teil der Einwoner ausgestorben, und die Seuche, nachdem sie beinahe keine Narung mehr fand, hörte von sich selbst auf. So kam Richelieu, wie viele seiner Vorgänger und Nachfolger bei andern Höfen, auch an seinem Hofe mit Ehren durch.

Jedermann bezeigte ihm öffentlichen Dank, und vor Freude, daß die Seuche aufgehöret, oder deutlicher zu reden, daß beinahe die ganze Stadt ausgehungert ist, wurden prächtige Jubelfeste angestellt.

In dieser Kalamität hatte man immer für die Stadt gesorgt, niemals aber an das Landvolk gedacht. Bei diesem ging es noch erbärmlicher zu als bei jener; und die Leute mußten sich, wie das Vieh, vom Grase nären. Niemand war mehr im Stande die Abgaben zu bezalen, ob man schon die Untertanen teils halb todt schlug, teils halbe Jahre lang in die Gefängnisse sperrte; denn dadurch wurden die Leute zur Arbeit untauglich, oder derselben auf lange Zeit entzogen, und die Staatskasse fing merklich zu wanken an. Da Richelieu bekantermassen die Stadt so weißlich von dem Elend befreiet hatte, so übertrug ihm auch Judas die Sorge für das Landvolk. In einem Winke war der Kardinal mit einem Projekte fertig, den Kornmangel zu verhindern; er verbot bei Lebensstrafe nicht eine Hand voll Getreides ausser Land zu bringen, und dies zur Zeit, da man im ganzen Reiche keins mehr hatte. In der Stadt ließ er mitten auf den Plaz hin einen Galgen errichten, um die Bauern zu schrek-

ken, und stellte eine Schildwache daneben. Es war aber der Pöbel gegen diesen patriotischen Woltäter so undankbar, daß er in der Nacht aus Bosheit das Portrait desselben an dem Todespfal hing. Richelieu ward über diesen Schimpf aufs heftigste erbittert, und er fand in wenig Tagen eine Gelegenheit sich zu rächen. Ein Bauer hatte noch eine Mezze Korn vorrätig, die er einige Wochen vorher von seinem Nachbar aus dem eine Stunde weit entlegenen Dorfe geborgt hatte. Eben war dieser Nachbar selbst in den äußersten Mangel geraten; der Bauer konte aus natürlichem Gefüle seinen Nachbar nicht schmachten sehen, und da er sich bedachte, daß er ihm das Korn noch obendrein schuldig war, so hielt er sich aus Staatspflicht verbunden ihn zu bezalen. Ich wäre ein Tiran, sagte der Bauer zu sich selbst, wenn ich meinen Freund würde länger darben lassen, und nam die Mezze Korn auf seinen Rükken, und eilte dem Schmachtenden zu Hilfe. Noch unter der Haustüre wendete er sich zu seinen fünf Kindern um, und gab ihnen eine väterliche Lere mit folgenden Worten: ich gehe, lieben Kinder! meinem Nachbar beizuspringen, und ihm das Freundstük zu vergelten, das er mir erwiesen hat; ler-

net also von mir, daß man dankbar und mitleidig sein müsse, auf daß auch ihr dereinst mitleidige Menschen finden möget. So ging er mit diesen Gedanken eines ehrlichen Mannes fort, und da er seinen Weg durch ein Wäldchen nemen mußte, so legte er seine Bürde eine Weile unter einem Baume ab, ruhete ein bischen, und labte seine Seele mit den Vorstellungen von Freude und Vergnügen, welche der hungrige Nachbar über seine unerwartete Ankunft empfinden werde, und wie ihm dessen Kinder um den Hals fallen werden, und ihn küssen vor Freude, daß sie wieder, gegen alle Erwartung und Hofnung einer Hülfe, Brod haben. Ich werde mich der Freudentränen kaum erweren können, sagte er zu sich, und machte sich wieder auf den Weg. — Halt! Schurke! schrien ein paar Soldaten, welche aus dem Gebüsche hervorsprangen, du hast Kontreband, du bist unser Arrestant — und schleppten den Bauer samt dem Getreide nach der Stadt ins Gefängniß. Umsonst beteuerte der Bauer seine reine unsträfliche Absicht, umsonst lief der Nachbar als ein Zeuge, daß es geborgtes Getreide war, herbei, und vergebens knieten die Kinder vor dem Richter. Der Bauer mußte zum Schrekken und War-

nung der übrigen am Galgen hangen. — Was sollen sich jezt die Kinder über die väterlichen Ermanungen denken, da er ihnen sein Beispiel mit solcher Herzenswärme zur Nachamung vorstellte? Und so war es vermöge des Koder Judiziarius und Criminalis nicht erlaubt, Tugenden der Menschenliebe auszuüben?

Es ist leicht zu erachten, daß bei einer solchen Verfassung, wo man die Akkerleute entweder halb todt schlug, oder sie in Kerker stekte, oder gar an den Galgen hing, sich die Getreideerndte wenig vermehren konte. Richelieu schrieb daher eigenhändig nach Rom um guten Rat und Hilfe, weil er mit diesem Hofe von jeher in genauer Verbindung stand. Um also dieser Bitte zu gewären, (und sollte man wol von Geistlichen keinen Beistand hoffen?) so wurde izt ein lebendes Gerippe, oder ein päbstlicher Nunzius dahin gesandt, um zu sehen, auf welche Art das ganze Land und dessen Einrichtung bestellt sein möge. Fro war wieder das Volk über die Nachricht, daß sogar ein Mann aus dem heiligen Rom käme, der Trost und Hilfe für die Seele und den Leib zugleich mitbringen würde. Man feierte dem Nunzius einen prächtigen Einzug; und diesmal zerbrachen

sich die Leute unter dem Stadtthore die Hälse nicht mehr, denn der Graben wurde mit dem Schutt des Schul- und Krankenhauses angefüllt, damit das Andenken um so eher versiege, daß die Stadt jemals eines dieser unnüzzen Häuser besessen habe. Auch Judas war ungemein über dessen Ankunft erfreut, und er hatte sogar zur Bestreitung der Reisekosten neue Steuern und Anlagen ausgeschrieben. Aber wie erstaunte man, als in Zeit von acht Tagen nach der Ankunft des Nunzius der Marktpreis der Viktualien noch einmal so hoch gestiegen war! Der rundköpfigte Nunzius hatte einen so heftigen Appetit, daß er sogar die Heufische übertraf; alle Morgen verzehrte er nebst dem Kaffee oder Schokolade um acht Uhr drei Pfund Schinken, zwei Paar Bratwürste und drei Bouteillen Burgunder; um eilf Uhr einen Kalbsbraten, und zwei gebratene Hüner, nebst einem Duzzend gebratener Vögel; um zwei Uhr ging er zur Tafel von sechszehn bis zwanzig Speisen, zu deren Verdauung sechs bis acht Kannen Rheinwein getrunken wurden; um sieben Uhr die nämliche Porzion wie Morgens um acht Uhr, und um zehn Uhr eben so viel, wie um eilf Uhr. Dieser Appetit wurde nun täglich kontinuirt,

und von der nämlichen Mäßigkeit waren seine beiden Hofkapelläne, sein Zeremoniarius, seine zween Kammerdiener, seine drei Sekretairs, sein Dolmetscher, seine vierzehn Bedienten, Kutscher und Knechte. — Nach acht Tagen mußte man rings umher auf drei bis vier Meilen, einige Fleischer, Köche und Hofliefe- ranten abschikken, die Gänse, Kälber, Schwei- ne, Hüner u. s. f. für den Nunzius aufzu- kaufen, und ihn zu sättigen. Es waren aber schon in der dritten Woche keine Vik- tualien für das teuerste Geld mehr zu be- kommen; alles war aufgezert, und selbst dem Judas war angst und bange bei der langen Anwesenheit dieser hungrigen Gäste. Die Leute schlugen die Hände über ihre Köpfe zusammen, und beweinten das Schiksal, daß sie so einmal a propos vom Haus und Ho- fe gefressen werden.

Nachdem der Nunzius nichts mehr zum Verzeren fand, so dachte er an seine Heim- kehr. Jezt hatte aber Judas selbst kein Geld, sich diese Gäste vom Hasse zu schaffen: das Volk hatte sogar zu Hause die Allerhei- ligenlitaney gebetet, um durch Gottes Bei- stand dieser Landplage los zu werden; und doch schien keine Rettung mehr zu sein. Es zeigte sich aber unvermutet ein Glüksstern,

und der Himmel erbarmte sich noch des armen Volkes.

Der Jude Warbek und Simnel, welche beiden die Rosenkranzbrüderschaft in Pacht genommen hatten, wie im eilften Kapitel gemeldet worden ist, langten wider alle Erwartung in dem Residenzschlosse des Judas an. Diese hatten ganze Fässer voll Geldes auf Wagen mitgebracht, welches sie aus ihren heiligen Pachtgütern gezogen hatten. Judas hatte zwar vorher immer einige Summen in halbjährigen Ratis empfangen; daß aber der Rosenkranz so enorme Geldsummen eintragen sollte, hieran hatte keine Seele gedacht. Er herzte, küßte und drükte den Warbek; o, Freund! sagte er, nun sehe ich, daß ein Landsmann und Glaubensgenosse den andern nicht verläßt, und daß in der Not das alte Stammblut wieder aufwallet: kommt, Freunde! Warbek und Simnel, ihr seid mir werter als zehn päbstliche Nunzien. Und den folgenden Tag hatte sich Judas die beschwerlichen Gäste schon vom Halse geschaft.

Aber die Loyolisten spizten Augen und Nasen, als sie das Geld witterten. Sie schlichen paarweise um das Schloß herum, und machten die ergebensten und gehorsamsten

Bük-

Bücklinge. Man verwunderte sich sogar über ihre häufige Erscheinung, und über ihren angebotenen Diensteifer, da man doch zuvor oft ganze Wochen lang kaum einen Loyolisten sehen konte. Da nun diese Herren, wie gewönlich, bei den meisten Höfen, ihre treuen Freunde haben, so erfuren sie bald, wie hoch sich die Summe des angekommenen Geldes belief. Das sezte sie dann in volle Bewegung; jezt ist ein Strich durch unsern Plan gemacht, sagte Neidthard, unsere Eroberung dieses Reiches ist auf einmal zu Wasser geworden: noch wäre es Zeit, und es ist kein anderes Mittel mehr übrig, als — Gewalt. Er ließ seine Ordensbrüder, welche an der Pulververschwörung in London Anteil hatten, zu sich rufen, und unterredete sich mit diesen die ganze Nacht hindurch. Es ward eine abermalige Pulververschwörung verabredet, und zwar unter dem Vorwande, der Pucelle etliche Fäßchen Champagner als ein Kindbettgeschenke zu verehren, und auf diese Art das Pulver in die Keller des Schlosses zu praktiziren. Schon waren die Fäßchen in die Keller gestellt, und Pucelle hatte schon für die beste Gesinnung den verbindlichsten Dank abgestattet, als sich auf einmal — die

Glükgöttin zu Gunsten des Judas und seines Geldes drehete.

Ein römischer Staatsbote brachte die Bulle von der Unterdrükkung der Gesellschaft Jesu nach Hofe, und dem Pater Neidthard und seinen Kollegen war dieses ein entsezlicher Donnerstreich. Neidthard bereute jezt seine Sázze, welche er zu Gunsten des Pabstes mit so viel Hizze verteidiget hatte, aus ganzen Herzen, und er schwur dem heiligen Vater, als dem Urheber dieses fatalen Streiches, den ewigen Untergang entweder durch einen Meuchelmord, oder durch eine Vergiftung. Um eben diese Zeit war auch der aus Spanien wegen verursachten unglüklichen Krieg verwiesene Kardinal Alberoni gegenwärtig: dieser riet ihnen, sich nach dem Kirchenstaat zu begeben, weil sie weder in Spanien, noch Paraguay, noch Californien, noch in Amerika, noch Portugal, noch in England, Frankreich, Deutschland ꝛc. einen Zufluchtsort finden würden. Allein Richelieu, der wieder neue Plagen von den Schneidern und Kaufleuten auszustehen hatte, und die Armenkasse von Tag zu Tage schwächer antraf, drang nach allen Kräften auf die buchstäbliche Vollziehung der Bulle, und bewirkte die gänzliche Einziehung der Güter.

Der sonst so schlaue Richelieu, der sogar Generalissimus bei den Armeen gewesen, und den König in den bildschönen Jüngling Cing-Mars verliebt gemacht hatte, um ihn von den Maitressen, deren Intriguen Richelieu so sehr fürchtete, abzuhalten, beging diesmal einen der größten Staatsbökke. Sein einziger Gedanke war die Güter einzuziehen, und gelegentlich die Kontos damit zu bezalen; an die auseinander getretenen Glieder aber dachte er wenig oder gar nicht. Diese, heimlich froh über den Staatsbok, deren an gar vielen Orten gemacht wurden, ließen willig ihre Güter faren, und verteilten sich unter die vermöglichern Familien. Anfangs schlichen sie wie mit einer Knute zamgemachte Tiere herum, beweinten ihr hartes Schiksal, und lachten im Herzen, daß sie jezt bessere Tage, als jemals, hatten. Da liefen und keuchten, und zappelten die alten Mütterchens mit ihren lezten Notpfennigen daher, um sich bei ihnen einige heilige Messen zu bestellen, und Neidthard bekam allein so viele zum Lesen, daß er erst nach ein paar Jahrhunderten damit wird fertig werden. Indeß ging das Avanciren links und rechts an: der eine wurde Beichtvater bei dieser Handelsfrau, der andere bei jener Dame, oder Hof-

rätin, und selbst die Pucelle konte ohne den Pater Neidthard ihre Herzensanliegen nicht los werden. Sie saßen also im Nest der Kabalen ruhig und sicher, und es behagte ihnen besser, als eine Pulververschwörung, oder eine andere geräuschmachende Ravaillakſche Unternemung. Sie zogen in der Stille ihre Wechselinteressen aus Hamburg, Amsterdam und andern Orten, stifteten Heuraten, oder trenten die Ehen, besorgten Liebeshändel, und stekten sich hinter die Staatsangelegenheiten, beförderten die Unwissenheit und hinderten die Aufklärung, predigten Menschenliebe und stürzten die Gutgesinten, lebten von der Woltätigkeit und hatten Geld im Ueberfluß.

Damit die Loyolisten auch nach ihrer Unterdrükkung den nämlichen oder noch grösseren Einfluß auf das Volk und die ganze Verfassung haben möchten, so bewirkten sie zur allgemeinen Freude und zum nicht geringen Stoß der Staatskasse eine Seligsprechung. Ursula war in der Zeit der Teurung an der Auszerung gestorben; sie war kaum todt, so wirkte sie schon Wunder, welche Neidthard an jedem Sonntage seinen Gläubigen von der Kanzel fleißig verkündigte. Man konte daher ihre Seligsprechung eben so geschwinde betreiben, als es mit dem heiligen Carolus

Borromäus, wie Archenholz in seiner Beschreibung von Italien erzälet, geschah, da dessen alte Frau Mutter noch das Glük erlebte, ihren Sohn auf dem Altare von den Andächtigen fußfällig verehret zu sehen, und selbst vor ihrem Söhnchen einen frommen Bükling zu machen. Die Wunder, welche mit goldenen Buchstaben sind geschrieben worden, waren erstaunend; und man legte sie noch einmal, um die unbezweifelte Aechtheit zu bewirken, in einer öffentlichen Prüfung vor. Die hierzu eingeladenen Personen waren folgende: die Königin Elisabeth von Portugal, welche ihren Gemal zur Regierung und zum Ehestande für untüchtig erklärte, und ihn in dem Gefängniß sterben ließ; Clemens VII. welcher die Liga sankta schmieden half, und dafür in der Engelsburg büssen mußte; Paulus IV. welcher den König Heinrich von Frankreich zum Bruch des Waffenstillstandes verleitete; die Katharina von Medizis, unter deren Regierung das Blutbad gegen die Hugonotten zu Vassy war angerichtet worden; deren Sohn, Karl IX, der mit seiner Frau Mutter, dem Herzoge von Anjou, dem von Nevers, den Marschällen von Tavannes und Retz, die berümte pariser Bluthochzeit

in einer Nacht verabredet hat; **Philipp II.** der seine unüberwindliche Flotte meist mit Mönchen besezt hatte, um England zu bekeren, aber dafür bis auf das Haupt geschlagen wurde; der übrige Hauffen bestand aus dem Rest des Unterhauses in London, aus 59 Personen, welche ihren König zum Tode verdammten, und ihn mit einem Beil zu **Whitehall** enthaupten liessen.

Da zu einer solchen Feierlichkeit zween Advokaten erfodert werden, deren einer die Wunder des Seligsprechenden vertedigiget, der andere aber diese bestreitet, und aus der Ursache **Teufelsadvokat** genant wird; so übernam die erste Stelle der Kardinal **Fleury**, und für die zwote wurde ein erzbigotter und dummer Mann gewälet, damit die Seligsprechung desto eher zu ihrer Reife gedeihen möchte. Dieser war **Don Michael del' Annuciata**, Bischof von **Coimbra**, welcher durch einen Hirtenbrief das Lesen vernünftiger Bücher verboten, und dadurch mit seiner Geistlichkeit beinahe einen Aufrur in Portugal veranlaßt hatte. Gegen diesen war aber Fleury und sein Spiesgeselle, der Kardinal **Tencin**, ein ganz anderer Mann; dieser Tencin mußte auf Verlangen des Kardinals Fleury den sich in Rom aufhaltenden

König **Jakob III.** der schon 56 Jahre alt war, gegen England aufhezzen, wozu auch der Kardinal **Aquaviva**, spanischer Gesandter in Rom, gebraucht ward. Tencin ist unstreitig in Rüksicht seiner ausnemenden Verdienste zur Kardinalswürde erhoben worden, nämlich mit vierzigtausend Reichstaler, und auf die gute Empfelung der **Milady Invernes** beim heiligen Vater, einer Schottländerin von Geburt, welche des Königs **Jakob** Maitresse war, und in Rom, weil sie von der protestantischen zur katholischen Religion überging, eine ansenliche Pension vom Pabste genoß. Ein würdiger Gegenstand, seine Religion zu verändern! Um diese Fleurnade ganz zu erzälen, so gehört noch folgendes hieher: Jakobs ältester Sohn, **Karl Eduard**, auf dessen Kopf das Parlement von London 30000 Pf. Sterling gesezt hatte, ging also nach Schottland zu seiner Partei, sammelte ein Heer, und suchte die Tronfolge zu behaupten. Er hatte sich aber unglüklicherweise den Lord **George Murray** auf Einraten seines Vaters, und dieser auf Einraten der **Invernes**, weil er ihr Anverwandter war, zum ersten Minister und Generalissimus bei der Armee gewälet. Allein Murray war dumm und Schurke zugleich, und er fing es

geflissentlich darauf an, daß Eduard von dem Herzog von Cumberland geschlagen, und Murray selbst, aus geflissentlicher Richtung, gefangen wurde. Er hat heimlich den ganzen Briefwechsel, den Eduard mit seinen Anhängern gepflogen, aufgefangen; und da er in der Gefangenschaft alle diese Briefe auslieferte, so suchte er dadurch nicht nur allein Begnadigung, sondern auch eine Belonung, welche er wirklich erhielt. Bei dieser Fleuryade kamen nur drei Lords und drei Pairs um ihr Leben, und über zweitausend Personen wurden arretirt.

Man kan sich wol vorstellen, daß Fleury zu Gunsten der Ursula sein Advokatenamt ungemein vortreflich verwaltet habe, und daß er im Stande gewesen, troz einem Doktor subtilis oder sublimis aus der Theologie, mit einem Worte dem Teufelsadvokaten das Maul zu stopfen. Da es aber bei den kirchlichen Sachen Herkommens ist, daß disputirt, gestritten, und gezankt, und geflucht werden müsse, so konte der Teufelsadvokat nicht umhin, wenigstens eine einzige bindige Einwendung zu machen. Er bestritt nämlich das Mirakel, daß Ursula einen Hofnarren beredet habe, sich aus Liebe gegen sie zu kastriren. Hier kam es entweder auf die Augenzeugen,

oder auf die schriftlichen Zeugnisse an. Allein da weder der eine noch der andere etwas von diesen legalen Bedürfnissen besaß, und Ursula, die einzige Augenzeugin, bereits todt war, so wurde in meliorem partem präsumirt, und der Teufelsadvokat mußte sich für überwiesen ergeben. Nun erschallten die Trompeten von allen Ekken; es wurde inzensirt, illuminirt und musizirt, und in der Kirche wurden so viele Krazfüsse beim Hin- und Wiederlaufen, Aufstehen und Niedersizzen, An- und Auskleiden u. s. f. gemacht, daß sich Judas nicht erinnern konte, jemals eine so unterhaltende Pantomime mit Columbine, Harlequin, Pantalon, Pirot und Poliginello gesehen zu haben.

Funfzehntes Kapitel.

Judas läßt sich von Pater Gaßner benediziren.

Nach diesen Auftritten war das Staatsruder vollends in die Hände des Richelieu gefallen. Um sich bei dem Volke sowol als bei dem Hofe die schwarzen Flekken auszulöschen, welche er durch die Verwaltung der

Armenkasse gemacht hatte, so ergrif er die notwendigste und leichteste Maxime, sich bei beiden beliebt zu machen, nämlich die Andächtelei. Er wußte sehr gut, daß man unter dieser Masque die größten Schnurkereien, Betrügereien, Ungerechtigkeiten und Ränke begehen könne, ohne daß es nur jemanden beifiele, dieselben zu ahnden. Er wälte sich daher einen eigenen Beichtvater, den Jesuit **Lamormainus**, einen gar andächtigen und exemplarischen Mann, der schon Kaisers **Ferdinands II.** Beichtvater gewesen, und diesen Monarchen dahin gebracht hat, daß er bei dem Marienbild zu Loretto ein Gelübde tat, alle Protestanten aus seinen Landen gänzlich auszurotten: er sagte sogar, daß er lieber als ein armen Exulant auf der Welt herumwandern wolle, als nur einen einzigen Kezzer dulden. Lamormainus hatte auch das gänzliche Zutrauen dieses Monarchen auf sich und seine Gesellschaft gezogen; er galt mehr als alle kaiserlichen Räte, und war ein so tief ins Herz gewurzelter Liebling, daß er in allen Stükken zu Rate gezogen ward: woraus notwendig erfolgte, daß Ferdinand sich nicht einmal würdigte, auch den höchsten protestantischen Ständen eine Antwort zu erteilen. Durch diesen Lamormainus wurde

Richelieu gar bald als ein tugendhafter und äußerst gerechter Mann gepriesen; er lobte ihn bei allen Damen und Hofherren, und bei dem Judas schilderte er den Richelieu als einen so keuschen Priester, daß Judas gar kein Bedenken trug, wenn Richelieu etliche Stunden lang vor dem Bette der Pucelle allein zubrachte, und sie mit aller seiner geistlichen Mannskraft benedizirte.

Die Staatsgeschäfte häuften sich bei dem Richelieu alsdann so sehr, daß er genötiget war, zween Haussekretärs auf einmal anzustellen. Der erste war der berümte Staatsminister **Kiuperli**, ein Mann voll Tätigkeit, der in einer kurzen Zeit von sechs Jahren mehr als dreißig tausend Menschen hat hinrichten lassen; der zwote, welcher diesem beigesezt wurde, war der Herzog von **Alba**, der von seiner christlichen katholischen Majestät von Spanien, Philipp II. die Vollmacht erhalten hatte, achtzehn tausend Menschen durch den Scharfrichter köpfen, hängen, rädern, oder verbrennen zu lassen. Warum dieser nur als zweiter Sekretär angestellt wurde, daran war seine Furchtsamkeit Ursache: denn als der Herzog von Alba auf dem Todbette lag, und ihn seine Grausamkeit beunruhigte, so ließ er dieses auch dem König zu verstehen

geben, worauf ihm dieser sagen ließ; der Herzog von Alba möchte nur recht getrost und selig im Herrn entschlafen, dergleichen Bagatellen könne er alle selbst auf seinen Rükken nemen. Und dies um so leichter, weil der spanische Hof selbst mit Ablaßbriefen handelt, welche gleichsam freie Patente sind, vermöge deren man Gott keine Rechenschaft geben — in der Welt aber tun darf, was man will. Ueberhaupt sind sich die Könige niemals gleich; so war der König Heinrich IV. von Frankreich von einer ganz andern Denkungsart; dieser wollte aus Menschenliebe das aufrürische Paris lieber nicht einnemen, als ihre äusserste Not vermeren. Denn dortmals war die Hungersnot und das Elend in Paris so groß, daß man sogar die Todten auf den Kirchhöfen ausgrub und sie zur Narung brauchte; nur die Klöster, welche immer zuerst für ihre Bäuche sorgen, hatten noch auf acht Monate Lebensmittel. Hier erbarmte sich Heinrich über seine aufrürischen Untertanen; er ließ ihnen heimlich Lebensmittel in die Stadt zufüren, und stellte sich nebenbei, als merkte ers nicht, wie ein Vater, der seine Kinder nicht gerne straft. Aber Ludwig XIV. war wieder von einer andern Denkungsart, er ließ die armen Commissairs,

die sich nicht auf die schändlichste Weise von Pfaffen und Intendanten unterdrükken und schinden lassen wollten, mit Rad und Feuer vertilgen.

Wenn nun Richelieu diesen beiden Haussekretairs die Geschäfte übergeben hatte, so tat er sich gute Tage drauf. Er ließ den Fleury zu sich bitten, unterredete sich mit ihm noch von alten Dingen her, z. B. daß Fleury seinen König verfürt habe, das Ehebett zu beflekken, und sich gänzlich zu entnerven; von dem Herrn **Maupeau**, der mit seinem tyrannischen Herzen alles für Nachgierde umbringen wollte; von Hrn. **d'Aiguillon**, der die Untertanen despotisirte, und von Hrn. **Boynes**, der zu Fleury's Zeiten dem Ueberbringer eines Papageis das Ludwigskreuz erteilt hatte. — Wenn Boynes einem Bauern, der einen Scheffel Kartoffeln nach Paris zum Verkauf würde gebracht haben, lieber, als einen Windbeutel mit dem papiernen Stammbaum, das Ludwigskreuz gegeben hätte, so wäre er einer philosophischen Denkungsart fähig gewesen; aber den Ueberbringer des Papageis so zu beehren, da der Hof ohnehin für seine Papageis keinen Plaz mehr übrig hatte, das ging zu weit! — Nebst dem Fleury, welchen Betrügerei und

Heuchelei so hoch erheben hatten, fand sich auch die Prinzessin Louise ein, die eine Karmeliter-Nonne war, zu deren Füssen die Priester gelegen waren, und die aus ihrer Klosterzelle unter ihrer Nonnenkappe im Königreiche geherrschet hatte. Da stürzten sie dann ein Glas Rheinwein nach dem andern um, Fleury unterhielt einige Karessen mit der Louise, doch cum benedictione apostolica, weil beide geistliche Personen waren, und Richelieu erinnerte sich noch mit Vergnügen daran, daß er dem Hrn. de Thou, (Thuanus) welcher gerne Staatsrat geworden wäre, mit der Ausflucht, daß er noch zu jung sei, eine lange Nase gedrehet habe. Herr de Thou war ein höchst geschikter Mann, und er war wegen seiner Geschiklichkeit schon mit neunzehn Jahren zu Paris Parlementsrat und Maitre des Requêtes (der die Supliken annimmt und darüber referirt) aber Richelieu war gegen seine Talente eifersüchtig, und so konnte de Thou nie avanciren. Wie haben sich denn eure Eminenz mit der verwittibten Herzogin Chevreuse vertragen? fragte die Louise. Am besten, antwortete Richelieu; da diese bei der Königin so viel gegolten hatte, und ich dadurch gestürzt zu werden fürchtete, so hatte ich sie ein bischen

schwarz gemacht, damit sie nach England verwiesen ward; aus eben der Ursache mußte ich auch den de Thou, auf dessen Geschiklichkeit die Königin so viel hielt, entfernen. Aber, fur die Louise fort, wie gingen Sie's denn an, den kranken König von Paris weg, ins Lager zu bereden? Das war leicht, erwiederte Richelieu, der Leibmedikus mußte behaupten, die Reise befördere die Genesung, und hierauf durfte kein Mensch mer widersprechen: und wäre auch der Monarch gestorben, so hätte ich sicheres Spiel gehabt, die Regentschaft des Reichs in meine Hände zu bekommen, welche Absicht mir aber, ob ich schon noch ärgere Streiche angerichtet habe, mißlungen ist. Doch hat ihnen Fontrailles, fing jezt Fleury zu reden an, auch vielen Verdruß verursachet. Der verfluchte Kerl, sagte Richelieu, und blos aus der Ursache willen hatte er eine so grosse Rache gegen mich gefaßt, weil ich ihn seines Bukkels wegen bei einer Gesellschaft lächerlich gemacht habe: auch der war von der Partei derjenigen, welche sich wider mich verschworen haben. **Fontrailles**, **Cinq-Mars**, der Herzog von **Bouillon**, der Graf von Soissons, der Graf d'**Aubijoux** und de **Thou** machten die Kette aus, welche man mir um den

Hals werfen wollte. Wie gerieten Sie aber, fragte Fleury, hinter dieses Geheimniß? durch den päbstlichen Nunzius aus Madrid, antwortete Richelieu, der den Grafen d'Aubijoux mit eigenen Augen gesehen, wie er als ein verkleideter Kapuziner die Ordres hin und wieder brachte. Ich drang sogleich in den König, er sollte den Cing-Mars arretiren lassen; er wollte aber lange nicht daran, und da er sich nicht zu helfen wußte, so kniete er vor dem Cruzifix nieder, und bat um himmlische Erleuchtung. Nun verschafte ich ihm diese Erleuchtung unverzüglich; nämlich der königliche Beichtvater, Pater Sirmond mußte ihn bei seinem Gewissen bereden, daß er den Cing-Mars arretiren zu lassen verbunden sei, worauf der König sogleich Befel erteilte, ihn in Verhaft zu nemen. Um diese Zeit hatte ich für meine Person sehr vieles zu tun; es ging ein Gerücht herum, als wär ich bei dem Könige in Ungnade gefallen; und wirklich, ich muß es gestehen, Cing-Mars hatte mir schon sehr vieles bei demselben verdorben: dieses Gerücht mußte ich also vor allem unterdrükken, und zwar auf eine Weise, wodurch bei der Nazion großes Aufsehen erregt würde. Ich war eben

eben zu Tarrascon, und stellte mich krank, als sich der König zu Narbonne wirklich krank befand. Da brachte ich es denn so weit, daß mich selbst der kranke König besuchte. Auf einmal entstand bei der Nazion und dem Adel eine neue Hochachtung und Furcht gegen mich: alles geriet in Verwunderung darüber, daß mich sogar ein kranker Monarch besucht hat. Daß ich mich zugleich recht tödtlich und schmerzlich krank stellte, das können Sie sich wol vorstellen; ich machte aber bei meiner Verstellung noch einen Auftritt: ich ließ mir ein fliegendes Zimmer zubereiten, worinn für Betten, Tisch, Sessel und Vorleser, der mein Gesellschafter sein mußte, Raum war, und in diesem Zimmer ließ ich mich von achtzehn Personen aus meiner Garde, welche meistens Edelleute und zugleich meine Kreaturen waren, mit entblöstem Haupte bis nach Lyon tragen. Jezt stellen Sie sichs vor, wie man mir von allen Dörfern mit Kreuz und Fanen entgegen gegangen ist, wie man alle Glokken geläutet hat, und wie das Volk auf den Feldern auf die Knie niedergefallen ist, um eine Benedictio apostolica zu erhalten, wärend ich mit meinem Tischleser eine Bouteille Burgun-

der nach der andern umstürzte, und etliche Partien im Schachbrett gewann. Nicht war, Herr Amtsbruder Fleury, das war recht komisch? Von Herzen zum Lachen komisch, erwiederte dieser, und die ganze Gesellschaft freute sich über die Finesse, welche eines Kartousche würdig war. Hierauf erzälte Richelieu weiter: es wurde auch de Thou in Arrest gebracht; er war aber zum Tode nicht gravirt genug, ob es schon meine Absicht war, daß er sterben sollte. Ich beredete daher den Laubardemont, welcher mein Spion und Vertrauter, und zugleich Referent bei der Criminalkommission war, daß er den Cinq-Mars mit Lügen und Versprechen des Lebens dahin bereden möchte, auf den de Thou auszusagen. Der Referent, ein gewiß recht christkatholischer Mann, der alle Wochen zur Beichte ging, und in alle Brüderschaften einverleibt war, brachte es auch glüklich dahin, daß Cinq-Mars gegen de Thou aussagte, und ihn zum Tode brachte. Das war nun freilich, unter uns gesagt, eine Erzschelmerei; ich wußte mich aber mit gutem Gewissen davon wieder loszumachen. Ich entdekte dieses kleine Sündchen meinem Beichtvater, dem Pater l' Escot, einem grundgelerten und hochstudirten Manne, der gewiß

mit dem Probabilismus und der Restrikzio mentalis recht gut umzuspringen wußte; dieser brave Beichtvater billigte ohne Anstand mein Unternemen, und absolvirte mich ohne einigen Skrupel. Ich war also los, und de Thou in der Falle. Doch saß bei dem Gerichte einer, Hr. **Miromesnil**, der so naseweise sein, und in den Tod des de Thou nicht stimmen wollte; allein der Kanzler, mein Freund, hatte es ihm rund abgeblasen, da er sagte: bedenken Sie, mein Herr, wie es den König verdriessen würde, seinen Favoriten, den Cinq-Mars, zu verurteilen, und einem Staatsrat durch die Finger zu sehen. Ich nahm mir aber diesen widerspänstigen Miromesnil ad Notam, daß er gewiß weder Avancement noch Gnade mehr zu hoffen hatte. Nur war ich bedacht, daß es Niemand merkte, daß ich Teil an diesem Blutgerichte hatte. Ich ließ mich also noch, bevor zum Tode votirt ward, dessen ich schon durch heimliche Nachrichten versichert war, auf die nämliche Art wieder in dem fliegenden Zimmer von Lyon weg nach Paris bringen, wie ich es oben beschrieben habe. Die beiden, Cinq-Mars und de Thou, wurden also nach meiner Abreise zu Lyon öffentlich enthauptet; und ich hatte eine innige Freude darüber,

daß meine Absichten so gut geglükket sind. Cing-Mars bat zwar den de Thou noch vor der Hinrichtung um Verzeihung, daß er falsch gegen ihn gezeugt habe, das konte aber nichts mehr helfen. Vor dem Tode des de Thou ging noch ein artiger Auftritt vor; es kam ein Franziskanerguardian zu ihm ins Gefängniß, der ihn seines Gelübdes erinnerte, das er in dem Kerker zu Terrason getan hatte, nämlich für seine Befreiung drei hundert Livres järlicher Renten zu einer Kapelle in der Franziskanerkirche zu schenken. Jezt erinnerte ihn der Guardian an die Erfüllung dieses Gelübdes. Dem de Thou, der wenige Minuten mehr zu versäumen hatte, mißfiel diese Erinnerung, besonders da er sah, daß er zur Erfüllung des Gelübdes eben so wenig verbunden wäre, als er einige Hofnung zur Befreiung hätte. Worauf der Guardian die schlaue und gottesfürchtige Auslegung machte, daß das Gelübd nicht von der Befreiung aus dem Kerker, sondern der Seele aus dem Leibe zu verstehen sei. Hier hatte auch de Thou keine Zeit mehr mit dem Guardian zu disputiren, distinguiren und retorquiren übrig; und da er es aus den Augen des Mönches lesen konte, daß er nichts nachgeben würde, so bestätigte de Thou, um die-

ses Gastes los zu werden, auf der Stelle das Vermächtniß, und schrieb eigenhändig die Inskripzion zur Kapelle: Christo Liberatori Votum in carcere pro libertate conceptum *Franc. August. Thuanus*, e carcere vitae jam liberandus merito soluit d. XII. Sept. CIↃIↃCXLII.

Auf diese eben beschriebene Art unterredete sich Richelieu sehr oft mit seinen würdigen Tischgenossen, und Fleury streute ihm fleißig den Weihrauch; denn Richelieu war äußerst ehrgeizig, und diejenigen, welche ihn öffentlich, besonders in Schriften, lobten, bezalte er sehr teuer, und freigebig, welches den hochbelobten Zeitungsschreibern am besten zu statten kam, die in allen ihren Alltagsgeschmieren die Gerechtigkeit, Frömmigkeit, Menschenliebe und Weisheit des Kardinals ausposaunten, da doch die beiden erbaulichen Grundsäzze desselben weltkundig waren, nämlich: keine Bitte anzuhören, und Niemanden zu verzeihen, und sollte er erst nach dem Tode des Beleidigers Gelegenheit zur Rache gefunden haben, die auch manche unschuldige Familie getroffen hat.

Mit diesen Gesinnungen fürte nun Richelieu auch das Staatsruder im Reiche der Todten; und bei solchen Karakterzügen wäre es überflüssig zu melden, welchen tiefen

Eindruk er auf das Wol und die Glükselig=keit der Untertanen gehabt habe. Zu verwundern ist es freilich, wie er, da nur Wut und Menschenerwürgung aus seinen Zügen schäumten, auch verliebt habe sein können. Und doch war er es wenigstens im Reiche der Todten. Die Pucelle machte seine tierische Empfindung rege, und er geriet sogar mit dem Neidthard, den er unmöglich mehr bei Hofe leiden konte, in eine unversönliche Eifersucht. Wenn diese zwischen zweien geistlichen Personen entstehet, so erreichet sie ihren höchsten Grad, und es folgen, troz allen Duellmandaten, die fürchterlichsten Todschläge. Neidthard besorgte anfangs wenig von seinem Gegner, doch mußte er bald merken, daß das französische Blut zusammen rinne, und die Pucelle in Richelieu sterblich verliebt sei. Diese Bekantschaft war weder beim Hofe, noch bei dem übrigen Volke mehr ein Geheimniß, und daher trage ich auch kein Bedenken, dieselbe hier öffentlich zu entdekken. Jedermann besorgte, daß mit der Zeit zwischen der Pucelle, dem Judas, dem Richelieu und Neidthard ein gräuliches Gewäsche und böse Folgen entstehen möchten: und viele vom Hofe richteten sich schon auf den Sprung der Bombe, auf Abdankung,

Verweisung oder Einkerkerung, und man zitterte vor dem Tage, der dem Judas das Geheimniß verraten wird. In dieser Lage wurden die schändlichsten und niederträchtigsten Kabalen gespielt: alle biederen und ehrlichen Männer entfernten sich, und der Hof war mit Schurken, Leviten, Mönchen und Loyolisten verpalisadirt. Hofherren, Räte, Staatsdiener und Hofdiener rannten durch die Strassen, und durchkreuzten sich bei Hofe, als hätten sie die wichtigsten Staatsgeschäfte abzutun, und im Grunde machte sie nur die Rolle von Ränken, Intriguen und Kabalen so geschäftig.

Judas, dem schon die Geburt seines Prinzen, weil er dem Neidthard so änlich sah, eine ziemliche Abneigung gegen die Pucelle eingeflößt hatte, vertrieb sich die meiste Zeit mit Schlafen. Zur Not kam er alle vier Wochen in die Konferenz; und damit er sich dabei des Schlafes erweren konte, so grif er nach der Feder, und — zeichnete entweder ein wallachisches Pferd, oder einen Hirsch, oder einen Wurmserhusaren auf die Papiere. Bei dieser Anstrengung des Geistes besorgten die Hofherren mit gutem Grunde eine Apoplexie. Sie unterredeten sich desfalls verschiedene male, und zogen den berümten

Jesuiten, und Pfarrer vom Klösterle, **Gaßner** mit Namen, zu Rate.

Dieser Pater Gaßner, dessen Portrait noch in allen christkatholischen Häusern nebst dem der **Creszenzia** und **Columba** anzutreffen ist, machte im Reiche der Todten mit seinen Wunderkuren eben so grosses Aufsehen, als er es zu **Elwangen** getan hatte, wo er so viele katholische Edelleute und sogar geistliche Fürsten getäuschet hat. Man möchte freilich glauben, diese hätten vermöge ihres Amtes den Unterschied zwischen dem Betrug des Teufels und eines Jesuiten gemerket; allein schon der Name eines Loyolisten war ihnen Bürge für die Aechtheit der Wunderwerke, und nur der Theatiner **Störzinger** mußte es entdekken, daß es baare Scharletanerie, Quaksalberei und Religionsbetrügerei sei. Allein was half Störzingers und noch einiger aufgeklärter Patrioten in Schwaben und Franken Erklärung, daß es eitel Religionsbetrug sei? Die schwäbische hochwürdige Geistlichkeit und übrigen Stupiditäten wollten schlechterdings Wunderwerke haben, und hierzu war der Pater Gaßner, der erloschenen Gesellschaft Mitglied, der Ehrenmann. — Er machte auch beim Judas vielfältige Versuche, ihm den Schlaf und die

lange Weile zu vertreiben, aber vergebens. Denn die ganze Wirkung beruhte auf dem festen Glauben an die Ränke und Blendwerke, wozu Judas aus bekanter Schelmerei nicht zu bereden war. Nach diesen fruchtlosen Versuchen verfiel man sogar auf den Gedanken, einen durch die verhunzte! Pokkenkur berümt gewordenen Sänftel zu berufen. Allein gegen diesen protestirte Pater Gaßner, und bewies aus der Erfarung und mit vielen Beispielen, daß dieser nur noch mehr verderben als gut machen würde.

Um diese Zeit befand sich ein gar artiges frommes Kammermädchen, welche des Gaßners Beichtkind war, am Hofe, das unter dem Namen **Olympia Maldachini** am römischen Hofe eine überaus verliebte und geistlichränkische Rolle gespielt hatte. Sie war, so zu sagen, ein Vice - Heiligervater, indem sie alle geistlichen Stellen, Würden und Aemter für baares Geld hingab, und die Garderobe des heil. Peter dergestalt geplündert hatte, daß er beinahe halb nakt herumgehen mußte. Sie verfur auf die nämliche Art, wie die unverschämten Buldirnen, welche einen noch unerfarnen Jüngling seiner Ringe, Uren, Schnallen und Börse berauben, und ihn halb krank und nakt nach

Hause gehen lassen. Die artige, geschwäzzige und allerliebste Olympia fürte Gaßner dem Judas als eine Gesellschafterin vor. Dieses erregte auf einmal neuen Lärm bei Hofe, neues Bedenken bei der Pucelle, neue Freude bei dem Richelieu, und bei dem Judas neue Amour. Richelieu glaubte jezt, ohne viel Schwierigkeit zu machen, die Pucelle besuchen zu dürfen, und Judas dachte kaum des Monats einmal daran, daß eine Pucelle noch am Hofe wäre. Durch diese Zurükseszung fand sich diese sehr beleidiget, und ihr Herz fing an zu gären und Rache zu kochen. Indeß befand sich Richelieu bei der Sache sehr wol, und glaubte hierdurch hübsch bei Ehren bleiben zu können.

Auf einmal brach die Eifersucht aus; Neidthard konte dem Richelieu nicht länger durch die Finger sehen, und suchte mit feuerfunkelnden Augen den Pater Gaßner auf, um von diesem des gespielten Streiches wegen Rechenschaft zu fodern. Sie trafen zum Unglük im Schloßhofe zusammen, und die beiden Patres erregten einen solchen Streit, daß alles aus den Zimmern lief und der Bataille zusah. Die lieben Männer hatten sich ihrer im Zorn ganz vergessen, sie geriethen auf Beschimpfungen, Vorwürfe und

Dinge, welche man von so geistreichen Personen nicht gerne sagen will, und das Ende war einem Köstenbraterweibergezänke ähnlich. Judas, der dieses selbst am Fenster mit angehöret, und zuvor gar nie daran gedacht hatte, daß ihm Neidthard oder Richelieu Hörner aufsezzen würden, drang auf die Untersuchung der Hypothese. Es ward aber diese kaum angestellt, so war die Pucelle — todt. Man fand Gift in ihrem Leibe; es wurde aber nicht entdekt, ob sie sich dasselbe selbst beigebracht, oder ob Neidthard — — Genug, es ward nicht bekant; und man soll nicht alle — gar alle Vergiftungen Männern aufdringen, von denen es nicht einmal erwiesen ist, ob Ganganelli durch — — —

Sechszehntes Kapitel.

Richelieu und Pompadour.

Donna Olympia Maldachini war jezt das gefälligste Mädchen unter allen ihres Geschlechtes; Judas durfte nie befelen, alle seine Gedanken las Olympia aus seinen Augen, und hofte dadurch des Ehebettes würdig zu werden. Es war ihr nicht genug, daß sie

sich selbst möglichst empfal, sondern sie trachtete sogar von den Angesehensten des Hofes empfolen zu werden: in ihrer verstrikten Absicht hielt sie alles auf geistliche Promotorialien, und zeigte sich dem Richelieu und Fleury eben so gefällig, als dem Judas. Dieser, aus der Erfarenheit klug gemacht, entdekte bald das heimliche Verständniß zwischen ihr und den beiden roten Hüten: als er aber kurz darnach vernam, daß es nur auf die Beschleunigung der Vereheligung abziele, so entschloß sich Judas im Witwerstande zu verbleiben, und sich die Olympia nach hoher Adelssitte als eine Gesellschafterin beizulegen. Dieser Entschluß bekam der Olympia ziemlich wol; sie gewann in kürzer Zeit die Oberhand, und paradirte als Mitregentin. Es war noch kaum ein Jahr verflossen, so wußte es schon Jedermann, daß Olympia und Richelieu die Staatseinkünfte mit einander teilen, und dem Judas eine Brille auf die Nase sezzen.

Bei dieser Verfassung hatte Judas wirklich die ruhigsten Lebenstage, keine Seele beschwerte ihn mit einer Suplik, oder Anlangen; er glaubte alles im besten Stande zu sein, und die Untertanen hielten ihn für das fünfte Rad am Wagen. Ich verdiene

hier den Vorwurf meiner Leser nicht, daß ich mich in dem Karakter meines Helden, der anfangs so tätig und so listig war, geirret habe: Judas hatte sich merklich geändert, wie eine Hure, welche zur Betschwester wird. Wärend er aber so unbesorgt fortschlummerte, so war Richelieu geschäftig genug, seinen Stallknechten, Kutschern, Köchen und Vorreitern die einträglichsten Aemter zu verleihen: und die Olympia, welche als ein Kammermädchen mit Friseurs, Schneidern, Tänzern, Laquaien, Stulschreibern, Marquers und Musikanten herumgeschwärmt hatte, erhob jezt ihre Anbeter zu Räten, Steuereinnemern, Lieutenants und Beamten. Oft wurde die ganze Hauptwache nur von einem Schneider kommandirt, die Bauern bekamen Friseurs zu ihren Richtern, und die Ratsstuben wimmelten von gnädigen Herren, vulgo Laquaien. Es war ganz zum Bukligtlachen, wenn man dergleichen Räte über die Gesezze raisoniren hörte; einer sagte weiß, der andere schwarz, und der Fall traf sehr oft ein, daß das nämliche Punktum delikti, welches mit allen ihren Haupt- und Nebenumständen an zweien verschiedenen Orten begangen wurde, zu A — mit dem Schwerdt gestraft, und zu B — mit einer kleinen Busse satisfazirt

wurde. Damit es aber das Ansehen hatte, als wären alle Stellen mit den tauglichsten Subjekten besezt, so wurde keiner, auch nicht einmal ein Friseur oder Kutscher ohne vorher abgelegter Proberelazion zum Amte gelassen. Da kam es dann manchem Bürger sehr parador vor, wie es möglich wäre, daß z. B. der Stallknecht, oder der Läufer, der vor wenigen Wochen in den Koffeehäusern dummer, wie ein Ochs von politischen Begebenheiten, von Landesgesezzen u. s. f. daher plauderte und nicht einmal die Zeitung lesen konte, auf einmal so viel Licht der Vernunft bekommen habe, daß er sogar eine Prüfung aushalten, und dem Amte würdig vorstehen könne. Allein die Bürger wußten das Geheimniß nicht, welches darin bestand: man schrieb einen Bogen voll kameralistischer, ökonomischer, kriminalischer und anderer gemeiner juristischer Fragen und Antworten zusammen, gab sie dem Kandidaten auf ein paar Monate zum Auswendiglernen, und dieses wurde der Prüfungsbogen genant, worauf das Glük eines Windbeutels und das Wehe der Untertanen beruhete. Gab es je zuweilen einen dummen Friseur, der auch diesen Bogen auswendig zu lernen nicht fähig war, so konte er sich zu einem Advokaten begeben, welcher

die Vollmacht hatte, für sechs Dukaten die Fragen und Antworten dem frisirten Eichenholz einzukäuen, das in pleno senatu reginimis eben so gut aufgenommen wurde, als hätte der Kandidat pro supremo doctrinae gradu öffentlich zu Halle oder Göttingen disputirt. In diesem Zeitraume gab es auch ein Menge hungriger Skribler und eigennüzziger Lobredner. Järlich erschienen am Regierungsantrittsfeste des Judas Oden, Sinngedichte und prosaische Abhandlungen, welche dem Volke die goldenen Zeiten recht begreiflich machen wollten. Der eine erhob den Judas mit seiner niederträchtigen Lobesposaune bis an die Sterne; der andere durchkreuzte die Regierungsjahre des Judas, und wußte aus einer jeden Woche eine merkwürdige Epoche einer glüklichen Regierung als einen Beitrag zur vaterländischen Geschichte zusammen zu schmieren. Alle Wochen erschien ein besonderer Zeitungsartikel von den hohen Beförderungen, wozu Judas aus eigenem Antriebe in Rüksicht der ausnemenden Talente und des Diensteifers gnädigst bewogen zu werden geruhte. Da las dann mancher Edelgesinte, dessen Großvater in der Schlacht fürs Vaterland umgekommen war, so ein Zeitungsblatt, las die Kompagnie seines

Vaters von einem Schneider kommandirt, und — erblaßte. Und wärend alle öffentlichen gedrukten Papiere von der menschenbeglükkenden Woltätigkeit des Judas posaunten, verliessen tausende ihr Vaterland, und schrieben, nach Herrn **Wekhrlins** Rat, noch vor ihrem Abzuge über die Türschwelle: Hier kan der Untertan wegen der schlechten Regierungsverfassung nicht mehr bleiben, oder er muß verhungern.

Indeß Judas bei seiner Olympia einer romantischen Liebe genoß, bekam er, man weis nicht durch welche unterirrdische Evoluzion, einen elektrischen Stoß, daß er eine Herzensbangigkeit fülte, und einen Beichtvater verlangte. Richelieu empfal ungesäumt den Jesuiten, Pater **Peters**, den berümten geheimden Rat in London, welcher der Urstifter vieler Kränkungen und des despotischen Verfarens war, der die Gefangenschaft von sieben Bischöfen und die Cassazion des Parlements bewirket hatte: der um die nämliche Zeit in London war, als die rätselhafte und gesezwidrige Geburt eines Prinzen vor sich ging.

Pater Peters und dessen Kollegen hatten schon lange heimlich mit neidischen Augen die

fetten

fetten Braten des Richelieu und der Olympia angesehen: sie hielten es für notwendig beide zu stürzen, wenn sie je die Hofnung, zu ihren eingezogenen Gütern zu gelangen, nicht ganz aufgeben wollten: sie sahen mit Schmerzen auf ihre Bauernhöfe und Grundstükke hin, wovon sich die Hofbedienten gute Tage machten. Das Volk und den größten Teil des bigottischen Adels hatten sie diese Zeit hindurch schon so weit beredet, daß ihre Aufhebung unrechtmäßig, und dadurch das Wol des Staates zu Grunde gegangen sei: es brauchte nur noch den Judas in ihre Falle zu bringen, und dann würden sie diejenigen wieder sein, die sie gewesen sind. Zur Ausfürung dieser Absicht fand Pater Peters am schiklichsten, den Judas in eine neue Liebe zu verwikkeln.

Die weltberümte Pompardour wurde in das Reich der Todten eingefürt. Ihre Intriguen, ihre Herrschbegierde, ihre unversönliche Rache und Grausamkeit sind zu bekant, als daß man einiger Beispiele nötig haben sollte. Doch damit sie nicht gar ohne alle Empfelung eine neue Rolle anfängt, so will ich dem Leser eine einzige Anekdote zur Bezeichnung ihres Karakters wiederholen. Ein Maltheserritter, dem das

Betragen der Pompardour in den Augen weh tat, schrieb etliche Verse auf ein Papier, womit er ihre Ränke ein bischen bezeichnete. Die Pompardour erfur es, daß der Ritter der Urheber des Pasquills, wie sie es zu nennen beliebte, sei. Dieser wurde sogleich in ein mit Eisendrat verfertigtes Vogelhaus, worin er weder stehen noch liegen konte, gesperrt, in der Mitte des Gefängnisses in die Höhe gezogen, und darin mußte er sieben ganze Jahre, ohne nur einmal losgeworden zu sein, verharren, worauf er erst, nach seiner Loslassung, nach Maltha zur Strafe verwiesen wurde.

Pompardour, ob sie schon eines Invalidenfleischhakkers Tochter aus Paris war, wo sich ihre Mutter mit dem Handwerk der öffentlichen Dirnen närte, wurde diesmal von P. Peters in der Qualität einer Prinzessin aufgefürt. So ein Kunststük darf man den Loyolisten immer zutrauen, wenn wir uns erinnern, daß sie manchen Proselyten und Proselytin den Katholiken in der Qualität eines Herrn, oder einer Fräulein vom Geblüte zugefürt haben, für welches Glük die Andächtigen Geld und Kleider zusammen warfen, um das Fräulein, das etwa in Holland, oder am Dniesterflusse nur ein gemeines

Mädchen gewesen, anständig und nach Adels-sitte kleiden zu können. Auf diese Art wurde aller Eifersucht auf Rangstreit und Präzedenz der übrigen Damen vorgebeugt, und Pompardour konte nach Belieben beim Hofe erscheinen, ohne erst in den Staatskalender sehen zu müssen, ob nicht etwa ein Ritterfest im Wege stehen möchte.

Im ersten Augenblikke, als die Olympia ihre Rivalin zu sehen kriegte, funkelte Bliz und Mord und Verheerung aus ihren Augen. Sie wandte alles an, um durch den Beistand des Richelieu die Pompardour vom Hofe zu entfernen: sie streute die gehässigsten Anekdoten von ihr aus, und ließ durch ihre Bediente manche beschimpfende Verse auf die Pompardour singen, oder sie zur Nachtszeit an die Strassenekken anheften. Allein Judas war ein alter verliebter Narr; je mehr man ihn von der neuen Liebhaberin abzuhalten suchte, desto heftiger verlangte er sie. Um sich durch diese Leidenschaft nicht zu sehr blos zu stellen, so behielt er die Olympia noch immer neben sich, und nur wenige wußten die wahre Herzenslage des Judas.

Sobald Richelieu merkte, daß mit der Olympia wenig mehr zu gewinnen wäre, so suchte er auf alle mögliche Weise, und aus

bekanter Nazionalvorliebe, der Pompardour zu gefallen, und überließ die Olympia dem Fleury. Dieses Changement machte nun auch die Galle der Nonne Louise rege, welche bisher für den Fleury eingenommen war, und es herrschte zwischen diesen dreien Frauenzimmern die größte Antipathie. Täglich konte man neue Auftritte, Insolenzien und Injurien erwarten, und die Chikanen kreuzten sich alle Minuten durch, so daß der Fall des einen und die Erhebung des andern nur einen Augenblik brauchte. Pompardour war alsogleich bedacht, sich Freunde zu machen; ihre Kreaturen wurden erhoben, und die der Olympia entweder verabschiedet oder in Pension gesezt. Dabei war Richelieu besonders auf seiner Hut; ob er schon alles Zutrauens der Pompardour versichert war, so hatte er doch ein heimliches Mißtrauen auf das Ehrenwort einer Maitresse. Unvermutet könte ein milchbärtiger Stuzzer das Herz der Pompardour gewinnen, dachte er bei sich, und ich könte am hellen Tage in eine Grube fallen. Um also einen unvorhergesehenen Sturz auszuweichen, bediente er sich eines Mittels, mit dem er sich schon in Frankreich durchgeholfen hatte. Es hatte nämlich Richelieu ohnweit Paris ein

Lustschloß zu Bagneux erbaut; hier ließ er eine verborgene Falltüre richten: wurde nun Richelieu durch seine Spionen, deren er sehr viele unterhielt, gewar, daß ihm jemand am Hofe gefärlich werden könte, so lud er dieselbige Person unter dem Vorwande der vertrautesten Freundschaft nach seinem Schlosse auf ein Abendmal: alsdenn begleitete er sie in den Garten, und vor dem Austritt öfnete sich die verborgene Tür, welche den Gast für immer verschloß. Erst vor zwanzig Jahren hatte der Generalpächter Thonard dieses Haus gekauft, und darin einen Brunnen, dessen Oefnung verschlossen war, entdekt; dieser Brunnen lag unter einer Falltür, die neben der geheimen Treppe des Kardinals angebracht war. Als Thonard den Brunnen reinigen und benuzzen wollte, so wurden über vierzig Kadavers heraufgezogen, welche noch alle ihre Kleidungen, Uhren, Geld, Ringe, Schnallen u. s. f. an den Gerippen hatten. Richelieu erneuerte also im Reiche der Todten den nämlichen Kniff, sich die Feinde vom Halse zu schaffen; manchmal lud er einen jungen, feurigen, tätigen Menschen auf sein Landgut mit allen Freundschaftsbezeugungen ein, fürte ihn in den Garten, und — nicht wieder zurükke.

Die Nonne Louise fing dann auch eine Rolle zu spielen an, worüber die ganze Stadt lachte. Sie hatte ihren heiligen Schleier hinter den Ofen gestekt, und erschien bei Hofe in einem französischen Anzuge, dermassen mit Rouge übertüncht, und in Gace gehüllet, daß sie beinahe nicht gekant ward. Man hätte blind sein müssen, wenn man die Ursache ihres neuen Anzuges nicht gemerkt hätte. Ob sich schon die Olympia und Pompardour vor ihr wenig zu fürchten hatten, so entstand doch eine Gärung, und Louise hatte manche verabredete Zusammenkünfte mit ihrem Ungestüm verdorben. Indeß betrachtete Richelieu die Louise immer als eine wenig bedeutende Person, indem es mit ihr so weit kam, daß man sie an der Tafel nur zum Besten hielt, und sich mit ihr spaßte. Richelieu und Pompardour hatten ihr geheimes Verständniß aufs höchste gebracht, und Judas lag so tief wieder in der Falle, daß er ohne Pompardour nicht das geringste unternemen konte.

Da sich die Pompardour innerlich für den Judas nicht geneigt fand, und ihre Reize lieber an dem Richelieu verschwendete, so war dieser, im engsten Verstande, die einzige und erste Person im Staate. Alles wandte

sich an ihn, suchte bei ihm Hilfe, und durch das Vorwort derselben Beförderung. Vor seinem Palais standen bis in die halbe Nacht ein bis zwei Duzzend herrschaftliche Wägen von Rittern und andern adelichen Schmeichlern, welche ihm, ohngeachtet ihres Ahnenstolzes, knechtisch zu Füssen lagen: da indeß in dem Schlosse des Judas zur genauen Not nur die Kammerherren erschienen, wenn diese der Dienst traf. So oft Richelieu in die Komödie fur, ertönten Pauken und Trompeten, kam aber Judas, so quakten die Hunde. Auf diese Art wurde Richelieu immer hochmütiger, und es schien, daß ihn die Pompardour um die öffentlichen Ehrenbezeigungen beinahe zu beneiden anfing. Sobald dieses der schlaue Mann bemerkte, so entdekte er ihr einmal seinen schon lange im Busen genärten Plan, nämlich sich samt der Pompardour des Trones zu bemächtigen. Beide stimmten überein, und verschwuren sich bei ihrer Liebe, die nächste Gelegenheit zu diesen Absichten zu ergreifen. Die Hauptmaxime hierzu blieb immer diese: sich recht viele Kreaturen zu schaffen, und die, welche bei der Ausfürung des Plans etwa hinderlich sein möchten, aus dem Wege zu räumen.

In dieser Absicht ging Richelieu alle Wochen dreimal auf sein Landgut, und nie kerte er zurükke, ohne jemand durch die Falltüre der Vergessenheit übergeben zu haben. Auch Pompardour wußte um diese Falltüre; und das erste Opfer, welches sie dahin brachte, war die Olympia, welche auf einmal vermißt wurde, ohne daß es jemand erfur, wohin dieselbe so plözlich gekommen wäre.

Diese plözliche und zu übereilt genommene Rache zog schlimme Folgen nach sich. Es machte zwar unter den Hofleuten die Vermissung der Olympia einiges Aufsehen; da sie aber Richelieu an Saus und Braus gewönet hatte, da täglich Balls, Redouten, Opern, Vauxhalls, Konzerte und Jagden mit einander abwechselten, so war sie, noch ehe vier und zwanzig Stunden vergingen, gänzlich vergessen. Nur die Loyolisten, welche über alle Vorfälle genaue Aufsicht halten, fanden diesen Hergang bedenklich; und da der P. Peters immer einen heimlichen Groll gegen den Richelieu herumtrug, der ihn bei der Pompardour aus dem Sattel, oder vielmehr Schoos geworfen hatte, so lauerte er von allen Seiten darauf, um etwas entdekken zu können.

Diese unumschränkte Gewalt des Richelieu, die Untätigkeit des Judas, und die wargenommene Vermissung einiger Personen erwekten unter den Loyolisten viele Beratschlagungen; sie errichteten sogar eine Faktion, und hatten heimlich im Sinne, den Richelieu samt dem Judas zu stürzen, und sich des Reiches zu bemächtigen.

Nun saß Judas recht zwischen Tür und Angel, verlassen von allen Patrioten, hinter und vor sich Feinde, welche auf seinen Fall bedacht waren, so zwar, daß diesmal notwendig sein leztes End erfolgen mußte.

Da Richelieu die Spionen, Ohrenbläser und Verräter ungemein reichlich belonte, und sie nicht nur allein mit Geld, sondern sogar mit den einträglichsten Stellen und Ehrenämtern überhäufte, so trat einmal einer aus der Faktion der Loyolisten zu ihm über, und verriet die ganze Verschwörung. Richelieu ließ sich nichts dabei merken, sondern er bereitete seine Tafel auf dem Landgute, und ließ den P. Peters, den alten Neidthard, den P. Gaßner, und noch einige aus diesem Orden dazu einladen. Allein diese Füchse witterten die Falle, sie wußten tausend Ausflüchte und Entschuldigungen, und nicht einer erschien. Nun, dachte sich Richelieu, bin ich verraten; die

Pfaffen wissen vermutlich um meine Falltüre, und es ist hohe Zeit, meinen Plan auszufüren, zu siegen, oder — besiegt zu werden. Er schrieb daher in derselben Stunde noch folgendes Billet an die Pompardour, und schikte selbes mit einem eigenen Kourier ab.

Anbetenswürdigste und einzige Vertraute meines Herzens.

Es ist die höchste Zeit, unsern Entschluß auszufüren. Ich habe mehr, als Verdacht, daß meine Falltüre verraten sei; nicht einer von den Eingeladenen war erschienen. Das Complot gegen mich verstärket sich: noch wäre es Zeit, der zu besorgenden Uebermacht zuvorzukommen. Vertrauteste meines Herzens! Es hängt von Ihnen ab, ob Sie Königin oder Sklavin sein wollen: wälen Sie das erste, so bringen Sie ungesäumt den Judas auf mein Landgut: bereden oder belügen Sie ihn dazu, wie Sie es für gut finden. Wenn Sie zaghaft zaudern, so haben Sie das lezte gewälet; wehe alsdann Ihnen, und mir. Besizzen Sie nur drei Tage lang einen unveränderlichen Mut, so sind wir auf dem Trone. Ich erwarte keine Antwort, sondern Sie selbst.

Als Pompardour dieses Billet erhielt, saß sie eben am Theetische, wozu sie die Louise, um sich mit ihr auszusönen, eingeladen hatte: wenigstens war es die Absicht, die Louise an ihre Partei zu ziehen, da von ihr weiter nichts als ihre Ungestümigkeit und unvorsichtige Plauderei zu befürchten war. Pompardour hielt die Louise für das, für was in den heutigen Tagen Lord Gordon in London gehalten wird, für eine Närrin. Man hatte also nicht Ursache, diese auf die nämliche Art, wie die Olympia, aus dem Wege zu räumen, und sich dadurch der Gefar auszusezzen, einiges Aufsehen zu erregen. Vielmehr war es eine Finesse der Pompardour, die Louise ungekränkt zu lassen, um dadurch zu erfaren, ob die, welche auf Richelieus Partei getreten sind, beharrlich bleiben werden, oder ob es nur aus Verstellung geschah: denn manchmal hatte sie aus Louise ein Geheimniß ausgeforschet. Allein Louisens Entdekkung hatte nur Verschlagenheit und Schalkheit zum Grunde; sie war nur eine verstellte Närrin, welche von dem P. Peters mit solcher Feinheit unterrichtet wurde, daß weder Richelieu, noch die Pompardour etwas davon merken konten. Louise hatte schon lange die Ordre vom P. Peters erhalten,

ihm alles genau zu hinterbringen, was sie immer bei der Pompardour würde erfaren können: denn Peters konte sich niemals, ohne die grausamste Rache zu schwören, an jenes Unbild erinnern, daß ihm die Pompardour den Richelieu vorgezogen hatte.

Wärend nun die Pompardour den obigen Brief durchlas, so überfiel sie ein heftiges Schrekken, und ihre stotternde Stimme, die blasse Farbe, und ihr Zittern, mußte notwendig die Louise aufmerksam machen, und auf die Vermutung füren, daß etwas wichtiges vorgegangen sei. Sobald sich die Pompardour erholet hatte, so kleidete sie sich an, und machte sich reisefertig. Louise, welche sich anstellte, als merkte sie nicht das geringste, war dabei ungemein geschäftig; sie reichte ihr die Kleidungsstükke dar, ordnete die Lokken, die Kreppe, machte die Bänder zurecht, und legte den Rok in die Falten. Und da sich die erstere von ihrer Verwirrung noch nicht ganz erholet hatte, so war es der Louise leicht, das Billet, welches Pompardour ganz nachläßig in ihren Unterrok gestekt hatte, zu erhaschen, und selbes so schnell, wie ein Pfeilflug, dem P. Peters pro novitate zuzustellen.

Wo ist Judas? waren die ersten Worte des Richelieu, als er die Pompardour aus dem Wagen empfing, und sie herzlich küßte. Ach! seufzte sie, so ist heut der Tag, welcher unser Schiksal entscheidet, und vielleicht — zum Unglükke! Wo ist Judas? fragte er nochmal. Er ist krank, war ihre Antwort, und Sie — haben Ihre Absicht auf einen unglüklichen Tag bestimmt. Da ich nichts von ihrem Vorhaben vermutete, fur sie fort, und der Meinung war, daß Sie ihre Gäste sicher auf die Falltüre bringen würden, so unterhielt ich mich mit Judas auf eine sehr lustige Art; ich hatte ihn zum Burgunderwein beredet, und mit Scherz dahin gebracht, daß er in kurzer Zeit so sehr betrunken ward, daß er weder gehen noch stehen konte. Jezt liegt er im Bette, und schnarchet seinen Rausch wieder aus: es war also unmöglich, ihn hieher zu bringen. Schade, sagte Richelieu, daß wir eine so gute Gelegenheit müssen vorbeigehen lassen! Doch wir wollen dieselbe auf eine bequemere Zeit verschieben. Indeß, meine Teuerste, ist es sehr gut, daß Sie gekommen sind, wir können uns ungestört über unser Vorhaben unterreden, und dabei ohne Zurükhaltung der Liebe geniessen.

Pater Peters hatte kaum das aufgefangene Billet durchlesen, so ließ er unverzüglich die Stunden zu den Ordenslogen bestimmen. Denn nachdem die Glieder der Gesellschaft auseinander getreten waren, so hielten sie ihre Logen in den Häusern jener Privatpersonen, welche ihnen geneigt waren, oder vielmehr zum Orden gehörten. Aus der Histoire des religieux de la compagnie de Iesus (Utrechter Ausgabe) erhellet, daß nicht nur allein katholische Ehemänner, sondern auch Juden, Türken u. s. f. in den Orden, ohne daß sie das Ordenskleid anziehen, können aufgenommen werden, wenn sie nur zu dessen Erweiterung das ihrige beizutragen fähig sind. Sie hatten also wenigstens sieben Logenhäuser in der Stadt, und Peters rannte mit dem Briefe von einem zum andern, um die drohende Gefar anzuzeigen, und sich dagegen zu beratschlagen. Sie saßen ganze Nächte über diesen Brief zusammen, und deliberirten und projektirten.

Bei dem allgemach heranwachsenden Prinzen des Judas war ein gar artiger mit Haarbeutel und Degen ausstafirter Hofmeister als Erzieher angestellt, welcher durch verschiedene krumme Umwege zu dieser Stelle war erhoben worden. Dieser war ein ver-

kleideter Jesuit, Namens **Tellier**, von dem der berümte **Voltaire** in der Abhandlung: Sur la toleranec, meldet, daß er in Frankreich die Hostien habe vergiften, und eine ungeheure Menge Menschen hinrichten wollen, welches aber aus glüklicher Schikkung nicht ist zu Stande gebracht worden. Dieser Tellier wurde in die Hauptloge berufen, und allda das Projekt entworfen, sich mit einemmale des gefärlichen Richelieus und dessen Anhänger zu entledigen.

Nach fünf Tagen fiel eben der grosse Seelenablaß, welchen Se. Heiligkeit mit so vielen Privilegien begnadiget hat, ein, und an welchem Tage jeder römisch-katholische Christ zur Kommunion angefeuert wird, um eine arme Seele, oder gar ein Duzzend derselben aus dem Fegfeuer zu erlösen. Dieser Ablaß war sogar in dem Hofkalender angezeigt, daß sich der sämtliche Hofstatus desselben teilhaftig machen sollte. Zur allgemeinen Erbauung des Volkes war es gewönlich, daß zu einer gewissen Stunde der Hof öffentlich dabei erschien, und an dem Aktus mit Anteil nam. Hier hatte Tellier wirklich schon alles so vorbereitet, daß eine allgemeine Hinrichtung unvermeidlich war. Richelieu und Pompardour, welche von dem Volke nicht für freigeisterisch

wollten gehalten werden, fielen als die ersten Opfer dahin. Es hatte aber Tellier nicht einem jeden eine gleiche Dosis zu Teil werden lassen; daher fielen nur am ersten Tage etliche, am zwoten mehrere, und am dritten beinahe alle. Selbst Louise, der die Loyolisten so viele Geheimnisse zu danken hatten, war nicht verschont geblieben; und sie verfuren ganz nach dem Sinnspruche, der dieser Gesellschaft allein eigen ist, nämlich: dummodo mihi soli bene. —

Judas, der bekantlich um die Zeit des Abendmals ein Erzschelm war, hatte auch diesmal nur verstellter Weise das Brod in den Mund genommen, und selbes wieder heimlich in sein Schnupftuch verborgen. Er entkam also vollends dem Tode. Als er sah, daß es auf eine allgemeine Vergiftung angerichtet sei, und daß einer nach dem andern von seinen Hofleuten hinstarb, so getraute er sich nicht einmal eine Speise zu essen, und entfloh heimlich aus der Stadt.

Sieb-

Siebenzehntes Kapitel.

Welches rümlichst beschließt, und wozu dem Autor keine Aufschrift beifällt.

Warbek, von dem wir schon einmal gehört haben, daß er mit seinem Gelde, welches er aus der Rosenkränzbrüderschaftspachtung gezogen hatte, dem Judas getreulich beigestanden sei, war jezt wieder sein einziger Begleiter. Dieser Warbek war beinahe der einzige, der dem Gifte Telliers entgangen war; glüklicher Weise stammte er von dem Judengeschlechte ab, welches mit der Erlösung der armen Seelen nach der römischen Tarif nichts gemein haben will, und wodurch er noch sein Leben rettete. Auf der Flucht riet er dem Judas vor allen, daß er sich verstellen, und niemanden zu erkennen geben möchte, denn, sagte Warbek, ich fürchte Telliers Spielgesellen ärger, als die Pest: wenn sie einmal Verheerung geschworen haben, so kan ihnen nichts widerstehen. Judas hatte sich beinahe Haare und Bart ausgerauft, so sehr reute es ihn, daß er die Loyolisten in Schuz genommen hatte.

Ach! seufzte er, möchten sich doch mehrere hohe Herren von mir ein Beispiel nemen, und sehen, daß man durch geistliche Schelmereien um Land und Leben kommen könne. — Indeß war Warbek eifrigst bemühet, die grausame Szene dem Landvolk recht begreiflich abzumalen. Anfangs staunten die Bauern über diese unerhörte Nachricht; da sie aber selbst mit ihrer Butter in die Stadt gingen, und alles, bis auf die Loyolisten, todt fanden, so verursachte dieses eine entsezliche Gärung. Ein Dorfredner rufte das Sprichwort aus: wo kein Herr ist; da ist auch kein Gehorsam; und hierauf entschlossen sich die Bauern insgesamt, sich lieber todt schlagen zu lassen, als sich einer gewalttätigen Herrschsucht zu unterwerfen. Es kam wirklich zu Tätlichkeiten; die Loyolisten welche mit ihrer Vergiftung schon gewonnen Spiel zu haben glaubten, wurden von den Bauern verachtet und verfolgt, und der sich zu viel herausnemen wollte, der wurde auf der Stelle todtgeschlagen.

Judas ging immer ungekant in zerrissener Kleidung von Dorfe zu Dorfe herum, durchforschte die Gemüter der Untertanen, und schöpfte noch immer einige Hofnung, zu seinem verlornen Reiche wieder zu gelangen.

Selbst Warbek verzagte noch nicht, er sprach dem Judas beständig guten Mut ein, tröstete und ermahnte ihn, nur nicht zu voreilig zu Werke zu gehen. Wärend einige Scharmüzel vorfielen, und auf beiden Teilen etliche Köpfe verloren gingen, wünschte sich Judas nichts mehr, als einige berümte Männer zu haben, welche ihm beistehen möchten. Auch Warbek genemigte diesen Wunsch, indem er wol einsah, daß sie beide allein für sich wenig ausrichten würden. Er machte daher dem Judas den Vorschlag, daß er, wenn es je gelingen sollte, zu seinem vorigen Trone zu gelangen, bei seinem Hofe einen ganz neuen Boden legen möchte. In dieser Absicht begab sich Warbek auf die Reise, um für den künftigen Hofstaat des Judas zu rekrontiren.

Ich weis nicht was für eine Vorliebe dieser Mann gegen die Deutschen mag gehabt haben; er richtete seinen Weg schnurgrade nach Deutschland, und langte glüklich in Wien an. Hier erkundigte er sich sorgfältig nach solchen Männern, deren Namen die berümtesten waren. Er konte aber wenig Reelles erfaren, denn die Wiener plauderten um dieselbe Zeit von nichts, als vom Luftballe des Herrn **Stuwers** im Prater,

vom Bistum **Waizen**, **Horia** und **Gloska**, und wenn sie Mittags der Hunger plagte, von den **Holländerdukaten**. Warbek suchte alsdann mit einigen Schriftstellern einige Bekantschaft; er geriet aber nur zu den Groschendichtern und Groschenschreibern, die immer lobten, rümten, und posaunten, und zulezt ein Kopfstük zu einem Pfif Wein verlangten. Unversehens kam er in des Nachdrukkers **Trattner** Gewölbe; hier tat er seine vorige Anfrage, um ihn aber kurz loszuwerden, denn die Herren **von** sprechen mit gemeinen Leuten nicht lange, so gab ihm **von** Trattner den **Prediger = und Phantasten = Almanach** in die Hand, und hiemit — Adieu!

Das Büchelgen gefiel dem Warbek ausnemend wol; er las darin die Schilderungen verschiedener Narren und Stupiditäten, geistlichen und weltlichen Standes, und aus einigen hochadelichen Geschlechtern. Es war ihm ein angenemer Zeitvertreib, darin zu lesen, als er auf einem **Zeiselwagen** seinen Weg weiter fortsezte. Die grosse Sonnenhizze, der entsezliche Staub von der Chaussee, die nächtliche küle Luft, und das mit Potasche und Schafdärmen so sehr versezte baierische Märzenbier zogen dem Warbek eine

ziemlich unangeneme Unpäßlichkeit zu. Er bekam Ohren- Zahn- und Augenschmerzen, und der Kopf war ihm aufgeschwollen, als wenn er eine Hexe beschlafen hätte. Ein andächtiger Kapuziner riet dem Warbek nach **Eichstädt** zur sankt **Wallburgis** zu wallfarten, und sich mit dieser heiligen Jungfrauen Oel zu kuriren. Dem Warbek war hiebei, wie allen Wallfartern, zu Sinne; er ging blos aus Vorwiz nach Eichstädt, um nebenbei das Geschäft seiner Rekroutirung zu treiben.

Zu Eichstädt geriet er mit einem Maler in Bekantschaft, der sich sonst mit Votivtafelschmieren reichlich genäret hatte, seitdem man aber auf das **Walburgisöl** wenig Vertrauen sezte, sehr kümmerlich leben mußte. Dieser Maler beschäftigte sich iezt mit Karakterstükken, und hatte eben eine Vignette für eine Porzellainfabrique ausgearbeitet, welche dem Warbek sehr in die Augen fiel. Die Zeichnung stellte einen auf der Erde liegenden Todtensarg vor, worauf ein katholischer Priester mit seiner Haushälterin saß, und sich beide einander liebevoll umarmten. Der Priester hatte ein Weinglas in der Hand, und auf dem Sarge, der mit den Worten: P. Hartmann, Paroch. in Rop-

persbuch — überschrieben war, standen mehrere Bouteillen; in dem Hintergrunde war ein Weinfaß gezeichnet, mit der Ueberschrift: Oleum s. Walburgis. — Hm! sehr artig, mein Freund, sagte Warbek, allein ich verstehe die Geschichte nicht ganz. Man müßte nur kein Deutscher sein, erwiderte der Maler, wenn man diese Zeichnung nicht verstehen sollte. Die Geschichte ist doch in den berümtesten deutschen Schriften zu lesen, fur der Maler fort, und jezt, durch mein Zutun, hoffe ich dieselbe auf alle Toilets zu bringen. Da Warbek auf eine gründliche Erklärung der Zeichnung drang, so entdekte sie ihm endlich der Maler, doch mit dem Auftrag, das tiefste Stillschweigen zu beobachten, oder sie würden beide auf den Pranger gestellt werden.

Dieses sind die Portraits, fing izt der Maler an, unsers Herrn Generalvikarius Lehenbauer, und dessen viel ehr- und tugendsamen Jungfer Haushälterin. Wen der Sarg bedeutet, das können Sie selbst lesen; es ist die Wirkung, welche das Wallburgisöl hervorgebracht hat. Denn dieses Oel verwandelt sich in Burgunderwein; und wehe dem, der dem Burgunderwein widerspricht, besonders, wenn eine beleidigte Liebe dazwi-

schen kommt, wie es hier der Fall mit der Jungfer Haushälterin ist. Herr Thomas Hartmann, Pfarrer von Roppersbuch, ein warhaft braver rechtschaffener Mann, ward das Opfer der Rache einer beleidigten Liebe; und die Verfolgung und Tirannei ging so weit, daß der gute ehrliche Mann auf dem Schindanger, wie weiland Voltaire, begraben wurde. Unser Lehenbauer hatte diesen Pfarrer in einen so abscheulichen Prozeß verwikkelt, daß er von seinem Advokaten verlassen, und sogar von seinen Freunden verraten wurde. Ihnen diese traurige Geschichte zu erzälen, würde ein ganzer Tag nicht hinreichen; ich will Ihnen nur die Staatsanzeigen und das graue Ungeheuer zum Lesen geben, und Sie werden über das Meisterstük der geistlichen Ungerechtigkeit am ganzen Leibe zittern. Sehen Sie hier, sagte er weiter, indem er auf die Zeichnung deutete, so macht man sich iezt über sein hinterlassenes Vermögen lustig, welches als eine bonne prise erklärt wurde, und jezt durch die Gurgel dieser Dirne läuft. Allein der Pfarrer war nicht der einzige, der von einer geistlichen Wut und Blutbegierde geschlachtet werden mußte; lesen Sie nur das graue Ungeheuer, darin werden Sie ei-

nen Weltpriester finden, **Schwaiger** genant, welcher vom **Lehenbauer** so tief unterdrükt wurde, daß der arme Mann vor Hunger den Bauerburschen die Kegel aufsezzen, und zulezt dennoch zu **München** vor Elend verschmachten mußte. Werden denn dergleichen Ungerechtigkeiten und Schurkereien nicht zur Verantwortung gezogen, fragte izt Warbek ganz erhizt, und kan man solche Bosheiten ungestraft ausüben? Wo denken Sie hin mit der Verantwortung, sagte der Maler lächelnd, wissen Sie denn nicht, daß man in manchem Lande Richtern nicht widersprechen darf, und daß sie dann handeln wie sie wollen? Lesen Sie nur die Staatsanzeigen vorher, Sie werden alles ausfürlich finden, daß iezt sogar Lehenbauer drei Hofräte und einen Jesuiten gefunden habe, welche die üble Sache zu verteidigen zusammengetreten sind. Himmel und Hölle, stekt schon wieder ein Jesuit dahinter, schrie izt Warbek voll Erbitterung auf, da er sich an den Sturz seines Freundes Judas erinnerte.

Nachdem Warbek die ihm mitgegebenen Schriften durchlesen hatte, so konte er sich nicht entbrechen, den Mann **Lehenbauer** selbst kennen zu lernen. Den folgenden Tag verfügte er sich zu ihm, und gestand zugleich,

daß er in dem Geschäfte eines Auftrages gekommen sei, für den neuen Hofstaat Judas des Erzschelms im Reiche der Todten — anzuwerben. Er brachte es wirklich so weit, daß er eine völlige Zusage erhielt, doch mit der Bedigniß, ihm noch vorher eine kurze Zeit zu gönnen, bis er den Einsender an die Staatsanzeigen und das graue Ungeheuer entdekket, und sich auf die unmenschlichste Art daran gerochen hätte. Damit er ihn aber nicht ganz unverrichteter Dinge von sich gehen ließ, so gab er ihm folgenden Brief nach Ingolstadt mit.

Bester Herzensfreund, teuerster Herr Bruder. Lieber Herr Professor Frölich! Sie stehen schon wieder in den Staatsanzeigen, und ich auch. Es ist ohnehin nichts mehr zu machen auf der schnöden Welt, das hol der Teufel. Die gottlosen Journalisten bringen unser Einen überall in Schand und Spott. Dem lieben Herr Professor Trauner geht es gerade auch so, wie Ihnen und mir. Die Nürnberger Zeitung hat ihn wieder verteufelt herunter gemacht. Man läßt einem ehrlichen Menschen keine Ehre mehr. Ich weis es, daß Sie zwei allein die Hauptstüzzen der Religion und ächtkatholischen Wissenschaften sind. Aber

wie gesagt, man läßt unser Einem keine Ehre mehr. Der Ueberbringer dieses Briefes ist ein Gesandter eines weltberümten Hofes; wolte einer aus beiden alldort Hoftheolog, oder gar geistlicher Ratsdirektor werden, so dürfen Sie nur ja sagen. Mein Herr Frölich, Sie haben doch einen recht dummen Streich gemacht, daß Sie die Briefe nicht sorgfältiger verwaren, jezt steht alles im Journal für Deutschland. Machen Sie wieder so einen dummen Streich, so schreib ich Ihnen mein Lebenlang nicht wieder. Hier in Eichstädt sind die Schnepfen erstaunlich teuer; schikken Sie mir ein Duzzend für meine Bezalung. Wissen Sie nicht, wohin man sich addressiren muß, um recht gute ungarische Weine zu bekommen? Fragen Sie einen Herrn Prälaten, diese wissen dergleichen Addressen am besten. Verbieten Sie den Studenten das Bücherlesen fleißig, besonders die lutherischen, als da sind, **Gellert, Geßner, Rabner, Wieland,** und wie sie alle heissen. Der solche Bücher ließt, ist ein Freimäurer und Freigeist, ich hab es aus dem Munde eines gelerten Jesuiten. Können Sie es nicht erfaren, wer die Geschichte des Priesters **Schwaiger** (er ist ein Lump, sag ich Ihnen) dem **grauen Ungeheuer** eingesendet hat? Der soll unter

meine Klauen kommen! Empfelen Sie doch das Wallburgisöl den Studenten recht fleissig; will kein Mensch mehr eines kaufen. Der liebe Trauner wird sich ja recht weren gegen die Zeitung von Nürnberg: jezt ist eine recht sündhafte, verläumderische Welt. Wär ich an seiner Stelle, ich schriebe nochmal eine Ode. Sie müssen dergleichen lutherische Zeitungen verbieten lassen. Den ungarischen Wein und die Schnepfen nicht zu vergessen. Leben Sie wol!

Dieser Antrag wurde den beiden Herren zu einer sehr ungelegenen Zeit gemacht; sie namen ihn zwar, gleichwie der Generalvikar, mit der verbindlichsten Danksagung auf, konten ihn aber jezt unmöglich, ohne ihren weit erschollenen Rum scheitern zu lassen, annemen. Denn einer, der in der Dichtkunst seines gleichen suchet, hatte eben eine Opera, die er Monodrama nänte, zu verfertigen; und dessen Kollege arbeitete an Fastnachts- und Endeskomödien, welche auf den baierischen Klosterschulen mit allgemeinem Beifalle der Bierbrauer und Getreidehändler gespielet werden. Warbek war auf seiner Kommission so glüklich, daß er überall eine Zusage erhielt, und dem Judas, seinem Herrn, die sicherste Hofnung machen konte, seinen Hofstaat in

kurzer Zeit mit den tauglichsten und auserle-
sensten Subjekten ausgeschmükt zu sehen. Hier-
auf verfügte er sich nach Landshut, zu dem
berümten Pater Thomas Aqilinas Jost,
Dominikanerordens, der vor kurzer Zeit in ei-
ner öffentlichen Drukschrift den Vorschlag ge-
tan hat, die spanische Inquisizion in Baiern
einzufüren, für welches heilsame und Men-
schen beglükkende Projekt er sogleich zum Vor-
steher seines Klosters ist ernant worden. Er
entwarf seinen Plan so künstlich, daß er so-
gar von der hochwürdigen Geistlichkeit und
einem preiswürdigsten Konsistorium gutgeheis-
sen und unterstüzt ward. Nun bedauerte der
liebe Pater Jost von Herzen, daß er den Ruf
nicht augenbliklich mit Freuden annemen kön-
ne; er versicherte aber hoch und teuer, daß
er sicher Wort halten würde, sobald er seine
Schrift über die Freimäurer und Freigeister,
woran er schon zwei Jahre lang arbeitete,
vollendet hätte. In der Hofnung, daß
er noch gar Generalinquisitor werden dürfte,
schrieb er eigenhändig an Judas den Erzschelm
folgenden Brief;

Großgünstiger und großgebietender
Herr Milord.

Den gnädigen Antrag in Dero Diensten
zu kommen und als Großinquisitor aufgestellt

zu werden, neme ich mit Freuden an, sobald mein Buch, welches ich gegen die Freigeister geschrieben, die Presse verlassen hat. Euer Gnaden dürfen sich auf meine Dienste verlassen; ich bin zwar von Geburt ein Protestant aus dem Bayreutischen, aber jezt für die römische Kirche so eingenommen, daß ich alle Glaubensgegner verbrennen möchte. Gnädiger Herr Mylord, ich werde gewiß die Scheiterhaufen niemals sparen, und hätte ich die Inquisizion nach meinem Plan in Baiern einfüren können, so würde ich meinem heiligen Orden eine unsterbliche Ehre gemacht haben. Wollen mir Eure Gnaden das Geschäft anvertrauen, so will ich noch einige von meiner Denkungsart, deren es mehrere in meiner Nachbarschaft giebt, dazu anwerben, und dann wollen wir morden und verbrennen lassen, daß es eine Herzensfreude ist. Ich kan Ihnen meine Kollegen und die übrigen tauglichen Subjekte so gerade nicht beschreiben, und hoffe das weitere mit nächsten mündlich abzutun. Fällt mir eben etwas bei; ich überschikke Euer Gnaden indeß drei recht vortrefliche Portraits, von recht gelerten und weit und breit berümten Geistmännern; es sind freilich nur Kupferstiche, aber Euer Gnaden werden aus den Mienen, der Gesichtsbildung, Augen rc. alles übrige dennoch begreiflich fassen können. Ich habe diese Portraits aus **Nikolais Reisebeschreibung** herausgerissen, um Euer Gnaden damit aufwarten zu können; es sind die drei Jesuiten Pater Frank, Schönberg und Gruber. Hab jezt frei-

lich das ganze Buch verdorben, aber es schadet nichts; Herr **Nikolai** ist ohnehin nur ein Spötter unserer Brüderschaften, Ablässe und Mirakel. Ich hoffe eine gnädige Antwort, und empfehle mich zu Gnaden.

So weit nun, lieber Leser, reichen die Urkunden und authentischen Nachrichten, welche ich von dem nun seines Reiches beraubten **Judas dem Erzschelm** gesammelt habe. Ich könte zwar meinen Helden noch länger auf der Bühne lassen; aber Sie sehen wol, daß das Ding kein Ende nemen würde, und wir neuerdings lange Weile darüber bekommen möchten. Wahrscheinlich und zu vermuten ist es freilich, daß **Warbek** auf seiner Rekroutirung noch weiter werde fortgegangen sein; nnd ich selbst hätte noch eine Menge Subjekte in Vorschlag zu bringen. Allein ich hielt es für zureichender die Zeit abzuwarten, bis selbst mein Romanheld seinen neuen Plan glüklich oder unglüklich angefangen und ausgefüret hat. Und alsdenn vielleicht, lieber Leser, so Gott will, und mich die heilige Inquisizion nicht trift, mögen wir noch einmal einander zu sprechen kriegen.

Bayerische Staatsbibliothek München

März 87

braith habent genedigsten Decret vorstandes mein selb=:/
mir selbig (: da mir ein: oder ander Karthen brauch
dass

wolt:) a. no… ihr underthenigste ergeb:/ an …
wegen …
hund landtwürster ehrgstig Decret genedigst …

März 87

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Judas der Erzschelm Ein politischer Roman aus dem Reiche der Todten

Straubingen ; Amberg 1786

P.o.germ. 692 ug
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112051-1
VD18 11845783